MAI 2024
AUSGABE 355

Rolling Stone

GERMANY

Bruce Springsteen

Der lange Weg zu „Born In The U.S.A.“

Exklusive Interviews:

Kings Of Leon
Lenny Kravitz
St. Vincent

Großes Special:

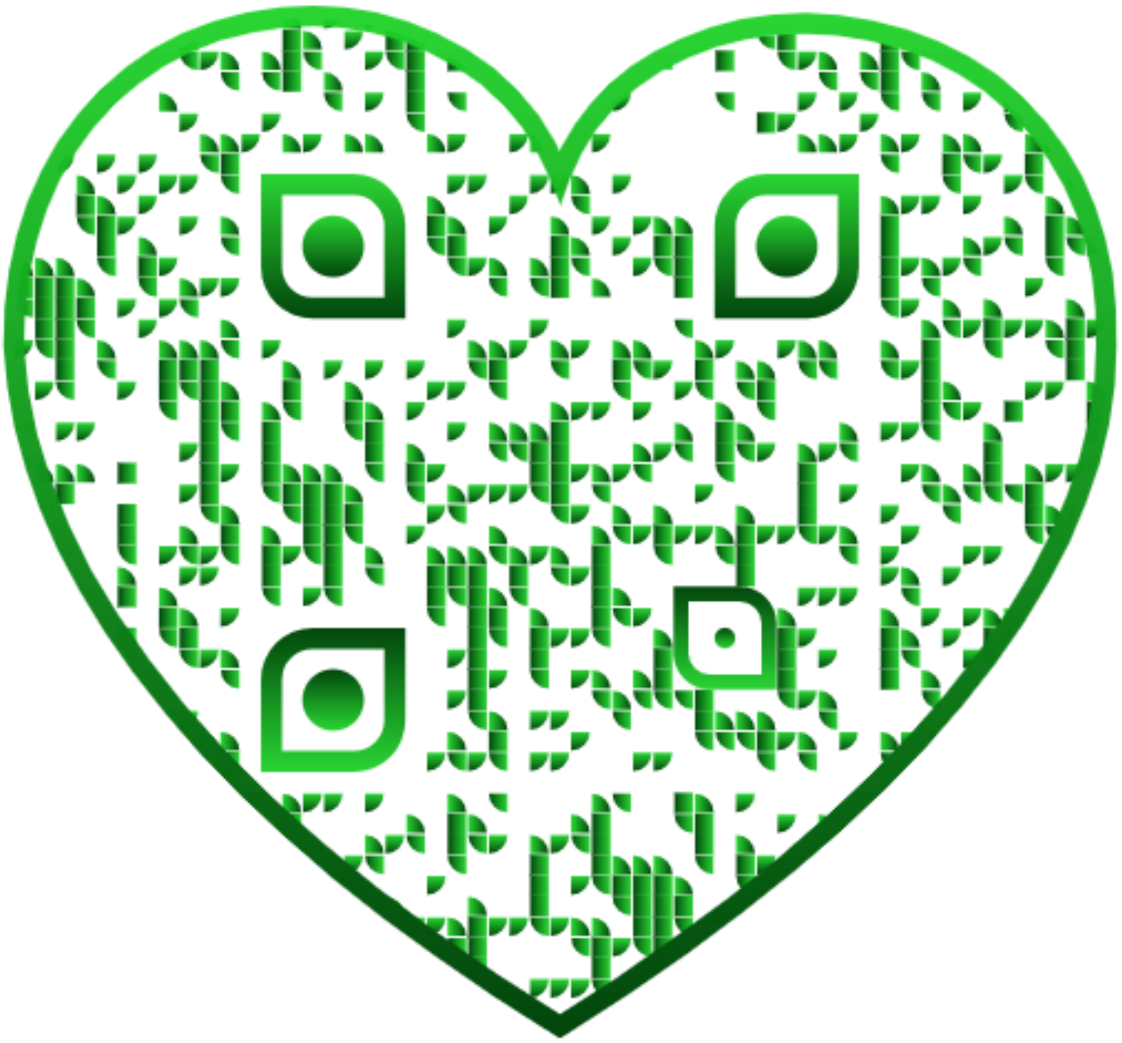
Future of Music

Die Sounds von morgen

Travis
Pet Shop Boys
Villagers
Beth Gibbons
The Lemon Twigs

D: 9,90 € - A: 10,70 € - CH: 15,80 SFR
4 194024 109903 05

RollingStone BRUCE SPRINGSTEEN - ST. VINCENT - LENNY KRAVITZ - THE LEMON TWIGS - KINGS OF LEON - PET SHOP BOYS - VILLAGERS - TRAVIS - BETH GIBBONS - SPECIAL: FUTURE OF MUSIC AUSGABE 355 MAI 2024



Besondere Pastaformen für besondere Genussmomente

Jetzt probieren

DAL 1877
Barilla

EIN ZEICHEN DER LIEBE

Editorial

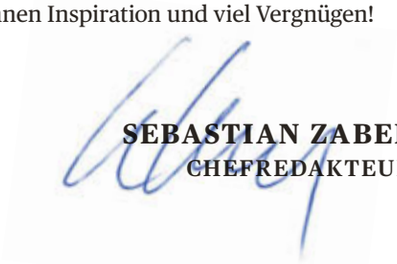
Bruce, der 11.

Liebe Leserin, lieber Leser,

wenn Sie den ersten Teil unserer neuen Serie zu 30 Jahren ROLLING STONE in Deutschland gelesen haben, erinnern Sie sich vielleicht, dass Bruce Springsteen zu den vier meistgecoverten Titelstars unseres Magazins zählt - nach den Rolling Stones, den Beatles und Bob Dylan. Nun zeigen wir ihn zum elften Mal auf dem Cover, in ikonischer Pose. Anlass ist das Jubiläum seines wohl bekanntesten und erfolgreichsten Albums, *„Born In The U.S.A.“*. Bruce-Auskenner Arne Willander erzählt seine Geschichte - und hat dafür gesorgt, dass wir unseren Leserinnen und Lesern eine weltexklusive 7inch mit den Stücken „Dancing In The Dark“ und „Pink Cadillac“ anbieten können. Die Vinyl-Single gibt es nur mit dieser Heftausgabe im Einzelhandel; Abonnenten und Abonnentinnen konnten (und können noch immer) das hochwertig produzierte Prachtstück formlos gegen 2 Euro unter musik-magazine@medienexpert.de bestellen.

Wir entschuldigen uns für die kurze Werbeunterbrechung und blättern weiter im Heft, in dem Sie nicht nur Teil 2 unserer uns selbst feiernden Serie zu 30 Jahren ROLLING STONE lesen, sondern auch brandaktuelle Interviews mit Lieblingskünstlern wie St. Vincent, Lenny Kravitz, den Lemon Twigs und Kings Of Leon. Und - ein großes Special mit dem der Zukunft zugewandten Titel „Future Of Music“. Darin stellen wir Ihnen einige der interessantesten Künstlerinnen, Bands, Produzenten und Entwicklungen vor, die den Sound der kommenden Jahre prägen werden. Von einer digitalen Kunstfigur wie Noonoouri über die Latin-Pop-Erneuerin Young Miko oder die Country-Songwriterin Lizzie No bis zum Berliner Electro-Streichertrio Toechter und dem neuen HipHop-Underground. Weitere Newcomer finden Sie unter „Future Of Music“ auf rollingstone.de.

Ich wünsche Ihnen Inspiration und viel Vergnügen!

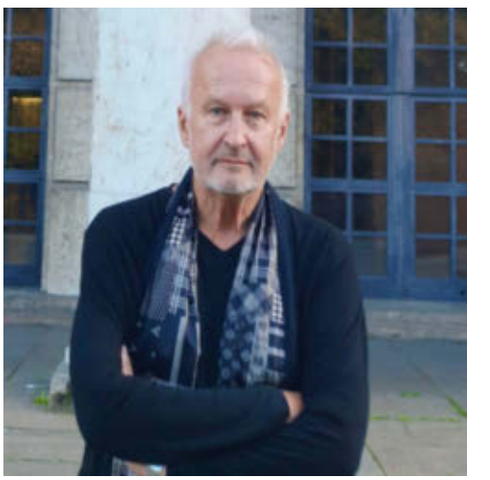


SEBASTIAN ZABEL
CHEFREDAKTEUR

SCHREIBEN SIE UNS!

WIE FINDEN SIE DAS HEFT?

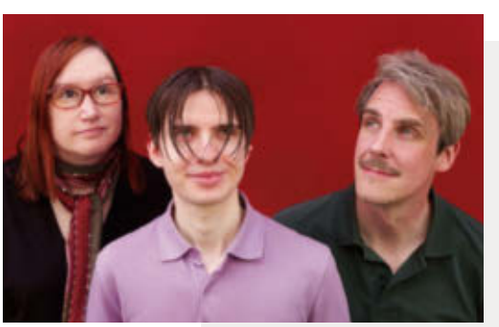
Ihre Meinung per E-Mail an post@rollingstone.de



Es kann nur einen geben

Unser liebster Labelmanager dankt ab. Wir salutieren dem großen Hanns Peter Bushoff

40 Jahre war Hanns Peter Bushoff erst Presse-Chef bei BMG Ariola, später in diversen Marketing-Funktionen bei Sony Music. Vor allem betreute er Patti Smith, Bob Dylan und Bruce Springsteen, zuletzt freischaffend. Sein letzter Coup war die Vinyl-Single „Dancing In The Dark“, die dieser Ausgabe beiliegt. Leser:innen kennen ihn als Autor des „RS-Guide“. Dafür ist Hanns Peter Bushoff prädestiniert: In den 70er-Jahren schrieb er in seiner Doktorarbeit über den ROLLING STONE.



30 Jahre zum Hören

Wissen Sie ja: Wir feiern 30 Jahre ROLLING STONE. Aber wissen Sie auch, wo Sie uns hören können?

Jeden Freitag gibt es eine neue Ausgabe unseres Musik-Podcasts „ROLLING STONE Weekly“. Jan Jekal, Maik Brüggemeyer und Birgit Fuß diskutieren dort über aktuelle Alben – und werden in den kommenden Sommermonaten auch immer eine klassische Platte der vergangenen 30 Jahre vorstellen und einen Gast erzählen lassen. Den Podcast finden Sie bei Spotify, Apple, Deezer – oder bei rollingstone.de.

Uiii, das blendet!

Kennen Sie ja: Die Zukunft strahlt so hell, dass Sie eine Sonnenbrille brauchen

Was und wie werden wir in den kommenden Jahren hören? Was sind die neuesten Entwicklungen, wer die interessantesten Künstler:innen? Weltweit haben sich die 15 Redaktionen des ROLLING STONE (u.a. in Argentinien, Indien, Japan, Großbritannien) Gedanken gemacht und in ihren Ausgaben die für sie spannendsten Acts und Trends vorgestellt. Auch in der deutschen Ausgabe finden Sie ein 15-Seiten-Special – und weitere internationale Newcomer auf unserer Website.

RollingStone future of music

FOTOS: PRIVAT, REDAKTION (2)

post@rollingstone.de

„Eine Ausgabe im Zeichen von Country. Glücklicherweise habt Ihr dem Man in Black den Vorrang auf dem Cover gegeben. Ob Cash sich zu einem Duett mit Beyoncé bereit erklärt hätte?“

— Gregor Hüsch

Johnny Cash

Johnny Cash auf dem Titel weckte sofort mein Interesse. Aber was hatte Euer Bericht mit Cash zu tun, außer ein paar Track-Empfehlungen und tollen Fotos (auf die wohl eher Rick Rubin gehört hätte)? Eine Reaktion von Johnny Cash auf seine Renaissance, seine Passion und was das alles im Herbst seines Lebens mit ihm gemacht hat, hätte mich sehr interessiert. Nicht uninteressant, der Bericht, aber letztlich: Thema verfehlt!

— Karsten Schroeder

Kristen Stewart

Zu wünschen ist Kristen Stewart, dass sie weiterhin ein Stachel im käsigen und dickfelligen republikanischen „Fleisch“ der USA ist.

— Peter Dreßke

Kettcar

Eigentlich ist das unmöglich, aber Birgit Fuß hat es geschafft, meine Vorfreude auf das neue Kettcar-Album noch einmal zu steigern.

— Justus Sonnauer

RS-Guide

Eine reichlich seltsame Zusammenstellung der besten Stones-Platten von den Herren Bushoff und Willander. Natürlich sind solche Sachen, wie alles, was man schreibt und sagt, subjektiv. Aber wo bleiben bitte solche Platten wie *„Black And Blue“* (laut „Mojo“ die „Geheimwaffe der Rolling Stones“) oder der LSD-Trip *„Satanic“*? Sind die Songs „Hand Of Fate“, „Melody“, „Hey Negrita“, „Memory Motel“ oder „She’s A Rainbow“ für die Autoren nicht „gut genug“?

— Thomas Horvath

Beyoncé

Zwei sehr schöne, sehr unterschiedliche Beiträge über Beyoncé und ihr neues Album *„Cowboy Carter“*. Besonders gefallen hat mir der Text von Jochen Distelmeyer, der ja im Grunde eine Abrechnung mit dem modernen Star-System und seinen abgefeimten Strategien ist. Eine erfrischende, wohltuend kritische und dabei gar nicht kulturpessimistisch anmutende Lektüre.
Von solchen Beiträgen in Zukunft gerne mehr!

— Jakob Krüger

Sting & Hitzlsperger

Der „Aufhänger“ für den Kauf war der Artikel über The Police, den ich direkt verschlungen habe. Ich hätte noch lange weiterlesen können, denn von der Band gäbe es natürlich viel zu erzählen. Aber nach ein paar Seiten war schon wieder Schluss. Interessant war auch der Artikel über den Bob-Marley-Film, den ich mir vor Kurzem angeschaut habe. Mit dem Interview mit Thomas Hitzlsperger habt Ihr auch die Fußballfans wie mich ins Boot geholt. Das, was er sagt, wird jedoch auch andere interessieren. Mit dem Heft habe ich auf jeden Fall viel Spaß.

— Sebastian Reis

Rolling Stone digital

IN DIESEM MONAT LESEN SIE AUF ROLLINGSTONE.DE:

Wer wird beim diesjährigen ESC in Malmö gewinnen? Schafft Deutschland es, vertreten durch Isaak (Foto) aus Minden, wenigstens auf den vorletzten statt auf den letzten Platz? Eurovisions-Experte Arne Willander kürt nicht nur den Favoriten für den Sieg, sondern beobachtet die Halbfinals und liefert die nachträgliche Analyse zum großen Final-Abend. +++

FOLGEN SIE UNS JETZT AUF:

Twitter Facebook Instagram Spotify

Der nächste ROLLING STONE erscheint am 31. Mai 2024

RollingStone GERMANY

KUND:INNEN- UND ABONNENT:INNEN-SERVICE

Neue Ansprechpartner im Abo!
Kundenservice Musik-Magazine
Postfach 1154
23600 Bad Schwartau
Telefon: 0451-4906 740
E-Mail: abo@rollingstone.de

Alle Abos und Produkte künftig unter: www.musik-magazine.de

Verkaufspreis: 8,90 Euro inkl. 7% MwSt.
Printabo: jährlich 98,00 € inkl. MwSt. & Zustellgebühr
Abonnement Ausland:
Österreich: 104,00 Euro inkl. MwSt. und Zustellgebühr; Schweiz: 160,00 sfr inkl. MwSt. und Zustellgebühr. Übriges Ausland auf Anfrage.
Bankverbindung:
Mediahouse Berlin GmbH
IBAN: DE95200700000072082101
BIC: DEUTDEHH

mediahouse berlin

ROLLING STONE DEUTSCHLAND
erscheint monatlich in der
Mediahouse Berlin GmbH
Mehringdamm 33, 10961 Berlin
Telefon: 030/308 81 88-222, Fax: -221
E-Mail: redaktion@rollingstone.de
Leserbriefe: post@rollingstone.de
www.rollingstone.de

REDAKTION
Chefredakteur: Sebastian Zabel (V. i. S. d. P.)
Executive Editor (Mitglied der Chefredaktion): Arne Willander
Art Direction: Walter Schönauer *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Redaktion: Maik Brüggemeyer (Creative Director Text), Birgit Fuß (Managing Editor)
Redaktionelle Mitarbeit *(fr)*: Jens Balzer, Max Gösche, Renée Reinholz (Schlussredaktion)
Grafik: Patrick Klose *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Bildredaktion: Nils Stelte *(fr)* (Grafikbüro Schönauer)
Online-Redaktion: Sassan Niasseri (Ltg.), Laura Giesdorf (Social Media/Video), Marc Vetter *(fr)*
Koordination CD-Beilagen: Arne Willander
Ständige Autor:innen *(fr)*: Gunter Blank, Wolfgang Doebeling, Jörg Feyer, Anne Florack, Philipp Haibach, Jan Jekal, Rüdiger Knopf, Frank Lähnemann, Ina Simone Mautz, Ralf Niemczyk, Eric Pfeil, Gunther Reinhardt, Robert Rotifer, Frank Schäfer, Jörn Schlüter, Markus Schneider, Franz Schöler, Frank Thießies, Peter Unfried, Naomi Webster-Grundl, Jürgen Ziemer, Jenni Zylka
Mitarbeiter:innen dieser Ausgabe *(fr)*: Waiss Aramesh, Jonathan Bernstein, Fabian Broicher, Livia Giorgina Carpineto, Andy Greene, Torsten Groß, Cornelis Hähnel, Brian Hiatt, Norman Konrad, Hattie Lindert, Nick Reilly, Birgit Schmitz, Frances Solá-Santiago, Brittany Spanos, Johannes von Weizsäcker, Hella Wittenberg, Studio Pong

VERLAG
Geschäftsführung: Petra Kalb
Verlagsleitung: Bodo Krause
Objektleitung: Volker Schadt, volker.schadt@mediahouse-berlin.de
Brand Partnerships und Vermarktung Live Experiences: Sebastian Prahl (Media Impact), sebastian.prahl@mediaimpact.de, Tim Huth (Media Impact), tim.huth@mediaimpact.de
Vermarktung Marke: Oliver Horn (Hoflieferant) oliver.horn@hof-lieferant.com, Mobil: 0171-2239119
Objektleitung Marketing und Tonträger Sales: Dirk Laubinger dirk.laubinger@mediahouse-berlin.de, Telefon: 030/3088188213
Manager Disposition und Executive Marketing Assistant: Ninja Hansen (für Anzeigen verantwortlich) ninja.hansen@mediahouse-berlin.de, Telefon: 030/3088188140
Abo-Service: Leserservice Musik-Magazine, Postfach 1154, 23600 Bad Schwartau, abo@rollingstone.de, Telefon: 0451/4906740
Objektvertriebsleitung und Vertriebsleitung: Benjamin Pflöger, DMV Der Medienvertrieb GmbH & Co. KG, Meßberg 1, 20086 Hamburg
Herstellung: Thomas Künne, Andy Dreyer (Axel Springer)
Chief Digital Officer – Strategy & New Business: Isabell Dillenkofer
Chief Digital Officer – Product, Tech & Business Development: Remco Meyer
Druck: Dierichs Druck & Media GmbH & Co. KG Peter Reiting, Frankfurter Straße 168, 34121 Kassel
***(fr)*:** Freie Mitarbeiter:innen

Für unverlangt eingesandtes Text- und Bildmaterial wird keine Haftung übernommen. Der Export der Zeitschrift ROLLING STONE DEUTSCHLAND und ihr Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages zulässig. Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag.
ISSN 1612-9563

Datenschutz ist uns wichtig.
Unsere Datenschutzerklärung finden Sie unter www.rollingstone.de/datenschutz. Sie können diese auch schriftlich unter Mediahouse Berlin GmbH, Mehringdamm 33, 10961 Berlin anfordern.

PENSKE MEDIA CORPORATION (PMC)
Chairman & CEO: Jay Penske
President: George Grobar
Managing Director, International Markets: Debashish Ghosh
VP, International Markets: Gurjeet Chima
Associate Director, Brand & Partnership Operations, International Markets: Francesca Lawrence
Manager, Brand & Partnership Operations, International Markets: Emma Wagner

ROLLING STONE HEADQUARTERS
Chief Executive Officer: Gus Wenner
Executive Editor: Sean Woods
Executive Digital Director: Lisa Tozzi
Creative Director: Joseph Hutchinson
Director of Photography & Deputy Creative Director: Emma Reeves
Publisher, EVP, Head of Global Brand Partnerships: Brian Szejka
Associate Publisher: Jessica Grill

Founder & Editorial Director: Jann S. Wenner

Copyright © 2024 by ROLLING STONE LLC. All rights reserved. Reproduction in whole or in part without permission is prohibited. The name ROLLING STONE and the logo thereof are registered trademarks of ROLLING STONE LLC, which trademarks have been licensed to Mediahouse Berlin GmbH.

FOTO: DPA

Inhalt

HEFT 355
MUSIK UND MEHR

FOTO: ALEX DA CORTE

St. Vincent

30

Bruce Springsteen

Vor 40 Jahren erschien sein bis heute erfolgreichstes Album. Wir zeichnen den langen Weg zu *„Born In The U.S.A."* nach, erzählen von Springsteens Arbeit im Studio und seinem Zwist mit Steven Van Zandt

Von Arne Willander

38

St. Vincent

Annie Clark, die ihre Lieder als St. Vincent veröffentlicht, hat für ihr neues Album *„All Born Screaming"* alle Masken abgelegt, um über Tod und Teufel zu singen – und mit dem ROLLING STONE zu sprechen

Von Maik Brüggemeyer

44

Lenny Kravitz

Lenny Kravitz schreibt keine Lieder, er empfängt sie „von oben". Auch sonst hat ihn der Schöpfer ganz gern, wie das freizügige Video zur ersten Single seines neuen Albums *„Blue Electric Light"* beweist

Von Sassan Niasseri

48

Future Of Music

ROLLING STONE blickt voraus: Künstler:innen und Entwicklungen, die die Zukunft der Popmusik entscheidend mitprägen. Mit Young Miko, Gglum, English Teacher, Rachel Chinouriri, Futurebae, Noonoouri, Toechter und vielen anderen in unserem großen Special

64

The Lemon Twigs

Die amerikanischen Brüder Brian und Michael D'Addario bauen als The Lemon Twigs wundervolle Alben, die uns ins goldene Zeitalter des Pop (zurück-)bringen

Von Jan Jekal

The Mix

7 **Kings Of Leon**
Auf ihrem neuen Album wollen die Kings Of Leon der Rockmusik zu alter Größe verhelfen und die nervige Gegenwart vergessen lassen
VON SASSAN NIASSERI

10 **Fletcher**
Eine Krankheit hätte Fletcher fast um ihr Rockstar-Leben gebracht. Jetzt ist sie auf dem Weg der Besserung – in mehr als einer Hinsicht
VON WAISS ARAMESH

18 **Pet Shop Boys**
Mit *„Nonetheless"* beweisen Neil Tennant und Chris Lowe, dass auch Popstars in Würde altern können
VON MARC VETTER

22 **Elena Rud**
Die Münchner Band Elena Rud hat in der Neuen Deutschen Welle den Sound für ihr Debüt gefunden
VON NAOMI WEBSTER-GRUNDL

HISTORY
24 **Tina Turner**
Vor 40 Jahren erschien das Album *„Private Dancer"* – und Tina Turner etablierte sich als Solo-Sängerin zwischen Rock und Soul
VON BIRGIT FUSS

26 **Villagers**
Er nennt sich Villagers, doch seine zart dramatischen Folksongs nimmt Conor O'Brien am liebsten ohne Hilfe auf
VON BIRGIT FUSS

PLUS
Big Special, Sam Evian, Leslie Mandoki und einige mehr

Reviews

MUSIK
69 **Neues von Beth Gibbons**
und 90 weitere Rezensionen

RS-GUIDE
86 **Travis**
Sassan Niasseri über das Werk der britischen Band

FILM, SERIEN & LITERATUR
92 **„Sterben"**
und 18 weitere Rezensionen

TITELFOTO: ANNIE LEIBOVITZ/BRUCE SPRINGSTEEN/SONY MUSIC

RollingStone Beach
GERMANY

BRIGHT EYES

JAKE BUGG • JOHN GRANT • JASON ISBELL AND THE 400 UNIT
KEVIN MORBY • LEVELLERS • MERCURY REV
MY UGLY CLEMENTINE • HUSTEN • THE FELICE BROTHERS
ILGEN-NUR • 86TVS U.V.M.

ALLE INFOS UND TICKETS UNTER WWW.ROLLINGSTONE-BEACH.DE SOWIE 01806 - 853 953*

*0,20/ANRUF AUS DEM FESTNETZ, MOBILFUNK MAX. 0,60/ANRUF

15. & 16. NOVEMBER 2024 • WEISSENHÄUSSER STRAND

The Mix

Kings Of Leon

FOTO: UNIVERSAL MUSIC

Rock stirbt nie

Auf ihrem neuen Album wollen die Kings Of Leon der Rockmusik zu alter Größe verhelfen und die nervige Gegenwart vergessen lassen

Von SASSAN NIASSERI

EIN ALBUMTITEL WIE *„CAN WE PLEASE Have Fun?“* galt noch bis in die Zehnerjahre als hedonistisches Statement. Im Jahr 2024 aber – Corona, Trump, Putin, Gaza, China vs. Taiwan – versteht man diese eigenartig fordernd formulierte Bitte als Reaktion auf weltpolitische Entwicklungen anders: als Ausdruck des Gefühls, dass wir einfach nicht mehr können. Also bitte: Spaß! Jetzt! Haben die Kings Of Leon Platte Nr. 9 deshalb so genannt?

Schlagzeuger Nathan Followill winkt ab. Dann seufzt er: „Wir sind unpolitisch. Aber erschöpft. Ja, der Titel passt zur Ära.“ Sein Bruder Matthew, der Gitarrist, ergänzt: „Wir wollten bei den Aufnahmen wieder Spaß haben. Die Vorgängerplatte, *‚When You See Yourself‘*, wurde von 2020 auf 2021 geschoben, wegen Covid. Wir konnten nicht touren. Nicht auszuhalten!“ Für den Spaß habe nun ihr Produzent Kid Harpoon gesorgt, der zuvor mit dem Harry-Styles-Album *„Harry’s House“* einen Grammy gewann. „Dem war unsere Bekanntheit

Von links: Nathan, Matthew, Caleb und Jared Followill

egal“, erzählt Matthew. „Er kam immer zu spät ins Studio, hat sich erst mal eine Schüssel Cornflakes gemacht und gefragt: ‚Was steht heute an?‘“

Die Kings Of Leon sind politisch, ohne politisch sein zu wollen. Vielleicht wirken sie unbedarft, wie große Jungs, aber sie texten ihre Lieder nicht frei Schnauze. Das neue Stück „Hesitation Generation“ handelt von der Generation Z, die sich angeblich auf nichts festlegen will. Oder? Nathan: „Dem Text habe ich keine Aufmerksamkeit geschenkt … Ist halt ein guter Titel inklusive Reim. Hätte auch ‚Hesitation Celebration‘ heißen können!“ In solchen Momenten wirkt es, als würde die Band, wie es klischeehaft heißt, „die Musik für sich sprechen lassen“ wollen, nichts erklären. So entstehen auch aussagebefreite Albumtitel wie *„Because Of The Times“* von 2007. Fair enough. Leider wird den Kings Of Leon ein Mangel an Selbstironie unterstellt. Aber: Selbstironie verständlich zu machen muss nicht ihre Aufgabe sein. In „Nothing To Do“ singt Caleb von „panic on the street, man is obsolete“. Das kann man lustig finden.

Das Netz scheint ein Urteil schon vor Jahren gefällt zu haben. Die YouTube-Dokus heißen „When Your Band Finally Goes Mainstream“ oder, in Anlehnung an den Single-Hit der Kings Of Leon, nicht „Sex On Fire“, sondern „Sexist On Fire“.

Mit „Sex On Fire“ gelang ihnen 2008 eine Nummer eins in Großbritannien. Das zuvor als „Scheunenrocker aus den Südstaaten“ vermarktete Quartett wurde fünf Jahre nach seinem Debüt zu Superstars des Alternative Rock. Die Followills erinnerten, wie „Pitchfork“ bemerkte, an Bands aus Cameron Crowes Film „Almost Famous“ über die Groupierock-Ära der frühen 70er-Jahre.

Aus „Sex“ wurde „Sexist“, nachdem die angebliche Bedeutung des Lieds offengelegt worden war: ein Blowjob beim Autofahren bei gleichzeitig souveränem Halten der Spur. Von der Band als Interpretation nicht widerlegt. Led-Zeppelin-Fantasien von mächtigen Guitar Wizards und willigen Jungfrauen also. Schon Ende der Nullerjahre, als Begriffe wie „woke“ oder „toxische Maskulinität“ noch nachgeschlagen werden mussten, war dieses Cock-Rock-Ideal ein No-Go in jedem Genre außerhalb von Metal oder Rap. Cancel Culture gab es noch nicht. Gut für die Kings.

Die Diskussion um Sexismus eskalierte 2011, als die Kings Of Leon der Verwendung ihres Songs „Use Somebody“ in der Musical-Comedy „Glee“ eine Absage erteilten, Showrunner Ryan Murphy sein Unverständnis äußerte und Nathan daraufhin twitterte, dann solle der „einen Therapeuten aufsuchen, zur Maniküre gehen und sich einen neuen BH kaufen“. Murphy lebt offen schwul.

Solche Witze sind möglicherweise Ausdruck binären Denkens, das einem in die Wiege gelegt wird. Die Kings – drei Brüder, ein Cousin – sind gläubig. Caleb, Gesang; Matthew, Gitarre; Nathan, Drums; Jared, Bass – biblische Namen und der Vater ein Erweckungsprediger, nach dessen pfingstkirchlichem Grundsatz nur errettet werden kann, wer gegenüber dem Evangelium absoluten Gehorsam zeigt. Die vier Followills wollten dennoch unchristliche Musik machen. Und natürlich Mädchen abschleppen.

Ein Single-Titel wie nun „Mustang“ ist weniger Wildpferd als gedacht, die Zeile „Are you a mustang or a kitty?“ kein provokanter Appell an die Geschlechtsgenossen, Härte zu demonstrieren. „Ich weiß“, sagt Matthew, „die Lyrics lesen sich wie die Infragestellung des modernen Mannes.“ Aber die Story dahinter sei banal: „Calebs Sohn trug ein Shirt mit einem Mustang darauf, seine Tochter schaute Katzenvideos. Die Zeile war ein Platzhalter, der am Ende bestand. So wie auch ‚Sex On Fire‘ – eine Dummy Line, mehr nicht.“

„Gäbe es die Kings nicht, hätten wir einen Malerbetrieb und wären trotzdem glücklich“

In Europa wurden Kings Of Leon seit Beginn ihrer Karriere 2003 geliebt, auch weil sie wie Exoten wirkten, die Verandaglück aus dem goldenen Süden vorlebten, die Idee von einem amerikanischen Dasein, das erstrebenswerter scheint als das in der City. Das „Mustang“-Video, in Downtown Nashville gedreht, zeigt urbane, anarchische Szenen mit aufeinander losgehenden Menschen. Die Kings beobachten darin das Treiben vom sicheren Hochhausdach aus und wollen wieder weg.

Enttäuschte Southern-Rock-Apologeten datieren den „Ausverkauf“ ihrer Lieblinge auf die Tournee 2005 im Vorprogramm von U2. Die Iren bespielten im Rahmen ihrer „Vertigo“-Konzertreise Stadien. Höhenluftschnuppern für die Followills, die zu jener Zeit zwei Top-5-Alben im UK verzeichneten, in den USA aber mit *„Youth & Young Manhood“* und *„Aha Shake Heartbreak“* nicht die Top 50 knacken konnten. Caleb sang seine Texte ab „Sex On Fire“ immer verständlicher und die Gitarren klangen weniger verstimmt. Seitdem gab es auch Nummer-eins-Erfolge in der Heimat.

„Glatt“ und „kommerziell“ sind die zwei häufigsten Phrasen, wenn Künstler sich vom Garagensound – hier eher Heubodensound – der frühen Tage verabschieden, von „Kult“ auf „maximales Kommunikationsbedürfnis“ schalten. Seit *„Walls“* von 2016 machen Studio-Polituren aus ihrem Southern Rock einen Pop-Rock, dafür steht auch Harry-Styles-Produzent Kid Harpoon. Das ändert aber nichts daran, dass die Followills einfach sehr, sehr gute Melodien schreiben. Die Kings Of Leon klangen früher rauschebärtiger als jetzt, manchmal altklug. „Je mehr Kritik wir erfahren“, sagt Nathan, „desto mehr schweißt uns das zusammen. Das vergessen die Leute oft: Wir waren schon vor der Gründung der Kings eng miteinander. Gäbe es die Kings nicht, hätten wir einen Malerbetrieb, wir würden Häuser anstreichen und wären trotzdem glücklich.“

Zudem haben Kings Of Leon mit drei der vier anderen großen Rockbands der Nullerjahre, die zu Festival-Headlinern wurden – den Strokes, Arcade Fire und Radiohead –, eines gemeinsam: Sie inszenieren keine Bühnenshow (anders als Coldplay). Keine verkünstelten Kulissen, keine parallel auf Leinwand gezeigten Spielfilme. Vielleicht sind die Kings sogar noch bescheidener. Sie setzen, anders als Radiohead, selten Visuals ein und bezwingen das Publikum nicht, wie Arcade Fire, durch die schiere Anzahl ekstatisch tanzender Mitglieder.

Rockmusik sei tot, heißt es. Seit Jahren. Stimmt ja nicht. Das wissen auch die Kings Of Leon, deren ältestes Mitglied (Nathan) 44 und deren jüngstes (Jared) 37 Jahre alt ist. „Ich erzähl dir was“, sagt Nathan: „Die Kings Of Leon haben eine neue Platte. Die Killers auch. Die Black Keys. Und Pearl Jam. 2024 wird das Jahr, in dem Rock’n’Roll endlich wieder den Thron besteigt, den er einst aufgeben musste.“ Und er fügt nach einer Pause hinzu: „Dafür bin ich dankbar.“

FOTO: UNIVERSAL MUSIC

DIE BESTEN ALBEN UND MUSIKER

CHARTS

CHARTS FAQs

Im Zeichen des Country

Adrianne Lenker, Beyoncé und Waxahatchee ergründen die Seele Amerikas – Liam Gallagher und John Squire hissen den Union Jack

Es hatte sich angebahnt. Wie eine leise Macht schwebt *„Bright Future“* von Adrianne Lenker nach oben. Spröde knarrende Songs von zerbrechlicher Intensität. Jetzt, da ihre Europa-Konzerte ausverkauft sind, erobert das sechste Album der amerikanischen Neo-Folk-Musikerin Platz 1 der Autoren-Charts.

Mit ihrer 230.000 Menschen zählenden Insta-Gefolgschaft kann sie mit den digitalen Pop-Giganten nicht ansatzweise mithalten. Und doch zeigt die 32-Jährige, wie sie jenseits der Marketing-Maschinen ihren künstlerischen Weg gefunden hat. Eine kleine, feine Öffentlichkeit reicht dafür.

Ähnliches lässt sich auch über Waxahatchee sagen. Die Band um Katie Crutchfield ist seit 15 Jahren unterwegs. Mit gedämpften Tönen ins Rampenlicht.

In ganz anderen Dimensionen bewegt sich die andere Cowboyhut-Trägerin der Saison. Beyoncé Knowles vereint 320 Millionen Menschen auf Instagram, und ihre epische Country-Meditation versetzt auch Boulevard- und Bling-Bling-Medien in Schnappatmung. Dabei sind die 27 Songs und Wortbeiträge keine schnell vergängliche Kost. Ihre musikalischen Gäste mögen reich und berühmt sein – die gemeinsame Arbeit ist dennoch eine Freude.

Bei den Lesern schiebt sich relativ spät Cat Power mit ihrer Dylan-Hommage auf die Poleposition. Im weiten Feld halten sich die Favoriten eisern. Nur das Superduo Gallagher/Squire aus großen UK-Tagen sorgt für ein spürbares Zucken im Tableau. Derzeit haben die Pop-Entwürfe aus Amerika wohl die stärkeren Argumente. **RN**

FOTOS: MOLLY MATALON, SONY MUSIC, WMG

CHARTS AUTOREN

1. **Adrianne Lenker** „Bright Future“ (2)
2. **Julia Holter** „Something In The Room She Moves“ (1)
3. **Vampire Weekend** „Only God Was Above Us“ (8)
4. **Waxahatchee** „Tigers Blood“ (10)
5. **Iron & Wine** „Light Verses“ (-)
6. **Beyoncé** „Cowboy Carter“ (-)
7. **Pet Shop Boys** „Nonetheless“ (-)
8. **Villagers** „That Golden Time“ (-)
9. **Kettcar** „Gute Laune, ungerecht verteilt“ (7)
10. **The Lemon Twigs** „A Dream Is All We Know“ (-)
11. **St. Vincent** „All Born Screaming“ (-)
12. **Christin Nichols** „Rette sich, wer kann!“ (-)
13. **The Last Dinner Party** „Prelude To Ecstasy“ (12)
14. **Beth Gibbons** „Lives Outgrown“ (-)
15. **The Libertines** „All Quiet On The Eastern Esplanade“ (3)
16. **Pearl Jam** „Dark Matter“ (18)
17. **High Llamas** „Hey Panda“ (5)
18. **Nichtseattle** „Haus“ (9)
19. **Jessica Pratt** „Here In The Pitch“ (-)
20. **Mick Harvey** „Five Ways To Say Goodbye“ (-)

CHARTS LESER

1. **Cat Power** „Sings Dylan“ (17)
2. **The Last Dinner Party** „Prelude To Ecstasy“ (19)
3. **Peter Gabriel** „i/o“ (2)
4. **Liam Gallagher/John Squire** „Liam Gallagher/John Squire“ (-)
5. **The Rolling Stones** „Hackney Diamonds“ (1)
6. **Olli Schulz** „Vom Rand der Zeit“ (9)
7. **The Smile** „Wall Of Eyes“ (4)
8. **Husten** „Aus einem nachtlangen Jahr“ (5)
9. **Jerry Leger** „Donlands“ (6)
10. **Lucinda Williams** „Stories From A Rock N Roll Heart“ (11)
11. **Pearl Jam** „Dark Matter“ (-)
12. **Wilco** „Cousin“ (3)
13. **Element Of Crime** „Morgens um vier“ (8)
14. **Stoppok** „Teufelsküche“ (-)
15. **PJ Harvey** „I Inside The Old Year Dying“ (16)
16. **The National** „Laugh Track“ (15)
17. **Margaret Glaspy** „Echo The Diamond“ (-)
18. **Paul McCartney & Wings** „Band On The Run“ (-)
19. **Waxahatchee** „Tigers Blood“ (-)
20. **Pretenders** „Relentless“ (10)

MITMACHEN UND GEWINNEN

Stellen Sie den Charts der ROLLING-STONE-Autor:innen Ihre eigenen Favoriten gegenüber und senden Sie bitte bis zum 2. Mai 2024 eine E-Mail mit Ihren fünf aktuellen Lieblingsalben an charts@rollingstone.de. Zu gewinnen sind diesmal fünf Exemplare des neuen Albums *„That Golden Time“* von Villagers.

Sex, Spaghetti und Selbstzweifel

Eine Krankheit hätte Fletcher fast um ihr Rockstar-Leben gebracht. Jetzt ist sie auf dem Weg der Besserung – in mehr als einer Hinsicht

Von WAISS ARAMESH

Cari Fletcher wusste, dass etwas nicht stimmte. Nachdem sie im Frühjahr 2023 eine Reihe von Auftritten hinter sich gebracht hatte, fühlte sie sich sehr erschöpft – und es waren nicht nur die üblichen Schmerzen eines Lebens auf der Überholspur. Die Sängerin, die als Fletcher auftritt, ging zum Arzt und erfuhr, dass sie an Borreliose erkrankt war, einer bakteriellen Infektion, die zu lähmender Müdigkeit und neurologischen Komplikationen führen kann. Sie kann auch zu Entzündungen und Schäden an den Nerven im Kehlkopf führen, sodass Fletcher mit der schrecklichen Aussicht konfrontiert war, vielleicht bald nicht mehr singen zu können. „Im letzten Jahr gab es viele, viele Momente, in denen ich nicht sicher war, ob ich zur Musik zurückkehren würde", sagt Fletcher, gerade dreißig Jahre alt geworden.

Zum Zeitpunkt der Diagnose war sie bereits eine international bekannte Pop-Künstlerin. Fletcher kann eine herzzerreißende Ballade schreiben oder einen rauen Dance-Hit kreieren. Sie scheut weder Kontroversen noch Bekenntnisse – für eine EP mit dem Titel „The S(ex) Tapes" hat sie Musikvideos mit jener Ex-Freundin gedreht, von der die EP handelte. Sie textete Pikantes („I just had sex with my ex/ In a New York apartment/ Ooh, I thought it'd be harmless") und war *das* Gesprächsthema bei TikTok. Nun, plötzlich, machte sie sich Sorgen, dass alles bald vorbei sein könnte.

Fletcher teilte ihre Diagnose in den sozialen Medien und verschob einige Termine in Übersee. Sie wurde zur Einsiedlerin. „Ich bemerkte all die Dinge, die in der Zeit, in der ich still wurde, plötzlich sehr laut wurden. Diese Dinge waren die Dunkelheit in meinem eigenen Kopf", sagt sie. „Ich musste mich mit der Frage auseinandersetzen: Wer bin ich ohne den Applaus? Das hat mir viel über meinen Selbstwert, meine Überzeugungen und meine Talente verraten."

Fletcher, die in Asbury Park/New Jersey geboren wurde und mit Bon Jovi und Bruce Springsteen aufwuchs, zog für die Behandlung zurück in ihre Heimat und richtete sich in ihrem Kinderzimmer ein. Ein typischer Tag im vergangenen Sommer begann für sie mit einem Spaziergang entlang der Footballplätze, auf denen sie früher selbst gespielt hat. Sie unternahm Radtouren entlang der Bucht, meditierte, schrieb Tagebuch und checkte regelmäßig den Zustand ihres Körpers.

Als es ihr langsam besser ging, packte sie ihre komplizierten Gefühle auf ein Album, das sowohl von Cari, der Person, als auch von Fletcher, dem Popstar, stammt. „*In Search Of The Antidote*" ist eine Ode an alle Formen der Heilung, die Fletcher in den letzten zwölf Monaten durchlaufen hat. „Meine Mutter hat uns Spaghetti und Fleischbällchen gekocht", sagt sie über ihre Zeit in New Jersey. „Wir aßen ein paar Nudeln und gingen dann zurück ins Studio, um weiterzuarbeiten."

Die Künstlerin, die dafür bekannt ist, ihren Rockstar-Lifestyle in Songs zu thematisieren, hat jetzt einen anderen Fokus und eine andere Aura. Am Tag nach den Grammys sitzt Fletcher in einem Café hinter den Hollywood Hills, nippt an einem Pfefferminztee und reflektiert über die bislang verletzlichste Zeit in ihrem Leben. „*In Search Of The Antidote*" ist voll von rohen Emotionen, die zwischen extremer Zuversicht und Verzweiflung schwanken. Im sarkastischen Eröffnungssong des Albums fragt Fletcher sich, ob sie ihr Leben ruiniert, indem sie alles, was sie liebt, in den Wind schlägt. Im Schlussstück findet sie ein Gefühl des Friedens. Dazwischen gibt es herrliche Balladen und Pop-Punk.

Der Schwerpunkt liegt auf der Heilung, aber es ist nicht alles Liebe und Licht – es gibt immer noch eine gesunde Dosis Chaos. In „Doing Better" singt Fletcher über die neue Freundin einer Ex, die auch im Mittelpunkt ihres 2022er-Hits „Becky's So Hot" stand. Die Sängerin beginnt die zweite Strophe des neuen Songs mit: „Your girlfriend never thanked me/ For making her go viral/ Fuck it, I'm her idol."

Die Lead-Single des Albums, „Eras Of Us", schrieb sie, nachdem sie während eines Stopps von Taylor Swifts „Eras Tour" im MetLife Stadium in New Jersey auf ebenjene Ex getroffen war. Es war hart, jemanden zu sehen, mit dem sie so viel gemeinsam erlebt hatte. Aber sie wusste, dass aus dieser Erfahrung mit Sicherheit ein Song entstehen würde.

Fletcher, eine Verfechterin der sexuellen Fluidität, die sich als Teil der LGBTQ-Gemeinschaft identifiziert, zuckt bei dem Gedanken daran, ihre Sexualität mit einem Etikett zu versehen, zusammen. „Ich liebe Frauen, und Frauen sind schön, und sie waren meine Musen", sagt sie. „Aber ich habe viel mehr Freiheit darin gefunden, mich von der Vorstellung zu lösen, dass ich etwas Bestimmtes sein muss. Wenn mir jemand das Etikett der Queerness aufdrücken wollte … Aber selbst das ist nur … Ich weiß nicht. Ich bin einfach so. Ich bin einfach –" Sie bricht ab. Ihr Tonfall ist leicht verärgert, während sie die richtigen Worte sucht, um die Energie zu beschreiben, die sie in der Nähe derer spürt, die ihre Lieder inspirieren. Was also macht eine Fletcher-Muse aus? *Darüber* möchte die Sängerin gern sprechen. „Ich habe viel mehr Musen, als die Leute denken. Die Leute denken, dass die Songs nur von einer bestimmten Person handeln", korrigiert sie mit einem Hauch von Stolz.

Fletcher wird noch immer wegen ihrer Borreliose behandelt und findet Unterstützung bei Familie und Freund:innen. Zu Letzteren gehört auch Miley Cyrus, mit der Fletcher sich für Cyrus' Silvester-Fernsehspecial zusammentat, wo die beiden „Becky's So Hot" und „Midnight Sky" performten. „Ihr Herz ist so groß, und sie ist einfach so präsent und aufmerksam und hört einem zu!", sagt Fletcher über Cyrus. „Ich kann mich wirklich glücklich schätzen, dass ich ihre Energie und ihre Präsenz in meinem Leben habe, und auch die Art und Weise, wie sie mich aufgemuntert hat."

Nach unserem Gespräch im Café bezahlt Fletcher an der Kasse, umarmt mich zum Abschied und geht zur Tür hinaus. Sobald sie außer Hörweite ist, suchen ein paar Kellner sie auf Spotify und einer spielt „Becky's So Hot". Darin singt Fletcher: „She's the one I should hate/ But I wanna know how she tastes." Es ist eine Hymne für chaotische Mädchen – die Art von Schlamassel, von der sich Fletcher immer noch erholt, die sie aber noch nicht ganz abgelegt hat.

In diesen Tagen ist es ruhiger um sie geworden. Fletcher will als Künstlerin weitermachen und auf lange Sicht spielen – was unmöglich wäre, wenn sie so leben würde wie noch 2022. „Früher bestand mein Leben aus Autogrammstunden und Tequila-Shots", sagte Fletcher, als sie ihren Tee ausgetrunken hatte. Trotzdem ist das Chaos nicht verschwunden. Sicher, sie trinkt weniger und hört mehr auf ihren Körper, aber …

„Ich signiere immer noch Titten. Das ändert sich nicht."

Gespiel:innen

JERSEY GIRL

Fletcher wurde in Asbury Park/New Jersey geboren. Und natürlich liebt sie Bruce Springsteen: „Er hat die Art und Weise, wie ich schreibe, sehr geprägt."

DRAMARAMA

Sie drehte für eine EP mit dem Titel „The S(ex) Tapes" Videos mit der Ex, um die es in den Songs auf der EP ging.

SWIFTIE FOR LIFE

Fletcher ist ein großer Fan von Taylor Swift. Auf deren Lob für ihren Song „Undrunk" angesprochen, sagt sie: „In diesem Moment wäre ich fast in Ohnmacht gefallen und gestorben!"

FOTO: JESSICA LEHRMAN FÜR ROLLING STONE

Fletcher

ANALOG DIGITAL FUSION

TECHNIK

AM BESTEN FÜR

NEBELHÖRNER

Cambridge Audio Alva ST

Strictly britische Qualitätsware mit Bluetooth-aptX-HD-Technik. Umschaltbarer Phono-Vorverstärker, einfaches Set-up. Riemenantrieb und vorinstallierter Moving-Magnet-Tonabnehmer. Der Leicht-und-stabil-Tonarm ist eine Neuentwicklung, die robuste Headshell abnehmbar.

599 Euro **CAMBRIDGEAUDIO.COM**

Vinyl lebt: Wer heißes Knistern ohne Kabelsalat und Verstärker genießen will, greift zu modernen Streaming-Plattenspielern. Der digitale Weg zum Lautsprecher

Von RALF NIEMCZYK

AM BESTEN FÜR

KLINGGLÖCKCHEN

Sonoro Platinum

Tüftler-Technik vom Niederrhein. Der integrierte Phono-Vorverstärker ermöglicht digitalen (und analogen) Anschluss via USB Bluetooth; auch Cinch-Anschluss möglich. Riemenantrieb, Gleichstrommotor, höhenverstellbarer Tonarm. Headshell mit Ortofon-2M-Red-System.

598 Euro **SONORO.COM**

AM BESTEN FÜR

GRILLENZIRPEN

Victrola Stream Sapphire

In retrofuturistischem Design verbindet die amerikanische Manufaktur zwei Audiowelten. Die Kooperation mit dem Speaker-Partner Sonos sichert hohen Klangstandard. Carbon-Konsole; der leicht einstellbare Tonarm ist aus Kohlefaser. Aluminium-Kopfstück mit Ortofon-Abnehmer.

875 Euro **EU.VICTROLA.COM**

AM BESTEN FÜR

WELLENSPIELE

Pro-Ject T2 W

Nahtlose Übertragung durch bewährte Wi-Fi-Technologie, somit Integration in jedes Wohnumfeld. High-Res-Streaming zu Lausprechern oder auch netzwerkfähigen Heimkino-A/V-Receivern. Plattenteller aus Glas gefertigt, zweistufiger Vorverstärker. Sumiko-Rainier-Tonabnehmer.

999 Euro **PROJECT-AUDIO.COM**

AM BESTEN FÜR

DREHTROMMELN

TEAC TN-280BT

Drahtlose Verbindung via Bluetooth, Cinch-Ausgang für analoge Line- oder Phono-Formate. Pairing-Taste mit Anzeige in der Konsole. Riemenantrieb. Plattenteller aus Aluminium-Druckguss, schweres MDF-Gehäuse mindert Vibrationen und Resonanzen. Audio-Technica-Tonabnehmer.

329 Euro **EU.TEAM-AUDIO.COM**

Reise zu den Stars

Erklimmen wir diesmal die höchsten Gipfel der Retrophilie: Von Woodstock über die Indien-Trips der Beatles bis zu Elvis' Erdnussbutter

ERIC PFEIL

FÜHRT POP-TAGEBUCH

Wie ich immer wieder höre, empfinden nicht wenige Menschen die Vorstellung als verlockend, in eine Zeitmaschine zu steigen und in eine vergangene Ära ihrer Wahl zurückzureisen. In einer Umfrage aus dem Jahr 2014 erwiesen sich die Deutschen in diesem Zusammenhang mal wieder als rührend langweilig. Auf die Frage, wohin sie denn gern reisen würden, antwortete die Mehrheit: in die eigene Kindheit. Beim heiligen Anno Dazumal! Wenn Sie mich fragen, ist die Vorstellung, das schon Erlebte nochmals besichtigen zu müssen, nichts weniger als entsetzlich. Ich hege beispielsweise absolut kein Interesse daran, meinen Grundschullehrern wiederzubegegnen oder noch mal zum Blockflötenunterricht zu müssen. Nein, die eigene Kindheit gilt es zur No-Go-Area zu erklären. Zudem liegt bekanntlich auf derlei Selbstfixiertheit kein Segen.

Auch Zeitgenossen, die regelmäßig am Altar der Popmusik knien, neigen zu dem Glauben, es wäre erstrebenswert, sich in vergangene Epochen zu transferieren. Doch wohin wiederum sollte eine solcherart motivierte Reise gehen? Ich nehme an, auch die Ergebnisse einer Umfrage zum Thema der als besonders verheißungsvoll empfundenen Pop-Destinationen fielen nicht allzu überraschend aus. Vermutlich würden sich viele Menschen nur zu gern einmal karg bekleidet und von Lysergsäurediethylamid entgrenzt durch den Woodstock-Schlamm wälzen. Für mich wäre das nichts, allein der Hygiene wegen. Andere weilten wohl bevorzugt mal mit den Beatles in Indien. Auch das käme für mich nicht infrage, ich würde das dort gereichte Essen vermutlich noch schlechter vertragen als Ringo Starr. Es ist schließlich Essen aus den 60er-Jahren! So eine Studiosession der Beatles – sicher, da wäre auch Ihr Chronist gern mit von der Partie. Aber man darf nicht vergessen, was man den im Studio Anwesenden alles erklären müsste, wenn man sich da plötzlich aus dem Nichts neben George Harrisons Sitar manifestierte: Stress pur! Und nicht dass den Beatles vor lauter Schreck über den unverlangt eingesandten Gast „When I'm Sixty-Four" oder Ähnliches misslänge. Nein, dann doch lieber ein Ausflug ins Studio 54 des Jahres 1978, ins CBGB des Jahres 1980 oder in den Ratinger Hof desselben Jahres: Da könnte man sich gut unters Volk mischen, auf Zeitreisen ist Anonymität Trumpf.

Megalomanisch veranlagte Musikfreunde könnten auf den Gedanken verfallen, die Exkursion um das Element des Kreativen zu bereichern, und sich berufen fühlen, einmal in der bevorzugten Ära angekommen, in den popkulturellen Zeitenlauf einzugreifen: Sie könnten zu verhindern versuchen, dass Buddy Holly seine schicksalhafte letzte Flugreise anträte und allzu früh seinem Schöpfer ins blutunterlaufene Auge sähe. Sie könnten danach trachten, den Moment zu vereiteln, da Elvis erstmals Bekanntschaft mit der Bibel machte oder Kenntnis von den Wonnen der Erdnussbutter nähme. Es böte sich auch die Chance, Eurodance oder Nu Metal zu verhindern. Aber mit derlei Eingriffen in den Gang der Dinge sollte man vorsichtig sein.

In seinem Roman „Geschichte machen" lässt der Autor Stephen Fry seinen Protagonisten die Zeugung Adolf Hitlers verhindern. Eine gute Idee, sollte man annehmen. Doch die Folgen dieser Einflussnahme sind verheerend, denn schon bald findet sich der Held in einer Gegenwart wieder, die man niemandem an den Hals wünschen möchte. Die bittere Lehre: Der Faschismus hätte selbst ohne den Mann aus Braunau seinen Siegeszug angetreten.

Doch auch Fry beschäftigt sich in seinem Roman ganz nebenbei mit der Option, in den Verlauf der Pop-Historie zu intervenieren. An einer Stelle des Romans lässt er die hochrationale Freundin des Protagonisten sagen, das Erste, was ein vernunftbegabter Vergangenheitsreisender täte, wäre, im Manchester der Siebziger die Gebrüder Gallagher nach der Geburt zu trennen und somit die Gründung von Oasis zu verunmöglichen. England's Dreaming.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

Berthold Seliger präsentiert:

bseliger.de

Surfin' Hawaii

Es ist einer dieser Sehnsuchtsorte, bei denen allein schon das Aussprechen des Namens viele Assoziationen hervorruft: Hawaii! Wir denken an Sandstrände und Surfer, Hula-Tanz und Vulkane. Der Fotograf Olaf Heine widmet sich dieser Inselkette nun mit gleich zwei Projekten: Die Ausstellung „Hawai'i" in der Berliner Camera Work Gallery präsentiert noch bis zum 1. Juni mehr als 40 monochrome, oft großformatige Werke, parallel erscheint bei teNeues ein gleichnamiger Bildband. Heine bereist Hawaii seit vielen Jahren und hat einen speziellen Blick auf die vielschichtige Welt dort, in der natürlich auch der Ozean eine große Rolle spielt - und die Menschen, von den Fischern über die Surfer bis hin zu Musikern wie Jack Johnson.

FOTO: OLAF HEINE / COURTESY OF CAMERA WORK GALLERY

Q&A

Leslie Mandoki

Der Musiker und Produzent über ein neues Album mit prominenten Freunden und sein politisches Engagement

Von JÖRN SCHLÜTER

Seit mehr als 30 Jahren versammelt Leslie Mandoki in seinem Studio am Starnberger See regelmäßig berühmte Musiker, um Alben aufzunehmen. Zu seinen Soulmates gehören alte Meister und Jazz-Größen wie Al Di Meola, Jethro Tulls Ian Anderson, Bill Evans, Randy Brecker, Mike Stern und Till Brönner sowie Supertramps Jesse Siebenberg und John Helliwell. Der 1953 in Ungarn geborene Mandoki flüchtete 1975 nach Deutschland und entwickelte eine Musikkarriere, in deren Verlauf er unter anderem No Angels und Phil Collins produzierte. Zudem hat der streitbare Musiker für Konzerne wie Disney, Daimler und den FC Bayern München Musik komponiert. Nun erscheint das 14. Album der Soulmates, ein komplexes Werk zwischen Jazzrock, Pop, Fusion und Prog. Es heißt *„A Memory Of Our Future“*.

Ihr neues Album wirft kritische Blicke auf die Welt, in der wir leben. Aber es ist auch von spürbarer Wärme durchzogen. Wie passt das zusammen?
Unsere Gesellschaft ist von einem angestrengten Negativismus befallen. Ich glaube, es ist die Aufgabe von uns Musikern, ein Licht am Ende des Tunnels zu sein und unserem Publikum die angesprochene positive Wärme zu geben.

Die Liste Ihrer Bandmitglieder ist ein Who's who aus Musiklegenden und versierten Jazz-Instrumentalisten. Wie schaffen Sie es, diese Menschen zusammenzubringen?
Es ist die gemeinsame Liebe zur Musik. Sie müssen sich das wie eine Seventies-Hippiekommune vorstellen. Für unser neues Album waren wir zweieinhalb Wochen zusammen und haben debattiert: Wie nehmen wir die Gesellschaft aktuell wahr? Wie sollen Inhalt und Form unserer Musik sein, um sie angemessen abzubilden? Außerdem mussten wir jeden Tag diskutieren, wer kocht.

Ich nehme an, Ian Anderson hatte ein paar Curry-Rezepte dabei.
Vor allem wollte er mit mir auf dem Starnberger See Kanu fahren. Wir mögen alle gern eine scharfe Küche - eigentlich sollten wir mal ein Kochbuch veröffentlichen.

Dass Sie das Album streng analog aufgenommen haben, wirkt wie ein Statement – eng zusammenarbeiten, Verantwortung für sein Handeln übernehmen.
Es war wahnsinnig inspirierend, so zu arbeiten. Es ist wie ein handgeschriebener Brief - wir konnten hinterher nichts korrigieren. Das hat viele Emotionen freigesetzt.

Mit Richard Bona und Cory Henry sind neue Musiker in der Band.
Wir haben ja einige unserer Gründungsmitglieder verloren, zum Beispiel Jack Bruce - er spielt jetzt mit Jimi Hendrix und Miles Davis. Die jüngeren Kollegen bringen eine gewisse Frische mit, etwas Generationenübergreifendes.

Haben Sie eine gemeinsame Botschaft?
Wir spüren diese Rebellion in uns. 1989 hat es Glück vom Himmel geregnet, aber seitdem ist vieles falsch gelaufen. Das wollen wir reflektieren: musikalisch, persönlich und gesellschaftlich.

Sie kennen viele Politiker:innen persönlich und haben sich schon öfter eingemischt. Tun Sie das weiterhin?
Sagen wir mal so: Ab und zu nutze ich die Möglichkeit, konfrontative Gespräche zu führen, ob nun mit Lars Klingbeil oder mit Christian Lindner.

Worüber sprechen Sie dann?
Mich interessieren grundsätzliche Themen wie Generationengerechtigkeit. Außerdem sind Werte wie Menschlichkeit und Achtsamkeit nicht genug in der Mitte der politischen Überlegungen. Ich denke, dass Menschen wie ich - ein Einwanderer und ehemaliger Asylsuchender - eine besondere Verpflichtung haben, ihre Perspektive beizusteuern.

So politisch das Album ist, so persönlich ist es. In dem Song „Matchbox Racing“ singen Sie von Ihrem Vater.
Ich habe nur den Text geschrieben - die Musik kommt von meiner Tochter Julia. Ich hatte meinen Kindern von meinem Vater erzählt. Es ging um 1956, als drei Studenten von russischen Soldaten angeschossen wurden und in unserer Wohnung verbluteten. Mein Vater ist dann mit einer ihrer Maschinenpistolen raus auf die Straße, um sich gegen den Überfall zu wehren. Das hat meine Kinder bewegt, und bald darauf kam meine Tochter mit der fertigen Musik zu mir.

Ihr Vater ist in seiner Haltung ein Vorbild für Sie?
Er war ein Nonkonformist. Er hat mich gelehrt, dass wir als Künstler die heilige Aufgabe haben, zu widersprechen.

Auf der einen Seite stehen Sie für die künstlerische Freiheit, das Rebellische und eine Musik, die sich nicht am Mainstream orientiert. Auf der anderen Seite haben Sie Wahlkampflieder geschrieben und für große Marken Musik komponiert. Ist es schwer, diese Welten in Balance zu bringen?
Als ich in dieses Land kam, hatte mein Auto sozusagen keine Rückspiegel. Zu Hause warteten fünf Jahre Freiheitsstrafe auf mich - es ging nur nach vorn. Mit der Gründung meiner Familie kam die Verantwortung, meinen Kindern einen anständigen Start ins Leben zu ermöglichen. Ich habe mir dann ein Studio gebaut, in dem ich frei entscheiden konnte. Die Dinge, die Sie ansprechen, betrachte ich als Handwerk, das ich so gut wie möglich abliefern will. Ich habe Freunde, die neben ihrer Musik Gebrauchsanweisungen lektorieren - man trennt das eine vom anderen im Kopf.

FOTO: EMMER LÁSZLÓ/HGMEDIA

Aus Protest

Joe Hicklin, und Callum Moloney

***Big Special* leihen mit Punk, HipHop und Eighties-Electronic der Arbeiterklasse Englands ihre Stimme**

Von JÖRN SCHLÜTER

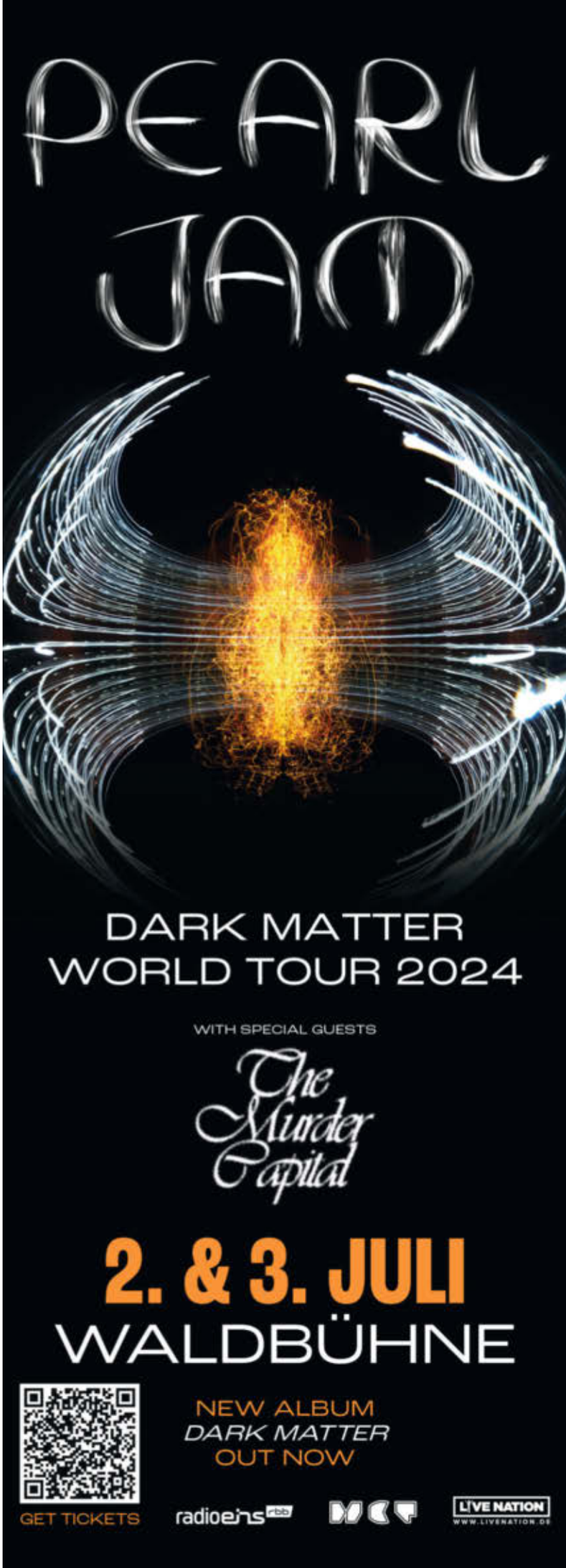
SECHZEHN JAHRE HAT JOE Hicklin akustische Gitarre gespielt und dazu gesungen: Folk-Lieder in den Clubs und Fußgängerzonen des Black Country, des Ballungsgebiets rund um Birmingham. Es heißt so, weil der Himmel während der industriellen Revolution vom Schornsteinrauch schwarz gefärbt war. Schon in seinen frühen Liedern sang Hicklin von der Erfahrung, die auch die Geschichte seiner eigenen Familie ist. „Meine Leute haben die Gegend nie verlassen. Sie waren Minen- und Fabrikarbeiter, und heute machen wir die Gelegenheitsjobs, die das System uns anbietet." Ungefähr zur Zeit der Pandemie hatte er dann genug von seiner akustischen Gitarre. Lange schon hatte er nebenher Gedichte verfasst, die den Zustand des UK mit harten Worten beschrieben und sich wie Spoken-Word-Texte anfühlten - sie brauchten eine andere Musik.

Mit seinem alten Freund, dem Trommler Callum Moloney entwickelte Hicklin einen Sound, der zu den derben Sätzen passte. Heraus kam eine Ästhetik, die Punk-Assoziationen weckt. Aber: „Wir wollen uns kreativ nicht in eine Schublade stecken lassen", sagt Hicklin, „deshalb haben wir uns Zeit gelassen, um herauszufinden, was unsere Stimme ist. Danach gab es keine kreativen Barrieren mehr." Die Grundfarbe auf „*Postindustrial Hometown Blues*" ist dunkel wie einst der Himmel über dem Black Country, Hicklin hat Schaum vor dem Mund. Doch diese Musik erschöpft sich nicht im Punk-Idiom, sondern integriert HipHop, Eighties-Electronic, lyrischen Blues und Industrial-Gospel fast wie bei Algiers. Live kommen die Playbacks bis auf die Drums aus dem Computer. Da denkt man an Sleaford Mods und an Billy Nomates. Vielleicht ist diese Wir-brauchen-auf-der-Bühne-keine-Band-Attitüde ja ein ganz richtiges Mittel, um eine gewisse Selbstermächtigung auszudrücken: Künstlerischer Ausdruck ist nicht zugangsbeschränkt.

In Hicklins Texten geht es ausschließlich um den kleinen Mann, um prekäre Jobs und eine Zukunft, die keine ist. „Das Album spuckt Kotze in den Kochtopf des englischen Klassensystems", sagt Hicklin. „Es geht darauf um die Missachtung des Common Man und darum, wie die Ideale unserer Regierung in die jungen Menschen der Arbeiterklasse gepresst werden, damit sie widerstandslos ihre Rolle als Ware akzeptieren - während sie die Flagge schwenken, die sie unterdrückt." Hicklin sagt das in einer sensibelfreundlichen Art, die man nicht mit seiner neuen Rolle assoziiert, sondern mit der des sanften Singer-Songwriters, der er war. In einem der Videos von Big Special sieht man seinen Stiefvater und seinen Bruder bei ihrer Arbeit als Müllfahrer - ein Job, den auch Hicklin weiterhin gelegentlich macht. „Dass ich jetzt ein professioneller Künstler werde, ist an sich schon ein Akt des Protests, denn das System will nicht, dass Menschen wie ich ihr eigenes unabhängiges Geld verdienen. Es will, dass wir bleiben, wo wir sind."

Es gehe auf dem Album auch um Depression, sagt Hicklin. „Bis zu einem gewissen Grad ist meine persönliche Depression identisch mit der unseres Landes. Ich singe darüber, wie es mir geht, aber meine Erfahrung ist mehr oder minder die von uns allen. Warum sind wir depressiv? Wegen der Welt, in der wir leben!"

FOTO: ISAAC WATSON



Tennant und Lowe

Sehnsucht nach Nähe

Bei den Pet Shop Boys ist jedes Album eine Herzensangelegenheit, aber das neue besonders – sie kehren zur feierlichen Melancholie zurück

Von MARC VETTER

Gespräche mit Neil Tennant und Chris Lowe handeln immer auch davon, was die Pet Shop Boys im Innersten zusammenhält. Neben einer unzertrennlichen Freundschaft scheint dabei auch die lebenslange Neugier zweier Pop-Kids durch, die sich selbst immer noch etwas zu beweisen haben. Das wäre nun mit dem neuen Album *„Nonetheless“* die Rückkehr zu jener feierlichen Melancholie, die ihre besten Songs – darunter die extrovertierten und die in sich gekehrten – umflittert. Zu hören ist das gleich mit der ersten, prachtvoll orchestrierten Single, „Loneliness“, die fast schon etwas plakativ alle Ingredienzien zusammenführt, mit denen sich das Duo seit Jahrzehnten in die Ohrmuscheln schleicht. Melodien, für die andere Bands töten würden.

Ist *„Nonetheless“* also ein klassisches Pet-Shop-Boys-Album? „Wir sitzen nicht im Studio und überlegen, wie wir typische Pet-Shop-Boys-Songs produzieren“, sagt Neil Tennant. „Aber die neuen Aufnahmen sind vor allem eine Herzensangelegenheit.“ Das hat auch damit zu tun, dass der Großteil der Stücke bereits vor oder in der Corona-Zeit entstand. Die Suche nach Nähe, das Gefühl, isoliert zu sein, die Sehnsucht, einander zu begegnen, prägen die Songs. Gleich zwei Tracks führen die Aufforderung zum Tanzen im Titel. Drei Alben lang suchte das Duo mit Produzent Stuart Price einen Anschluss an heutige Dance-Musik. Das eklektische *„Electric“* dürfte von der Trilogie noch am ehesten bestehen bleiben, auch wegen des ereignisreichen „Love Is A Bourgeois Construct“. Wohl nicht ohne Grund schlossen die Pet Shop Boys daran ihre erste Greatest-Hits-Tour an, die auch in diesem Jahr noch läuft. Inspiration für die neuen Lieder war diese Rückbesinnung zu den Blockbustern ihrer Karriere aber nicht, auch wenn ausgerechnet das nun so hell strahlende „Loneliness“ eine Art Überarbeitung von „Love Comes Quickly“ ist, wie Chris Lowe bestätigt. Vielmehr sei die neue Platte eine Sammlung von Erzählungen, in der es um die ganze Gefühlspalette geht und die auch einen humanen Electro-Klang haben sollte. Produzent James Ford arrangierte dafür Streicher und Bläser, sorgte für analog aufgenommene Synthie-Klänge, spielte auch etwas Schlagzeug. Man hört es am schönsten in „The Secret Of Happiness“, das all ihren bekannten Orchesterschmalz in den Schatten stellt.

Ein Album also, das in Hochstimmung entstand und manchmal einen ähnlichen Spirit hat wie *„Yes“*. Tennant schwärmt von dessen anstrengungsloser Produktion vor etwas mehr als fünfzehn Jahren und erklärt, dass das unwiderstehliche „Feel“ ein Rückgriff auf eine Komposition von damals ist, zu der ihm einfach keine Textzeilen einfallen wollten. Das ist nun hörbar anders: Ringo flaniert an einem Kanal, wir tanzen zu Roxy und Bowie, und alles wird mit Weisheiten wie „Everybody needs time to think/Nobody can live without love“ getränkt. „Ich mag den Klang von Wörtern“, gesteht Neil Tennant. „Das ist ja auch das Geheimnis aller großen Poeten: Sie glauben mehr an den Sound der Worte als an deren Bedeutung.“ So schauen uns also Kamikaze-Augen an. Und so werden wir Teil einer „Schlager Hit Parade“. Das Stück ist für deutsche Hörer natürlich das Kuriosum des Albums, und man vergleiche nur, wie der Sänger hier die Wörter wie Zuckerwatte im Mund wendet, und spreche sie im Vergleich selbst auf Deutsch aus, um den Unterschied zwischen Pop-Dichtung und Alltagsgebrumm zu erkunden. Von Schlagern haben die beiden Musiker eigentlich keine Ahnung. Auf Nachfrage können sie keinen einzigen nennen. Aber das Phänomen interessiert sie. Tennant: „Alle verachten ihn, nur das Publikum nicht. Schlager klingen immer irgendwie nach Weihnachtsurlaub. Berlin ist voll von Plakaten für Schlagerpartys.“

„Schlager klingen immer irgendwie nach Weihnachtsurlaub“

Was kann nach solch einem Volltreffer noch kommen? Pläne für die nähere Zukunft haben die Pet Shop Boys nicht. Aber eine Single mit Miley Cyrus aufzunehmen würde sich wie ein letzter großer Traum anfühlen. „Miley produced by The Boys – wie das schon klingt!“, seufzen beide im Chor.

FOTO: ALASDAIR MCLELLAN

Rare Tracks #147

RARE TRACKS IM MAI
PLAYLIST

DevilDuck Records wird 20. Wir feiern mit einigen der schönsten Songs aus dem Katalog des wunderbaren Hamburger Labels

CD TRACKS

1. **The Fourth Wall**
„Darkness Of Heart"

Ein überwältigendes, an Sufjan Stevens gemahnendes Stück Musik der auf Hawaii gegründeten und in Portland/Oregon ansässigen Band. Der Song stammt von ihrem aktuellen Album *„Return Forever"*.

2. **Palila**
„The Long Run"

Das Hamburger Trio Palila präsentiert auf seiner jüngsten Single schnörkellosen, scharfkantigen Indie-Rock zwischen Arctic Monkeys, Spoon und Placebo.

3. **The Macks**
„Comfort Flow"

Power-Pop, Glam und progressive Rock-Spielarten finden in diesem Stück der Band aus Portland zusammen, die in ihrer stürmischen Art auch an frühe Who erinnert.

4. **Gunner & Smith**
„Edge Of The Water"

Im Folk- und Country-Rock-Segment brilliert der kanadische Sänger und Songschreiber Geoff Smith aka Gunner & Smith.

5. **The Dead South**
„Chop Suey"

Wie Smith aus der Provinz Saskatchewan kommen die Bluegrass-Renegaten von The Dead South, die hier bravourös System Of A Down covern.

6. **Conscious Pilot**
„Modern Religion"

Mitreißender, zwischen Wut und Entgrenzung oszillierender Post-Punk der Band aus Green Bay/Wisconsin.

7. **Timesbold**
„Constant State Of Goodbye"

Das Bandprojekt des US-Musikers Jason Merritt inszeniert Folk-Lieder wie aus einem melancholischen Spätwestern.

Noch mehr großartige Tracks können Sie auf unseren Playlists bei Spotify und Apple Music hören!

PLAYLISTS & PODCAST:

RARE TRACKS

Die schönsten Archivfunde: Klassiker der Musikgeschichte und wiederentdeckte Geheimtipps aus mehreren Jahrzehnten.

NEW NOISES

Aktuelle Lieblingslieder der Redaktion: Hier finden Sie die besten neuen Songs aus allen möglichen Genres - einen Soundtrack der Gegenwart, den wir ständig auffrischen.

Rolling Stone WEEKLY AM FREITAG

Die Quintessenz des Podcasts: Unsere Playlist mit allen (guten) Songs, die wir bei „RS Weekly" besprechen.

ALLE PLAYLISTS FINDEN SIE AUF:
www.rollingstone.de/audio

Boy in the Bubble? Isolation Berlin? Autor Torsten Groß im Zorb-Ball im Berliner Lido

LOCATION: LIDO BERLIN

„In der Bubble gefangen“

Zum 30. Jubiläum des ROLLING STONE erzählen Autor:innen die Geschichten hinter ihren Titelstorys. Dieses Mal Torsten Groß über seine Reportage zur Lage der Konzertbranche in der Pandemie

Foto NORMAN KONRAD

DER ZORB-BALL AUF DEM FOTO SYMBOLISIERT den Glamour einer Pop-Inszenierung, wir denken an Wayne Coyne bei den Konzerten seiner Band The Flaming Lips. Gleichzeitig funktioniert der Plastikball als Symbol für die Isolierung des Einzelnen während der Corona-Pandemie. Man ist in einem Zorb-Ball in der plötzlich gar nicht mehr so sprichwörtlichen Bubble gefangen, wie ich beim Shooting für diese Geschichte herausfinden durfte.

Diese Ambiguität hat ROLLING-STONE-Art-Director Walter Schönauer gereizt, als es um die Auswahl des geeigneten Covermotivs für meine Titelgeschichte „Back To Live!“ im Corona-März 2021 ging. Der Recherche waren sorgenvolle Telefonate und Konferenzen vorausgegangen, wie zu der damaligen Zeit üblich per Videocall. „Alles endet, aber nie die Musik“, hatte der Rapper Casper vor einigen Jahren gesungen, am 8. März 2020 endete sie dann eben doch einmal. Zumindest live, auf der Bühne. Ein Jahr war das nun her, ein Jahr ohne normale Konzerte und voller Ungewissheit die Zukunft einer Branche betreffend, die in den vorangegangenen Jahren von einem Rekord zum anderen geeilt und für viele Künstler:innen zu der einzigen verlässlichen Einnahmequelle im Streaming-Zeitalter geworden war. Existenzen waren in Gefahr, die Branche wusste nicht, wie es weitergeht.

Die preisgekrönte Reportage „Back To Live!“ von Torsten Groß erschien im März 2021. Den Autor trifft man regelmäßig bei Konzerten etwa von Pearl Jam, wenn er nicht gerade selbst als Sänger der Band The Big Cheese auf der Bühne steht

Mir war klar: Wir müssen etwas machen, Leute zusammenbringen, erzählen, was da gerade passiert. Also begab ich mich an die Arbeit. Die Kolleg:innen Maik Brüggemeyer, Ralf Niemczyk und Birgit Fuß lieferten ergänzende Recherchen und Interviews, für die Hauptgeschichte sprach ich in wenigen Wochen mit über 50 Personen. Udo Lindenberg schrieb einen Brief, Sarah Connor, Campino, Jan Delay, Jan Müller von Tocotronic, Danger Dan, Sven Regener und viele andere gaben ebenso Interviews wie Universal-Chef Frank Briegmann, Konzertveranstalter wie Marek Lieberberg (Live Nation) und Stephan Thanscheidt (FKP Scorpio) oder Künstlermanagerinnen wie Katharina Köhler (Deichkind). Ich sprach mit Freiberufler:innen, die das Rückgrat der Veranstaltungsbranche bilden, aber auch mit der damaligen Kulturstaatsministerin Monika Grütters und mit Robert Habeck, der einen Zehn-Punkte-Plan zur Rettung der Veranstaltungswirtschaft erarbeitet hatte. Eine so aufwendige Recherche in so kurzer Zeit umzusetzen war nur möglich, weil alle Zeit hatten. Das Thema beschäftigte die Menschen, sie wollten ihre Gedanken teilen, ihren Ärger, ihre Hilflosigkeit. Ich habe eine in Teilen verunsicherte Branche erlebt, die indes bereit war, sich mit kreativen Ideen am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen.

Wie die eingangs erwähnten Flaming Lips: Die amerikanische Rockband gab in der Frühphase der Pandemie ein sogenanntes Space-Bubble-Konzert, bei dem die gesamte Band und das Publikum in Plastikbällen steckten. Ein Foto von diesem Konzert hat Walter Schönauer auf dem ROLLING-STONE-Titel dann als Ultima Ratio einer angeschlagenen Branche inszeniert. Vergleichbare Happenings und Konzerte gab es danach immer häufiger, aber diese schönen Ideen hatten eines gemeinsam: Man konnte mit ihnen kein Geld verdienen.

Die „Back To Live!“-Geschichte hatte ein gewaltiges Echo, unter anderem wurde sie 2021 mit dem Listen To Berlin Award für Musikjournalismus ausgezeichnet. Das alles verschwindet nun langsam im Schleier der Geschichte, es gibt längst wieder Konzerte, die Pandemie erscheint im Rückblick auf seltsame Weise unwirklich.

Ist also endlich wieder alles gut? Nur an der Oberfläche: „Meine Hoffnung ist, dass gewisse turbokapitalistische Entwicklungen in unserer Branche nach der Pandemie korrigiert werden.“ Diesen Satz hat der Buback-Chef Thorsten Seif damals im Interview gesagt. Das Gegenteil ist der Fall: Im zweiten Post-Pandemie-Jahr haben wir immer noch mit deren Auswirkungen zu tun, ganz eingefangen wird man sie wohl nie wieder bekommen. Die Diskussionen der vergangenen Monate über absurd überhöhte Ticketpreise und „Dynamic Pricing“ anlässlich der Tourneen von Bruce Springsteen, Adele, Taylor Swift oder Pearl Jam sind nicht zuletzt eine direkte Folge der Pandemie und der seitdem drastisch gestiegenen Produktionskosten. So war Corona rückblickend sogar ein Beschleuniger der von Seif befürchteten Entwicklung. Wir erleben im Kulturbetrieb eine zunehmende Konzentration weniger Megaplayer an der Spitze.

Nachdem die Veranstaltungswirtschaft zunächst von der Politik ignoriert zu werden schien, haben zahlreiche Hintergrundgespräche, Initiativen und Artikel wie „Back To Live!“ gigantische Subventionspakete bewirkt, die allerdings die großen Player womöglich ein bisschen zu üppig und viele Einzelunternehmer, Freiberufler und vor allem Künstler:innen wenig bis gar nicht bedacht haben.

Darüber sollte man demnächst auch noch mal eine Geschichte machen. Allerdings gern ohne Zorb-Ball - es kann verdammt heiß werden in diesen Dingern.

RS Shortlist

HÖCHST- UND DURCHSCHNITTSPREISE UNSERER EXKLUSIVEN ROLLING-STONE-SINGLES AUF DER PLATTFORM DISCOGS

1. **Oasis** „Champagne Supernova“ 58,86 (23,99)
2. **Depeche Mode** „Ghosts Again“ 54,87 (18,99)
3. **The White Stripes** „We’re Going To Be Friends“ 35,32 (10,40)
4. **Queen** „Bohemian Rhapsody“ 34,99 (13,99)
5. **Prince** „Sign O’ The Times“ 32,55 (8,25)
6. **David Bowie** „Helden/Heroes“ 29,42 (14,06)
7. **Bruce Springsteen** „Rocky Ground“ 29,00 (5,00)
8. **Prince** „17 Days/1999“ 28,80 (9,96)
9. **Noel Gallagher** „Dead To The World“ 28,24 (18,12)
10. **Bruce Springsteen** „Do I Love You“ 25,00 (15.99)
11. **The Rolling Stones** „Wild Horses“ 25,00 (12,00)
12. **Neil Young** „After The Gold Rush“ 24,00 (7,25)
13. **The Who** „My Generation“ 23,54 (7,73)
14. **Beady Eye** „The Roller“ 23,54 (5,38)
15. **Bob Dylan** „Like A Rolling Stone“ 20,00 (7,95)
16. **Bob Dylan** „Love Sick“ 19,99 (12,00)
17. **Prince** „Hot Summer“ 19,99 (9,99)
18. **Die Toten Hosen** „Wir sind bereit“ 19,99 (8,75)
19. **Eric Clapton** „Layla/After Midnight“ 19,54 (7,45)
20. **Die Toten Hosen** „Hier kommt Alex“ 16,00 (8,94)
21. **Phil Collins** „In The Air Tonight“ 15,00 (7,25)
22. **Various** „The Motown Jubilee EP“ 15,00 (4,90)
23. **Bob Dylan** „Tell Me That It Isn’t True“ 14,99 (7,25)
24. **Elvis Presley** „Good Rockin’ Tonight“ 14,00 (5,99)
25. **Udo Lindenberg** „Alles klar auf der Andrea Doria“ 13,99 (5,00)
26. **R.E.M.** „Losing My Religion“ 13,94 (6,00)
27. **Elvis Presley** „That’s All Right“ 12,98 (5,00)
28. **Paul Weller/Moke** „Split-Single“ 11,76 (5,28)
29. **Johnny Cash** „She Used To Love Me A Lot“ 9,49 (3,95)

Elena von Elena Rud

Fast schon ideal

Die Münchner Band Elena Rud hat in der Neuen Deutschen Welle den Sound für ihr Debüt gefunden

Von NAOMI WEBSTER-GRUNDL

„DEINE BLAUEN AUGEN MACHEN MICH so sentimental. Wenn du mich so anschaust, wird mir alles andre egal.“ Blümchen, Silbermond, Gunter Gabriel – sie alle coverten den Neue-Deutsche-Welle-Hit „Blaue Augen“ von Annette Humpe. In diese Reihe der künstlerischen Verbeugung fügt sich nun auch die Münchner Band Elena Rud ein. Wo das Original mit betonter Lässigkeit versus überschäumender Verliebtheit kokettiert, spürt man bei der Version von Elena Rud vor allem süße Verzweiflung und verliebte Besessenheit. Am Ende leiht sich das Lied nur zwei Zeilen aus dem 80er-Jahre-Song – doch der Einfluss auf das Debütalbum der Münchner, *„Heimlich weinen“*, ist enorm.

„Mit dem Album haben wir uns als Band zum ersten Mal wirklich gefunden. Soundtechnisch, lyrisch und emotional“, erklärt Band-Chefin Elena. Bassist Eley erzählt: „Elena hatte das ‚Blaue Augen‘-Cover vorgeschlagen, und als wir damit fertig waren, haben wir gemerkt: Das klingt irgendwie geiler als die Sachen, die wir bisher gemacht haben. Und so sind wir im Entstehungsprozess des Albums tief in die NDW-Musik eingetaucht und haben uns stark inspirieren lassen.“ Vor diesem blauäugigen Erweckungserlebnis hatten Elena Rud Musik mit englischen Texten gemacht, die zwischen Indie-Pop-Rock und Synthie-Wave noch nicht genau wusste, wo sie hinwollte. Ursprünglich war das Ganze ein Solo-Projekt von Elena gewesen. Eley hatte sie auf Facebook entdeckt und lauerte auf die Chance einer Zusammenarbeit. 2019 suchte Elena dann jemanden, der Synthies bei ihr spielt. „Ich habe mich damals mit mehreren Leuten getroffen, aber zwischen Eley und mir hat es gleich gefunkt, weil er einfach der Einzige war, der mich gefragt hat, was meine Vision ist“, erinnert sich Elena. Sie waren sich einig: Sie meinen es ernst mit der Musik und wollen irgendwann im besten

> ***„Da ich nicht so viel übe, klingt alles ein bisschen punkiger“***

Fall davon leben können. Daraufhin trommelte Eley als gut vernetzter Mastermind den Rest der Band zusammen: Max am Keyboard, Hendrik am Schlagzeug und Rafael an der Gitarre. Die vier jungen Männer sind nun Elenas „Rudel“, wie sie sich selbst liebevoll nennen. „Die Jungs sind alle Jazzer und spielen superperfekt, aber da ich total autodidaktisch und nicht so perfekt spiele, weil ich auch nicht so viel übe, klingt alles direkt ein bisschen punkiger“, lacht Elena.

Während sie für ihre EP noch mit Wanda-Produzent Paul Gallister zusammenarbeiteten, produzierten sie ihr Album *„Heimlich weinen“* bis auf das „Blaue Augen“-Cover komplett selbst. Dafür entschieden sie sich einerseits, weil sie es sich technisch zutrauten, aber vor allem weil sie die Platte jetzt machen und nicht auf Termine mit Produzenten warten wollten. „Wir wollten, dass das Album eine Momentaufnahme davon ist, wer wir jetzt gerade als Band sind“, so Elena.

Im Mittelpunkt steht Elenas rau-zerbrechliche und gleichzeitig intensiv-kraftvolle Stimme. Sie singt von Exzess, Ausbruch, Spaß und Gefahr, von Einsamkeit, von Therapie und natürlich von Liebe – immer gern zwischen Melancholie und Ironie. „Das Album ist eine manische Achterbahnfahrt durch alle Facetten der Gefühlswelt“, fasst sie das Narrativ der Platte zusammen. Im Rahmen der Neue-Deutsche-Welle-Klangkulisse experimentiert die Band mit Geräuschen, Sounds, Einspielern. Die Musik erinnert nicht nur an die Achtziger-Inspirationen, sondern auch an 2000er-Indie-Pop. Mal ist alles überladenes Freidrehen, mal reduzierte Ernsthaftigkeit. „Als ich noch englische Texte geschrieben habe, habe ich viel mehr in Konventionen gedacht: So muss ein Liebeslied klingen, so muss das aufgebaut sein. Bei ‚*Heimlich weinen*‘ haben wir uns viel mehr getraut, verschiedene Sachen und Genres auszuprobieren“, meint Elena. „Ich finde, dass du auf Deutsch auch einfach besser schreibst“, wirft Eley ein.

Geweint wurde bei der Aufnahme der Platte auch – zumindest von Elena beim Einsingen des sehr tiefgründigen Depri-Stücks „Dopamin“. Während heimlich zu weinen ja etwas sehr Trauriges und Einsames ist, kann gemeinsam weinen etwas sehr Schönes und Verbindendes sein. Vielleicht versuchen Elena Rud es im Herbst auf ihrer ersten Headliner-Tour auch mit ihren Fans.

FOTO: LOU HERZOG

Küche der Kindheit

Nicht nur müssen immer mehr Traditionsrestaurants schließen – auch viele klassische deutsche Gerichte drohen auszusterben

GUNTER BLANK

GEHT ESSEN

Am Ende muss man Altbundeskanzler Kohl vielleicht doch dankbar sein. Immerhin hat er es geschafft, im Alleingang ein deutsches Regionalgericht zu rehabilitieren und weltweit bekannt zu machen. Der Pfälzer Saumagen hat dank Kohl und seinem Deidesheimer „Leibkoch" Manfred Schwarz das Image einer provinziellen Monstrosität abgelegt und wird verdientermaßen als Delikatesse wahrgenommen. Damit ist er fürs Erste dem Schicksal vieler deutscher Traditionsgerichte entkommen, die mehr und mehr von den Speisekarten verschwinden. Während Franzosen und Italiener mit Caillette ardéchoise (im Schweinenetz gegartes Wild- und Pilzragout) und Nervetti cotti (gekochte Kalbssehnen) ihre nationalen Besonderheiten wie ihre Augäpfel hüten, sind ihre deutschen Pendants vom Aussterben bedroht. Das hat mehrere Gründe, deren Zusammenspiel dazu führt, dass ein Großteil unseres kulinarischen Erbes – vielleicht unwiederbringlich – verloren geht.

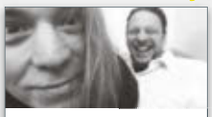
Zunächst ist da das Restaurantsterben, das inzwischen bedrohliche Ausmaße angenommen hat. Allein 2023 wurden in Deutschland 14.000 Gaststätten und Restaurants geschlossen, für dieses Jahr wird noch einmal dieselbe Zahl prognostiziert; seit Ausbruch der Pandemie 2020 wären wir dann bei etwa 50.000 Betrieben angekommen. Überproportional betroffen sind die günstigen gutbürgerlichen Gasthäuser. Natürlich gibt es sie noch, die Wirtshäuser, die in Bayern, Westfalen und Norddeutschland Schweinsbraten, Pfefferpotthast und Labskaus anbieten. Aber in der Provinz, abseits der Touristenpfade, sind sie praktisch verschwunden, während Pizzerien und Steakhäuser über Zuspruch nicht klagen können.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Der Verfasser liebt Pizza, Burger und überhaupt praktisch alle Küchen dieser Welt, aber er liebt eben auch die Gerichte seiner Kindheit.

Womit wir beim nächsten Punkt wären. Denn fast alle dieser klassischen deutschen Spezialitäten sind nur mit einigem Aufwand auf den Tisch zu bringen, seien es Linsen mit Spätzle, Königsberger Klopse, Gaisburger Marsch, Saure Kutteln, Saure Nierchen, Forelle Müllerinart, gedämpfter Aal, Kalbs- oder Rinderzunge, Dithmarscher Mehlbeutel, Ochsenmaulsalat – die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Fast alle diese Gerichte haben ihren Ursprung in der Armeleuteküche und wurden von Generationen von Hausfrauen und Köchen verfeinert. Sie frisch und schmackhaft herzustellen, bedarf es Zeit und Talent, kostenintensive Faktoren, die nicht zwangsläufig über den Preis wieder hereinzuholen sind. Stattdessen dominieren im einfachen Segment allerlei Schweineschnitzel und im gehobenen Lammkarree, Rehrücken und Zander, schmackhaft zwar, aber auf Dauer langweilig, während die alten Gasthäuser von modernistisch auftrumpfenden Steakhäusern verdrängt werden. Filet vom Simmentaler Rind, Rumpsteak, Rib Eye, Tomahawk, gern vom Wagyu und Dry Aged angeboten, suggerieren Topqualität, was hohe Preise bei gleichzeitig minimalem Personalaufwand erlaubt, zumal wenn als Beilagen wenig mehr als Pommes, Salat und gegrillte Champignons serviert werden. Eine solche Küche kommt mit einem mäßig begabten Koch und vielleicht noch einer Küchenhilfe aus. Ein Koch hingegen, der perfekt gerollte Flädle (mit Hack gefüllte Pfannkuchen) oder knusprig-zarte Mistkratzerle (mit Kalbsbries gefüllte Küken) zubereitet, benötigt Talent, Vorbereitungszeit und Souschefs – die jenseits einiger weniger, oftmals besternter Edelregiorestaurants nicht mehr zu finanzieren sind. Zumal auch – und hier sind wir beim dritten Punkt – der deutsche Gast nur mehr wenig mit seinen französischen oder italienischen Pendants gemein hat. Die Leute gehen nicht nur seltener essen, sie scheinen sich auch immer weiter vom Ursprung der Produkte zu entfernen. Ein ganzer Fisch, ein Fettansatz im Braten, von Innereien ganz zu schweigen, scheinen tabu. Weshalb man, will man heutzutage eine Kalbsleber genießen, zum Italiener gehen muss. Undenkbar indes, dass man in Italien hinnehmen würde, dass die geliebten Nervetti cotti aussterben.

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

KONZERTBÜRO
SCHONEBERG



Friska Viljor
27.04. - 05.05.24
Köln / München / Dresden
Hannover / Berlin
Hamburg / Osnabrück

Palehound
29.04.24 Hamburg
05.05.24 Berlin

Chilly Gonzales
06./07.05.24 Frankfurt

William Fitzsimmons
08.05.24 Köln
09.05.24 Berlin

Hurray For The Riff Raff
23.05.24 Berlin

Slowdive
03.06.24 Dortmund

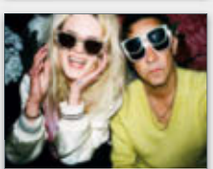
Lambchop
05.06.24 Berlin

Gary Clark Jr.
16.07.24 Berlin

Ziggy Alberts
18.07.24 Hamburg
20.07.24 Berlin
15.08.24 Köln
17.08.24 München

Israel Nash
20.07.24 Hannover
25.07.24 Köln
26.07.24 Schorndorf
27.07.24 Herzberg Festival

Calexico
23.07.24 Hannover
24.07.24 Freiburg
26.07.24 Herzberg Festival
27.07.24 Heimspiel Knyph.
28.07.24 Erfurt



The Kills
13.08.24 Köln

Daniel Norgren
22.09.24 Berlin
23.09.24 Hamburg
29.09.24 Köln
30.09.24 München

Scott Matthew
13.10. - 27.10.24
Berlin / Dresden
Leipzig / Hamburg / Köln
München / Berlin

MEUTE
18.10.24 Münster
19.10.24 Düsseldorf

TICKETS & INFOS:
WWW.SCHONEBERG.DE

POP IN BILDERN

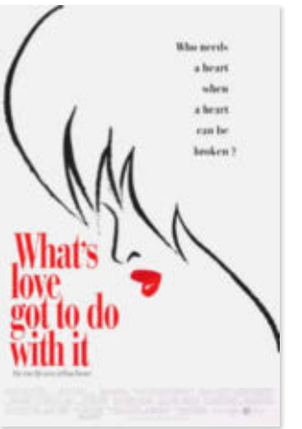
HISTORY

RS

DAS DUETT

MIT DAVID BOWIE

Den Song „Tonight“ sang Turner auf ihrer ersten Solo-Tournee in Birmingham 1985 mit David Bowie (Foto), zu „It’s Only Love“ kam Bryan Adams auf die Bühne.



DER FILM

MIT ANGELA BASSETT

Im Jahr 1993 wurde aus „What’s Love Got To Do With It“ ein Filmtitel: für das Biopic über Tinas Zeit mit ihrem gewalttätigen Mann Ike, mit Angela Bassett in der Hauptrolle.

DIE TROPHÄEN

GRAMMYS

Gleich vier Grammys gewann Turner mit *„Private Dancer“*: Single und Song des Jahres, bester weiblicher Gesang in den Kategorien Pop („What’s Love …“) und Rock („Better Be Good To Me“).

DIE HELFER

VON BECK BIS KNOPFLER

„Private Dancer“ hatte Mark Knopfler (u.) eigentlich für seine Dire Straits geschrieben, fand dann aber, eine Frau müsse den Song (der von einer Stripperin handelt) singen. Das Gitarrensolo überließ er dann auch noch seinem Kollegen Jeff Beck (o.).

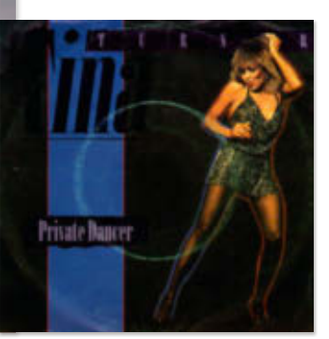
Vor 40 Jahren erschien das Album „Private Dancer“ – und Tina Turner etablierte sich als Solo-Sängerin zwischen Rock und Soul

Von BIRGIT FUSS

ALBUM & SINGLE

„PRIVATE DANCER“

Es war Tina Turners fünftes Soloalbum – und ihr Durchbruch als Rock-Sängerin: Es verkaufte sich mehr als 20 Millionen Mal. Neben etlichen Coverversionen (Bowie, Beatles, Ann Peebles, Al Green) vertraute sie auf den Songwriter Terry Britten, der ihr „What’s Love …“ und „Show Some Respect“ schrieb.



FOTOS: GETTY IMAGES (10), DPA

Nach eigenen Regeln

FOTO: CJ HARVEY

Sein viertes Album nahm Sam Evian mit Adrianne Lenker von Big Thief in den Catskills auf

Von JÖRN SCHLÜTER

SEIT ETWA 15 JAHREN TAUCHT Sam Owens immer wieder im Zusammenhang mit interessanten Musikproduktionen auf. Etwa als Toningenieur von Shahzad Ismaily, dessen New Yorker Figure-8-Studio er aufbauen half. Oder als Gründer des Brooklyner Indie-Jazz-Outfits Celestial Shore, mit denen er in den Zehnerjahren drei Alben veröffentlichte. Danach nannte Sam Owens sich Sam Evian und veröffentlichte drei Alben als Solokünstler, auf denen es um Sixties- und Seventies-Sounds ging.

Doch auch als Produzent anderer Künstler:innen ist Evian gut beschäftigt. Bald zwei Dutzend Alben lenkte er bisher, unter anderem für Cass McCombs, Okkervil River, Cassandra Jenkins und Johanna Samuels – Evian machte sich mit multiinstrumentalen Fähigkeiten, Indie-Flair und einer großen Expertise für alte Analog-Technologie einen Namen.

2018 war er gemeinsam mit seiner Partnerin Hannah Cohen (deren Alben er ebenfalls produziert) von Brooklyn in ein Haus in den Catskill Mountains gezogen. Zu den ersten Kunden dort gehörten Big Thief, die mit Evian ein Viertel ihres Doppelalbums *„Dragon New Warm Mountain I Believe In You“* aufnahmen. Zu dem Anwesen gehört neben dem Wohnhaus eine Scheune, die Evian bis Ende 2022 zum Tonstudio ausbaute. Eine Zeit von Blut, Schweiß und Tränen, sagt er. „Die Scheune hatte keinen Fußboden und drohte ständig über uns zusammenzubrechen. Aber endlich einen von mir selbst entworfenen Raum zu haben, in dem Menschen kreativ sein können, war die Mühe wert.“ Jetzt erscheint die erste Arbeit, die dort entstand: Evians viertes Solowerk, *„Plunge“*.

Die Produktion begann mit einer Party am Silvesterabend 2022, deren Gäste in den folgenden acht Tagen das Album aufnahmen. Darunter Trommler Sean Mullins, Gitarrist Liam Kazar und Big Thiefs Adrianne Lenker. Auch der Nachbar kam vorbei und brachte das Feuerwerk mit: Sufjan Stevens, der aber nicht auf dem Album mitwirkt. „Für ein Album ist die Zusammenstellung der Musiker genauso wichtig wie die Songs“, sagt Evian. „Die Mitschnitte sind eine Dokumentation dieser Menschen, wie sie in einem Raum Zeit verbringen. Eigentlich geht es immer darum, die Kontrolle aufzugeben und sich voneinander überraschen zu lassen.“ Um ebendas sicherzustellen, setzt der Gitarrist und Sänger sich und seinen Musiker:innen für Studiosessions gern Regeln. Bei einem Album verbot er, ein Stimmgerät zu nutzen – alle sollten wachsam bleiben, statt der Technik zu vertrauen. Bei einem anderen war der Einsatz von Kopfhörern untersagt – die Band sollte sich gut zuhören, unmittelbar im Raum. Auch für sein eigenes Repertoire wandte er eine Regel an: Mit dem mexikanischen Musiker Santiago Mijares war jemand im Team, der an wechselnden Instrumenten spielen sollte, was er wollte. Eine Wildcard.

Die Freundschaft im Raum, das Vertrauen auf den Moment, die Begrenztheit der 8-Spur-Tonbandmaschine: Man erlebt auf *„Plunge“*, wie ein routinierter Produzent für seine eigenen Songs die Zügel schleifen und die Musik ihren Weg finden lässt. Etwa beim Fleetwood-Mac-artigen „Why Does It Take So Long“, bei dem die versammelten Musiker:innen einfach während der Playback-Aufnahme in den Raum sangen und ein feierliches Gefühl erzeugten, das man nicht planen kann. Andere Songs verweisen auf die Beatles.

Neben anstehenden Produktionen möchte Evian 2024 so viel wie möglich touren. Aber nicht solo, wie es der Markt derzeit fordert, sondern mit der ganzen Band. „Ich langweile mich, wenn ich allein spiele. Ich liebe die Interaktion mit meinen Kollegen einfach zu sehr.“

O'Brien in Oscar Wildes Geburtshaus

Allein, nicht einsam

Er nennt sich Villagers, aber seinen zart dramatischen Folk nimmt Conor O'Brien am liebsten ohne Hilfe auf

Von BIRGIT FUSS

Conor O'Brien ist kein einsamer Mensch, er ist nur sehr gern allein. Ein entscheidender Unterschied – und manchmal für extrovertierte Menschen schwer zu begreifen. Vielleicht hilft da das sechste Album seines Projekts Villagers, *„That Golden Time"*. Der erste Song heißt gleich „Truly Alone", und tatsächlich hat O'Brien die Stücke weitgehend für sich in seinem Dubliner Apartment gespielt und aufgenommen, erst später noch einige Leute eingeladen. Seit seinem zwölften Lebensjahr schreibt er Songs, jetzt ist er vierzig. Er weiß also, was er tut. Bei Villagers-Konzerten schätzt er seine Band sehr, sie proben und spielen immer exzessiv, doch ansonsten genießt er schon immer die Isolation: „Vielleicht schaffe ich deshalb recht viel. Und die paar Leute, mit denen ich rumhänge, sind ähnlich. Wenn um mich herum zu viel los ist, kann ich mich nicht konzentrieren. Ich brauche die Ruhe."

„Wenn zu viel los ist, kann ich mich nicht konzentrieren"

Hin und wieder passiert es O'Brien, dass Lieder zu persönlich werden, die kommen dann nicht über den Skizzen-Status hinaus. Er überlegt genau, was er veröffentlichen möchte – da darf auch mal ein fieses Stück wie „You Lucky One" dabei sein, in dem er jemanden als Parasiten bezeichnet. Was er dagegen gar nicht mehr haben möchte, sind allzu deutliche Botschaften. Es gibt Singer-Songwriter, die gut predigen können, gibt er zu – aber er selbst gehöre leider nicht dazu. Lieder wie der „Grateful Song" (von *„Awayland"*, 2013) kommen ihm heute vor wie „peinliche Fotos von mir als Teenager mit einer schlechten Frisur, obwohl ich schon viel älter war". Auch schreit er inzwischen nicht mehr gern, er flüstert dafür manchmal fast. Überhaupt ist seine Musik sehr zart. Manchmal wirkt sie bei aller Dramatik so zerbrechlich, dass man sie auf ein weiches Kissen legen möchte. Und den Erfinder gleich dazu.

Doch man muss sich keine Sorgen machen um Conor O'Brien, er sorgt gut für sich. Hält sich von Social Media fern, lässt sich nicht ablenken, ist extrem fokussiert. Selbst mit den paar Gästen, die auf *„That Golden Time"* mitmachen, ging alles fix – es gab kaum zweite Takes. An der Violine ist bei mehreren Stücken Peter Broderick zu hören, die Bouzouki spielt Planxty-Legende Dónal Lunny. Und vielleicht hatte noch ein anderer Künstler die Finger im Spiel: Nicht nur die Fotos, auch einige Songs wurden in dem Haus aufgenommen, in dem Oscar Wilde seine Kindheit verbracht hat. Ein Freund O'Briens führt dort Touristen herum, er selbst wohnt um die Ecke. „Wir haben dort gespielt, und ich lüge wirklich nicht: Wir haben Schritte gehört, die Treppe runter! Außer uns war allerdings niemand da. Wir waren also sicher, dass uns ein Geist besucht hat."

Sogar das Albumcover hat O'Brien selbst gestaltet – es zeigt eine irische Münze und eine Motte, „the less posh version of butterfly", wie er lachend sagt. Motten kommen nur nachts raus, sie sind von grellem Licht irritiert: Damit kann er sich identifizieren. Und Geld spielt nun mal eine große Rolle in unserem Leben – deshalb heißt das letzte Stück „Money On My Mind". „Es geht mir vor allem um das Konzept der Währung im Allgemeinen, um kulturelle Ideen, Werte", so O'Brien. „Die Münzen ändern sich, aber unter dieser Oberflächlichkeit geht es immer um dasselbe, wenn man etwas tiefer gräbt: Macht, Status. Wie gehen Zivilisationen damit um?" Seine Musik klingt nie, als würde er sich um Materielles scheren, sie passt sich auch nicht an Streaming-Hörgewohnheiten an. Man braucht schon eine etwas längere Aufmerksamkeitsspanne, um Villagers richtig schätzen zu können. Im Titelsong singt er vom „Algorithm Blues" – den er laut seinem Manager häufiger mal haben sollte. Stattdessen orientiert er sich lieber bewusst nicht nur an der Gegenwart. „Ich habe in den vergangenen Jahren wieder andere Einflüsse in mein Leben gelassen, Dinge von früher, aus alten Zeiten: Bücher, Mythen, Geschichten. Wenn man immer nur aufs Handy starrt, verpasst man so viel."

FOTO: ANDREW WHITTON

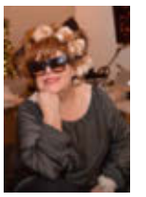
Karl Wallinger

Es mag wie ein Oxymoron wirken, aber Karl Wallinger war ein Gigant aus der zweiten Reihe, einer, dessen Talente als Multiinstrumentalist und Qualitäten als Songwriter seine Popularität bei Weitem überstiegen. Immerhin war er an zwei bis drei Platten der Pop-Geschichte beteiligt, die man in Zukunft wahrscheinlich als Klassiker einstufen wird.

Geboren 1957 im walisischen Seebad Prestatyn, sog Wallinger schon als Kind alles von Beatles über Dylan bis Motown-Soul auf. Im Alter von neun Jahren erhielt er erstmals Klavierunterricht, mit zehn kam die Oboe hinzu. Er sang im Schulchor und gewann ein Musik-Stipendium. Mit Anfang zwanzig spielte er als Keyboarder in verschiedenen Bands, bevor er mit Dave Sharp und Nigel Twist (die später zur Post-Punk-Formation The Alarm gingen) Quasimodo gründete. Seinen Lebensunterhalt besserte er nebenbei beim Musikvertrieb Northern Songs auf.

Zu den gerade gegründeten Waterboys stieß Wallinger 1983, indem er auf eine „Gitarrist gesucht"-Anzeige antwortete. Allerdings gelang ihm innerhalb kürzester Zeit das Kunststück, Band-Chef Mike Scott davon zu überzeugen, dass dieser viel nötiger einen Keyboarder brauchte. Wallinger spielt Klavier, Synthesizer und Orgel auf den Waterboys-Meisterwerken *„A Pagan Place"* (1984) und *„This Is The Sea"* (1985). Den Hang zu clever verspulten Arrangements, melancholischen Hymnen und zartbitteren Melodien - sein Teil am Waterboys-Sound - bewahrte er sich, als sich ihm die Chance eines eigenen Plattenvertrags bot. Mit dem Solo- und Band-Projekt World Party nahm Wallinger ein paar von Velvet Underground, Rolling Stones, Van Morrison und Beach Boys inspirierte Alben auf, darunter so fantastische wie *„Goodbye Jumbo"* (1990) und *„Egyptology"* (1997). Von Letzterem lieh sich World-Party-Sidekick Guy Chambers später die Ballade „She's The One" für seinen neuen Schützling Robbie Williams.

In den letzten zwei Jahrzehnten wurde es ruhig um Wallinger. Er war Teil von Peter Gabriels Big Blue Ball und fasste sein Werk in Compilations und Boxsets zusammen. Zuletzt soll er an einem neuen World-Party-Album gearbeitet haben. Wallinger starb am 10. März mit 66 Jahren in Hastings an einem Schlaganfall.



ANGELA McCLUSKEY

Mit der amerikanischen Band Wild Colonials nahm die schottische Sängerin und Songschreiberin ein paar feine Platten im Stil des Alternative Rock der Neunziger auf. Wundervoll ist auch ihr soul-poppiges Solodebüt, *„The Things We Do"* (2004). McCluskey starb am 14. März mit 64 Jahren.

GERRY CONWAY

Der Schlagzeuger Gerry Conway spielte in den Siebzigern in der Backing-Band von Cat Stevens, stieg in den Achtzigern bei Jethro Tull ein und übernahm zwischen 1998 und 2022 die Drums bei Fairport Convention. Am 29. März starb er 76-jährig an den Folgen einer neuromuskulären Erkrankung.

STEVE HARLEY

Mit seiner Band Cockney Rebel schuf Harley Mitte der Siebziger Meisterliches zwischen Glam, Art-Rock und Cabaret. Doch der britische Pop-Exzentriker vergraulte seine Musiker und nahm später nur noch wenig beachtete Soloalben auf. Harley starb am 17. März 73-jährig an Krebs.

ERIC CARMEN

Als Erfinder epochaler Melodien hatte sich Carmen schon bei den Raspberries hervorgetan. Solo drehte er die Pathos-Schraube noch fester und feierte Erfolge mit Schmachtfetzen wie „All By Myself". 1987 sang er den „Dirty-Dancing"-Hit „Hungry Eyes". Carmen verstarb Anfang März mit 74 Jahren.

FOTOS: GETTY IMAGES (5)

Musikgeschichte abonnieren und dauerhaft sparen!

ABO +

Zusätzliche Vorteile. Nur für Abonnent:innen.

Die Playlist für alle

CD exklusiv für Abonnent:innen

Heft-CD
ab sofort exklusiv für Abonnent:innen
+ monatliche Playlist für alle

+ Preisvorteile
im RS-Shop:

rollingstone.de/shop

+ 8% Rabatt
auf jeden Einkauf bei jpc sichern – ob Vinyl, Bücher oder Filme!

+ 15 € Rabatt
auf das Festival-Ticket

rollingstone-beach.de

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

1-Jahres-Abo

Jetzt nur
98 €*
12 Ausgaben + 1 Prämie

ST. VINCENT (ANNIE CLARK)
ALL BORN SCREAMING

Jetzt nur
196 €**
24 Ausgaben + 1 Prämie

Ihre individuelle Wunsch-Prämie im

2-Jahres-Abo

BRUCE SPRINGSTEEN
BEST OF BRUCE SPRINGSTEEN
(Blue Vinyl)

EXKLUSIVE
JOHN LENNON ODER PAUL MCCARTNEY-LITOGRAPHIE VON CHRISTOPH BOUET

60 limitierte Originalgrafiken 30x30
Nummeriert und signiert

*Mindestlaufzeit 12 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.
**Mindestlaufzeit 24 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter. Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

Jetzt bestellen: rollingstone.de/abo
oder 0451 - 4906 740

Reborn In The U.S.A.

Wie BRUCE SPRINGSTEEN 1984 mit „Dancing In The Dark“ zum Superstar wurde

Von **ARNE WILLANDER**

THE BIG BIG TIME
Springsteen 1984

FOTO: NEIL PRESTON

FOTOS: NEIL PRESTON, GETTY IMAGES (3)

E-STREET-WAHNSINN 1985

Im Uhrzeigersinn von oben links: Die E Street Band in Los Angeles; Publikum vorm Konzert in der Brendan Byrne Arena, East Rutherford (auch unten rechts); Fan-Plakat im RFK Stadium, Washington/D.C.; Wembley-Stadion, London, 3. Juli 1985: Ordner tragen ohnmächtige Zuschauer:innen weg, die Massen sind euphorisch – während Springsteen und Band beim Betreten der Bühne konzentriert wirken

FOTOS: NEIL PRESTON, GETTY IMAGES (2)

JAPAN
Bruce Springsteen 1985

FOTO: NEIL PRESTON

IRGENDWANN IM JAHR 1982 SCHICKTE DER Drehbuchautor und Filmregisseur Paul Schrader ein Script an Bruce Springsteen. Es trug den Titel „Born In The U.S.A.“. Schrader hatte in den 70er-Jahren „Taxi Driver“ geschrieben und „Blue Collar“, zwei Lieblingsfilme Springsteens. Sein neues Drehbuch handelte von einem Rockmusiker aus einer Kleinstadt, der mit seiner Band in einem Bus von Stadt zu Stadt fährt. Es war eine realistische Geschichte aus den USA, und Schrader wollte Springsteen für die Hauptrolle. Später sagte er: „Bruce Springsteen ist ein Kontrollfreak. Er kann also offensichtlich kein Schauspieler sein.“ Den Film machte er dann 1987 mit Michael J. Fox unter dem Titel „Light Of Day“.

Springsteen hatte auch nicht vor, in dem Film aufzutreten. Aber als er die Songs schrieb, die dann *„Nebraska“* und später *„Born In The U.S.A.“* wurden, fiel sein Blick immer wieder auf Schraders Drehbuch auf dem Tisch. Er hatte einen Song über einen Mann geschrieben, der aus dem Vietnamkrieg heimgekehrt ist, dessen Bruder in Khe Sanh fiel und der nun keine Arbeit findet. Dieses Stück gehörte zu den existenzialistischen Folksongs, die Springsteen mit akustischer Gitarre und Harmonika in einem Haus in Colts Neck/New Jersey auf einem Vierspur-Rekorder aufnahm. Zehn Songs dieser Sessions erschienen auf dem Album *„Nebraska“*, nachdem die E Street Band vergeblich versucht hatte, diese gespenstischen Lieder zu spielen. Der Gitarrist Steve Van Zandt und Springsteens Manager Jon Landau rieten dazu, die Aufnahmen unbearbeitet zu veröffentlichen. So geschah es.

Bruce Springsteen war ein Star, aber kein so großer wie Billy Joel, auch er bei Columbia unter Vertrag. *„The River“* (1980), ein Doppelalbum, war seine erste Nummer-eins-Platte in den USA. *„Nebraska“*, im September 1982 veröffentlicht, bekam einhellig lobende Kritiken, vielleicht die besten in einer Karriere, in der es fast nur euphorische Kritiken gab. Bruce Springsteen war ein Versprechen. Aber *„Nebraska“* war nicht die Platte, die es einlöste. *„Nebraska“* kam von einem dunklen Ort, an dem ein Mann von Einsamkeit und Mord, von Entfremdung und Flucht, von Trostlosigkeit und Verzweiflung singt, ein Mann, der Folksongs spielt und von der Rettung im Rock’n’Roll singt: „Hi-ho rock’n’roll, deliver me from nowhere.“

Ein Song war nicht auf dieser Platte: der Song über den Vietnamveteranen. Springsteen hatte Ron Kovics Buch „Born On The Fourth Of July“ gelesen. Der querschnittsgelähmte Kovic war seit den 70er-Jahren ein Aktivist, der an Schulen und Colleges für die Rechte der Veteranen demonstrierte. Springsteen war Ende der 60er-Jahre ausgemustert worden. Der Schlagzeuger seiner ersten Band, The Castiles, starb in Vietnam. „Born In The U.S.A.“ ist das Destillat dreier Filme: „Coming Home“ von Hal Ashby (1977), „The Deer Hunter“ (1978) von Michael Cimino und „First Blood“ (1982) von Ted Kotcheff. Springsteens Lied ist nicht die Art von Song, die Zuschauer in Baseballstadien begeistert.

Aber als ihn die E Street Band im Studio spielte, geschah Sonderbares. Sie nahmen „Born In The U.S.A.“ binnen drei Stunden live auf. Max Weinberg drosch wie besengt auf das Schlagzeug ein. („Der beste Auftritt meines Lebens“, erinnerte er sich später.) Roy Bittan erfand eine Synthesizer-Fanfare. Bruce Springsteen sang mit räudiger Inbrunst. Die letzten anderthalb Minuten verklang das Stück in einer nicht vorgesehenen Coda, in der Springsteen aus dem Song heraustritt: „I’m a cool rockin’ daddy from the U.S.A.!“, bellt er plötzlich in das instrumentale Rollen. Auf einer (von Springsteen, Landau, Van Zandt und Chuck Plotkin) perfekt produzierten Platte hört man das Spiel der E Street Band, wie man es von der Bühne kennt. Es wurde das erste Stück auf dem Album und der Titelsong. Springsteen sagte: „Wenn ich den Song zurückhaltender gespielt hätte, wäre er wahrscheinlich verständlicher gewesen - aber nicht so gut.“ Jahre später hörte man „Born In

The U.S.A.“ in der schlichten Solo-Fassung für *„Nebraska“* (auf *„Tracks“*). Es war nicht so gut.

Springsteen schrieb sehr lange an den Songs – es waren etwa 50 Stücke – und brauchte sehr lange für die Auswahl. Die Aufnahmen in New York City dauerten dann nur fünf Tage. Schon sehr früh, 1983, hatte Springsteen die meisten Songs des Albums parat: „Cover Me“, ursprünglich für Donna Summer gedacht, aber dann doch zu gelungen. „Pink Cadillac“, das Springsteen den Pointer Sisters gab (und das später die B-Seite von „Dancing In The Dark“ wurde). „Working On The Highway“, ein überschwängliches Rockabilly-Stück. „I'm On Fire“, eine erotische Epiphanie. „Downbound Train“ über den Verlust einer Liebe. „Glory Days“ über die verklärende Macht der Erinnerung. Die Burleske „Darlington County“ aus den Aufnahmen für *„Darkness On The Edge Of Town“* von 1977. „My Hometown“, das letzte Stück der Platte, über den Niedergang einer Kleinstadt. Und „No Surrender“, dessen Kriegsmetaphern („Like soldiers in a stormy night with a vow to defend“) dem Autor nicht mehr recht gefielen. Van Zandt verteidigte den Song, der auch von ihm handelte: „Well, we busted out of class, had to get away from those fools/ We learned more from a three-minute record than we ever learned in school.“

„Shut Out The Light“ und „Johnny Bye-Bye“ wurden später B-Seiten der Singles. „Murder Incorporated“, „This Hard Land“ und „My Love Will Never Let You Down“ hob Springsteen noch länger auf. „TV Movie“ ist auf Bootlegs zu hören.

Was fehlte, war eine Single, monierte Jon Landau. Springsteen schmollte: „Schreib sie doch selbst.“

Doch noch am selben Nachmittag schrieb er im New Yorker Record-Plant-Studio „Dancing In The Dark“. Später notierte er: „Der Song ist so sehr Pop, wie ich nur gehen konnte. Und wahrscheinlich ein bisschen darüber hinaus.“ Es wurde sein größter Hit, Platz 2 in den USA – hinter „When Doves Cry“ von Prince.

Später wurde eingewandt, *„Born In The U.S.A.“* bestehe zwar aus großartigen Songs, sei aber nicht *kohärent*. Aber auch *„The River“* ist nicht kohärent. Bruce Springsteen selbst war nicht zufrieden mit der Platte. „I didn't think I made all the connections I wanted to make.“ Welche Verbindungen meint er? Er verband sich mit 24 Millionen Menschen, die das Album gekauft haben. Das Album, das zunächst keine Single hatte, brachte bis November 1985 sieben Singles hervor.

Bruce Springsteen hatte sich verändert. Er machte Krafttraining und bekam Muskeln, die er bei *„Nebraska“* sichtbar nicht hatte. Er ließ die krummen Zähne richten. Er engagierte einen Friseur, der die wirren Locken bändigte. An die Stelle von Frank Stefanko, der Springsteen für *„Darkness On The Edge Of Town“*, *„The River“* und *„Nebraska“* fotografiert hatte, trat nun Annie Leibovitz, die Allerberühmteste. Ihr verdanken wir die Rückansicht der Levi's 501 auf dem Cover. Der Absatz von Jeans dieses Typs stieg in den Jahren 1984 und 1985 ganz erheblich. Die Kontaktabzüge der Fotosession zeigen auch Vorderansichten Springsteens vor den roten und weißen Streifen der amerikanischen Flagge – und jenes heute berühmte Motiv, bei dem er mit der Fender-Telecaster-Gitarre in die Luft springt, einen Arm in die Höhe gestreckt (auch das Titelblatt dieser Ausgabe). „Keine Hintergedanken. Wir fanden, dass mein Hintern besser aussieht als mein Gesicht“, erklärte er das Cover 1984.

STEVE VAN ZANDT, DER SCHON ALS 16-Jähriger an Springsteens Seite war, gefiel manches nicht mehr. Van Zandt ist ein impulsiver Romantiker des Rock'n'Roll, aber er hat keinen Sinn fürs Showbusiness. Er wollte mehr Mitspracherecht. Er wollte, dass es „Bruce Springsteen *With* The E Street Band“ heißt statt „... *And* The E Street Band“. Als *„Born To Run“* nicht voranging, trat er endlich in die Band ein. „Man kann auch ohne Stadionkonzerte ein ganz angenehmes Leben haben“, fand er. Er war selten einer Meinung mit Jon Landau, der später Shania Twain beriet. Das Arrangement von „Dancing In The Dark“ ging Van Zandt über die Piratentuchschnur: „Wäre ich dort gewesen, wäre es nicht passiert. Bin froh, dass ich nicht da war.“ Steve Van Zandt war Springsteens bester Freund.

Nun kam er zu Springsteens Hotelzimmer in New York und kündigte an, dass er seine eigene Band gründen und Sänger und Songschreiber sein wolle. Springsteen erinnert in seiner Autobiografie an die tollen Songs, die Van Zandt für das erste Album von Southside Johnny geschrieben hatte – die er damals nicht selbst

Warum nicht „Outlaw Pete“?

Eine neue Best-of-Compilation von Bruce Springsteen und der E Street Band enthält 18 (in der erweiterten digitalen Version 31) Songs – und sie erscheint in farbigem Vinyl

Es gab eine *„Greatest Hits“* von Bruce Springsteen und eine von Bruce Springsteen & The E Street Band. Und *„The Essential Bruce Springsteen“ und „The Collection“*. Nun gibt es *„Best Of Bruce Springsteen“*. Mit der E Street Band. Ohne die E Street Band. Die Auswahl reicht bis 2020, also bis *„Letter To You“*, das mit „Letter To You“ vertreten ist (in der digitalen Version auch mit „Ghosts“). 18 Songs umfasst die Vinyl/CD-Version, 31 die digitale Fassung.

Für Fans sind solche Anthologien naturgemäß nicht gemacht. Aber ein wenig merkwürdig ist die Zusammenstellung gleichwohl. Nachgeborene werden immerhin mit „Growin’ Up“ vom Debüt und „Rosalita (Come Out Tonight)“ von *„The Wild, The Inncocent & The E Street Shuffle“* initiiert, in der digitalen Welt auch noch mit „Spirit In The Night“ und „4th Of July, Asbury Park (Sandy)“. Von *„Born To Run“* hören wir „Thunder Road“ und „Born To Run“, von *„Darkness On The Edge Of Town“* nur „Badlands“, von *„The River“* bloß „Hungry Heart“, „Born In The U.S.A.“ und „Dancing In The Dark“ von *„Born In The U.S.A.“*, einzig „Brilliant Disguise“ von *„Tunnel Of Love“*.

Freilich, das sind Singles und berühmte Songs. Aber würde jemand „Secret Garden“ zum Besten von Springsteen und der E Street Band zählen? „Human Touch“? „Girls In Their Summer Clothes“? „Hello Sunshine“? Sophisten vielleicht! Aber das Cover der Platte sieht gut aus. Mit einem Dichterwort: „Someday we’ll look back on this and it will all seem funny.“ **AW**

singen wollte. Springsteen schreibt über sich, dass er ein umgänglicher Mann sei - so lange, bis es zu künstlerischen Entscheidungen kommt: „I’d intentionally set limits of people’s roles in the group.“ Steve Van Zandt, jetzt Little Steven, ging. „Bobby Jean“, scheinbar ein Lied über den Abschied von einer Geliebten, ist ein Stück über den Abschied von Steve Van Zandt - das Springsteen heute wieder auf der Bühne singt, Van Zandt neben ihm stehend.

„Born In the U.S.A.“ erschien am 4. Juni 1984. Bruce Springsteen beendete, in seinen Worten, den „hesitation shuffle“. Es begann die „big *big* time“ seiner Karriere, diktiert von dieser Platte. Am 29. Juni 1984 begann in Saint Paul in Minnesota die Tournee. Derweil hatte er Nils Lofgren anstelle von Steve Van Zandt als Gitarristen verpflichtet. Lofgren war früher Gitarrist der Band Grin, spielte mit Neil Young und hatte Springsteen 1975 mit seinem Solo-Debüt beeindruckt. Er blieb glücklos, obwohl er auf einem Trampolin einen Salto mit Gitarre vollführen konnte.

Außerdem wollte Springsteen sauberen Harmoniegesang - nicht die Stärke von Van Zandt - und überhaupt eine Frau in der Band. In seinem Heimatclub Stone Pony in Asbury Park sah er Patti Scialfa, die auf der Bühne „Tell Him“ von den Exciters sang. Sie saßen an der Bar, dann brachte sie ihn zu Mutter nach Hause. Beim zweiten Treffen fuhren sie mit der Band (Garry Tallent am Steuer) in einem Cabrio durch die Nacht und sahen eine Sternschnuppe am Himmel. „Ein gutes Omen“, schreibt Springsteen. Er verpflichtete Scialfa für die Tournee. Die Misogynie einer verschworenen Rockband galt es zu überwinden - im Publikum, so Springsteen, seien ja auch „Männer *und* Frauen“.

Vor dem ersten Konzert der Tournee in Saint Paul sollte ein Video für „Dancing In The Dark“ gedreht werden. Es war das erste Video, in dem Springsteen auftrat - für „Atlantic City“ wurde ein impressionistisches Schwarz-Weiß-Video inszeniert, in dem er nicht zu sehen war. Nun wurde Brian De Palma engagiert, ein Freund Jon Landaus, nachdem man sich mit einem anderen Regisseur überworfen hatte.

De Palma brauchte vier Stunden am Nachmittag vor dem Konzert. Springsteen hatte einige grobmotorische Tanzschritte vor einer Videokamera einstudiert („my Jersey James Brown“) und trug sehr enge Jeans. De Palma hatte ihm vorher gesagt, dass er am Ende des Songs ein Mädchen aus dem Publikum auf die Bühne bitten und mit ihr tanzen sollte. „Gut, er ist der Regisseur“, so Springsteen. Das Mädchen war Courteney Cox, eine angehende Schauspielerin (später im Ensemble von „Friends“), die De Palma bei einem Vorsprechen in New York entdeckt hatte. Bevor er das Springsteen erzählte, dachte der, Cox sei ein Fan.

Das Video, in dem Springsteen das Singen nur mimte, machte „Dancing In The Dark“ noch populärer. Jetzt kannten die Kinder von MTV den 34-Jährigen. Ein achtjähriger Junge kam am Strand auf Springsteen zu. „Ich kenne dich von MTV!“, sagte er. „Und ich habe deine Bewegungen gelernt.“ Springsteen, jovial: „Na, dann lass mal sehen.“ Und der Junge war *„ziemlich* gut“.

„Dancing In The Dark“ heißt ein Song von Howard Dietz und Arthur Schwartz. Das Stück, das Springsteen in wenigen Stunden schrieb, ist wahrscheinlich das persönlichste auf diesem Album, weil es von Entfremdung, Ennui und Selbsthass handelt. Drei Jahre später, auf *„Tunnel Of Love“*, setzte er die Selbstreflexion fort, jetzt ohne Roy Bittans Synthesizer-Fanfaren. Das eigentlich missverstandene Lied auf *„Born In The U.S.A.“* ist „Dancing In The Dark“. „I check my look in the mirror/ Wanna change my hair, my clothes, my face/ Man, I ain’t gettin’ nowhere.“ Die Schere zwischen Musik und Bedeutung ist mindestens so weit geöffnet wie bei „Born In The U.S.A.“. Man kann dazu tanzen.

Und man kann Kritik als Bestätigung verstehen. Nachdem der konservative Kolumnist George Will „Born In The U.S.A.“ als „a grand, cheerful affirmation“ amerikanischen Lebens gelobt hatte, dichteten Ronald Reagans Redenschreiber im Präsidentschaftswahlkampf: „America’s future rests in a thousand dreams inside our hearts; it rests in the message of hope in the songs of a man so many young Americans admire: New Jersey’s own Bruce Springsteen. And helping you make your dreams come true is what my job is all about.“ Nicht schlecht formuliert - und mit einem Springsteen-Zitat, das in „I Wanna Marry You“ allerdings ironisch ist.

SPRINGSTEEN DISTANZIERTE SICH in einem Interview mit Kurt Loder. „Wenn man die Werbespots zur Wiederwahl Reagans im Fernsehen sieht, dann ist man sicher: ‚Ein neuer Morgen bricht in Amerika an.‘ Aber es gibt keinen neuen Morgen in Pittsburgh. Es gibt keinen neuen Morgen nördlich der 125. Straße in New York. Es ist Mitternacht, und ein unheilvoller Mond geht auf.“ Auf Loders Frage, ob er je zur Wahl gegangen sei, sagt er: „Ich glaube, 1972 habe ich George McGovern gewählt.“ Bei anderer Gelegenheit sagte er trotzig: „Wenn jemand den Text missverstehen konnte, dann nur die Republikaner.“ Mutter Adele hatte in seiner Kindheit entschieden: „Wir wählen die Demokraten, sie sind für die arbeitenden Menschen.“

Im Jahr 2016 kam die 90-jährige Adele Springsteen am Ende von „Dancing In The Dark“ auf die Bühne des Madison Square Garden, um mit ihrem Sohn zu tanzen - nicht ihr erster Auftritt mit Bruce. Es schien, als wollte sie die Bühne nicht so bald wieder verlassen.

Der Biograf Eric Alterman schreibt in „The Promise Of Bruce Springsteen“, dass Springsteen entgegen seiner eigenen Erzählung im Geist kein Mann der 60er-Jahre, sondern der 50er-Jahre sei. In der Musik zeigt es sich in seiner Liebe

zu Roy Orbison und Elvis Presley, Frank Sinatra und Dion. In Ronald Reagans Agenda sah er eine „mythische Präsidentschaft“, die ihre Versprechen nicht hielt.

Die Menschen, so Springsteen, sehnten sich nach einer Zeit, in der alles noch in Ordnung war - und das waren in den USA die späten 40er- und 50er-Jahre, als das Glücks- und Fortschrittsversprechen florierte. Springsteens Erinnerungen wurzeln in seiner Kindheit, als er in Freehold/New Jersey zwischen Zuhause, Schule und Kirche nur wenige Straßen gehen musste und er beim tüftelnden Großvater in der Garage saß. Der Held der Arbeiterklasse, der er mit *„Born In The U.S.A.“* angeblich wurde, hat nach seiner eigenen Einschätzung in seinem Leben nicht eine einzige Arbeit gemacht. Zu seinen Fans zählen fast so viele Intellektuelle wie bei Bob Dylan. Insofern sind „Working On The Highway“, „Darlington County“, „My Hometown“ und „Downbound Train“ grandiose Songs der Einfühlung, bei denen noch im Scheitern eine trotzige Würde liegt.

Springsteen wollte nicht mehr über Frauen, Autos und Straßen als zentrale Motive des amerikanischen Lebens schreiben. Aber *„Born In The U.S.A.“* handelt genau davon: Frauen, Autos und Straßen *sind* das zentrale Motiv im amerikanischen Leben (oder jedenfalls in amerikanischen Songs). Und die Baseballkappe steckt in Springsteens Gesäßtasche. Ist die Liebe dahin, schwingst du den Vorschlaghammer bei der Gleisbautruppe. Die Gemeinschaft, von der Springsteen singt, scheint geradewegs aus John Steinbecks „Grapes Of Wrath“ zu kommen - der Geist von Tom Joad wurde später Springsteens Titelheld einer anderen Platte. In dem Moment, da du gerade entkommen bist, ziehen sie dich wieder hinein - ein Satz aus „The Godfather, Part III“, den Springsteen später zitierte.

Die Metamorphose des stoppelbärtigen, verwuschelten Gammlers in der schwarzen Lederjacke zu dem muskulösen, sauber rasierten, verbindlichen Volkshelden gehört zu den erstaunlichsten Verwandlungen der Rock-Geschichte. In dem Video zu „I’m On Fire“ tritt Springsteen sogar als pittoresk ölverschmierter Automechaniker in Erscheinung, dem das Mädchen kein stumpfes, schartiges Messer durch die Seele zieht.

Springsteens Unzufriedenheit mit *„Born In The U.S.A.“* rührt vielleicht daher, dass er mit *„Born To Run“* den Traum formuliert hatte und seinen Figuren auf *„Darkness“* und *„The River“* dabei zusah, wie sie erwachsen und mit der Realität konfrontiert wurden. Über *„Nebraska“* sagte er: „Ich weiß nicht, woher diese Songs kamen.“ In seiner Autobiografie „Born To Run“, viele Jahre später, erklärt er *„Nebraska“* aber sehr genau - während er über die Lieder seines erfolgreichsten Albums kaum etwas schreibt, das Titelstück ausgenommen. *„Born In The U.S.A.“* besteht aus Drei-Minuten-Geschichten, von denen man mehr als in der Schule lernen kann. Aber Springsteen, der Songschreiber, hatte sich nicht entwickelt. Und er wusste auch schon, wie es ausgehen würde: „Yeah, glory days, they pass you by/ In the wink of a young girl’s eye, glory days. Whoa!“

Es sind sehr gute Songs, Pop-Songs in Springsteens Verständnis, die man im Radio hört. So war es dann ja auch. Aber es ist kein „Racing In The Street“ auf der Platte, kein „Jungleland“, kein „Thunder Road“, kein „The River“, kein „Independence Day“.

Und die Leute liebten es.

Der Schriftsteller Richard Ford schreibt über Bruce Springsteen nach *„Born In The U.S.A.“*: „Er war nicht mehr die Uhr, er war jetzt die *Zeit*.“ ®

KINGS OF LEON
DAS NEUE ALBUM

AB 10. MAI
CD • MC • STANDARD VINYL • DIVERSE FARBIGE VINYLE

QUEEN
ROCK MONTREAL
ERSTMALS IN 4K + DOLBY ATMOS
INKL. LIVE AID SHOW
AB 10. MAI
BLU-RAY / 4K UHD / 2CD / 3LP

UNIVERSAL
UNIVERSAL MUSIC GROUP

LICHT IM DUNKEL
St. Vincent in neuem Look: Schwarz, Weiß und die Farben des Feuers

VON MAIK BRÜGGEMEYER

„Das Leben ist unmöglich“

Fotos von ALEX DA CORTE

Annie Clark, die ihre Lieder als St. Vincent veröffentlicht, hat für ihr neues Album *„All Born Screaming“* alle Masken abgelegt, um über Tod und Teufel zu singen

„Ich wollte eine Platte machen, die den Klang in meinem Kopf widerspiegelt, die emotional roh und klanglich perfekt ist“

Z

UNÄCHST IST DA EIN SCHWARZER BILDSCHIRM. „Die Künstlerin wird ihre Kamera nicht einschalten“, heißt es. Annie Clark hat sich natürlich schon immer gern verborgen. Allerdings bisher meist vor laufenden Kameras. Für jedes ihrer Alben, die sie seit 2007 unter dem Pseudonym St. Vincent veröffentlichte, hat sie ihren Look verändert, hat Masken aufgesetzt, ist in Rollen von Priesterin bis Domina, von Roboter bis Rockstar geschlüpft, um den intimen Glutkern ihrer Kunst zu verhüllen. „Wenn jemand eine Maske trägt, wird er dir die Wahrheit sagen. Wenn er keine Maske trägt, ist es höchst unwahrscheinlich“, hat mal jemand gesagt, der es wissen muss.

Auf ihrer Instagram-Seite postete Clark 2017 eine Reihe ironischer Clips, in denen man sah, wie St. Vincent in einem kurzen pinkfarbenen Rock und einem halb transparenten Latex-Top stereotype Journalistenfragen zu ihrem aktuellen Album *„Masseduction“*, Frauen im Musikgeschäft oder die Bedeutung von Politik im Pop beantwortete. Gefragt, ob Annie Clark und St. Vincent dieselbe Person seien, denkt sie kurz nach und entgegnet dann: „Ehrlich gesagt müssen Sie das sie selbst fragen.“

Zu ihrem letzten Album, *„Daddy's Home“* (2021), zeigte Clark sich als versehrte Diva, weckte mit blonder Perücke Assoziationen an den Warhol-Superstar Candy Darling und die von Gena Rowlands verkörperten, am Rande des Nervenzusammenbruchs balancierenden und dabei manchmal stolpernden Heldinnen aus den Filmen von John Cassavetes. In ihren Liedern, die als Classic Rock der 70er-Jahre verkleidet waren, erzählte sie mittelbar von ihrer emotionalen Reaktion auf die Freilassung ihres Vaters, der 2010 wegen einer Bestandsmanipulation in Höhe von 43 Millionen Dollar zu 151 Monaten Gefängnis verurteilt worden war.

Etwa zur gleichen Zeit erschien ein Film, „The Nowhere Inn“, für den Clark und Carrie Brownstein – Gitarristin/Songwriterin von Sleater-Kinney und einer der Köpfe hinter der Comedyserie „Portlandia“ – das Drehbuch schrieben und auch ihre filmischen Alter Egos spielten: Brownstein will eine Dokumentation über Clark drehen, um das „wahre Ich“ hinter St. Vincent zu enthüllen. Das entpuppt sich dann aber als so gewöhnlich, langweilig und nerdig, dass die Regisseurin schließlich vorschlägt, aus der Dokumentation einen einfachen Konzertfilm zu machen. Die narzisstisch gekränkte Clark beschließt daraufhin, ihre hochartifizielle, fluide Bühnenpersona auch jenseits der Bühne zu verkörpern. Sie wird zur Intrigen spinnenden Verführerin, die nicht nur Brownstein, sondern auch ihre Zuschauer:innen in ein Spiegelkabinett führt, aus dem es keinen Ausweg mehr zu geben scheint. Schließlich entführt Brownstein die Künstlerin/Kunstfigur auf das Ödland vor dem Gefängniskomplex, in dem ihr Vater einsitzt. Sie könne ihn gleich treffen, sagt Brownstein, als sie Clark die Augenbinde abnimmt und sich hinter ihr ein Kamerateam postiert hat. „Go ahead and tell us what you're feeling.“

Zurück in der Realität hat Clark ihre Kamera nach kurzem Smalltalk und beidseitiger Wiedersehensfreude – „We're both still in the game!“, ruft sie – nun doch eingeschaltet. Sie ist ganz in Schwarz gekleidet, verbirgt ihre Augen hinter einer sehr großen Sonnenbrille und sitzt in einem Büro in Los Angeles, das von der Morgensonne in ein kaltes Licht getaucht wird. Könnte auch ein Bild aus „Mulholland Drive“ sein. Oder „The Nowhere Inn“.

Also gut, Annie, leg los, sag uns, was du fühlst.
Ich? Du meinst mich – persönlich? Ich soll dir sagen, was ich jetzt gerade fühle?

Das ist ein Zitat aus „The Nowhere Inn“.
(Lacht.) Ach so! Ja, ich fand das damals lustig. Ich weiß nicht, ob andere das auch lustig finden.

Ich fand vor allem deine Reaktion gerade sehr lustig. Die Annie Clark aus dem Film ist sehr aufgebracht nach dieser Frage und sagt schließlich höchst melodramatisch: „Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass die Welt voller Grausamkeit, Schmerz und Müll ist, okay? Ich weiß das. Und deshalb mache ich Musik.“ Ist da was Wahres dran?
Ich betrachte Musik nicht als Eskapismus. Das ist sie für mich nicht. Aber ich denke, dass der autobiografische Anteil meiner Musik nicht so wichtig ist. Und das meine ich nicht nur, weil es zufällig mit meinem Wunsch zusammenfällt, zwischen der Künstlerin und der Privatperson zu trennen, sondern ich denke einfach, dass es nicht so relevant ist. Denn wenn man Musik macht, vervollständigen die Zuhörer:innen den Song mit ihren eigenen Gefühlen und Erlebnissen. Und es spielt keine Rolle, worüber ich nachgedacht oder was ich durchgemacht habe, als ich das geschrieben habe. Alle Erfahrungen, um die es geht – Liebe, Verlust, Herzschmerz und so weiter –, sind universell. Es spielt also keine Rolle, was ich gedacht habe. Wichtig ist nur, was es für die Zuhörer:innen bedeutet – wenn es überhaupt etwas bedeutet.

Also gibt es zu deinem neuen Album *„All Born Screaming“* keine Persona, hinter der du dich versteckst?
Nein. In der Vergangenheit war ich sehr an der Idee der Persona und der Dekonstruktion des Mythos vom Rockstar oder sogar der Dekonstruktion der Idee eines Interviews interessiert. Das ist mir aber, zumindest im Moment, nicht so wichtig. Ich wollte einfach nur eine Platte machen, die den Klang in meinem Kopf widerspiegelt, die emotional roh und klanglich perfekt ist. Da wird nichts dekonstruiert. Es ist, wie es ist. Das ist der Klang meines Kopfes und meines Herzens.

Aber ein ästhetisches Konzept gibt es schon zum neuen Werk. Du tauchst im Interview ganz in Schwarz auf.
Ja, Schwarz und Weiß bestimmen die Ästhetik. Und die Farben des Feuers.

So wie im Video zur ersten Single, „Broken Man“, das auch als Vorlage für das Albumcover diente. Da trägst du ein weißes Hemd und einen schwarzen Rock und stehst in Flammen. Ich nehme an, das ist keine Anspielung auf Pink Floyds *„Wish You Were Here“*.
(Lacht.) Nein. Das hätte dann schon eher zu meinem letzten Album gepasst. Die ursprüngliche Idee entstand, als Alex *(Da Corte, venezolanisch-amerikanischer Konzeptkünstler und Regisseur des „Broken Man“-Clips)* und ich in den Prado in Madrid gingen. Wir sahen Goyas Schwarze Gemälde und dachten uns: Ja, das ist es, das ist die richtige Energie! Denn die Energie der Platte ist wie Schwarz und Weiß. Entweder du lebst oder du bist tot, dazwischen gibt es nichts. Und dazwischen liegt das Feuer. Denn darin steckt, was es bedeutet, lebendig zu sein. Feuer bedeutet eine Menge Dinge. Wiedergeburt, Phönix aus der Asche. Es ist Selbstverbrennung. Ohne einen Funken kann man kein Feuer entfachen. Feuer bedeutet alles. Die ganze Schöpfung und die Zerstörung sind darin. Das ist die Energie. Das ist der Saturn, der die Sonne verschlingt. Das ist die Verbrennung der Hexen-Energie, all das.

Im Begleittext zum neuen Album wirst du mit dem Satz zitiert: „Ich stehe auf der Schwelle zwischen Leben und Tod, und ich versuche damit klarzukommen.“ Das versuchen wir natürlich eigentlich alle andauernd. Nur manchmal ist es uns bewusster.
Stimmt. Bei jeder Platte schreibe ich einfach über mein Leben, über das, was gerade passiert. Du weißt schon … wie sich das anfühlt … wenn mit einem Menschen ein Teil von einem selbst gegangen ist oder man einfach irgendwie mit dem Leben klarzukommen versucht. Das Leben ist … das Leben ist … unmöglich. Ja, das ist es. Aber – ein sehr großes Aber – wir dürfen es leben.

Wenn du dich in einer so dunklen Phase deines Lebens befindest, in der der Tod dir auf die eine oder andere Weise nahe ist, du trauerst oder es dir so scheint, als wäre das Leben nicht zu bewältigen – hilft dir da die Kunst?
Du meinst, mir persönlich?

GOYA GOES POP
Annie Clark in Alex Da Cortes Video zu „Broken Man“

„Ich liebe zwar Bowies ‚Let's Dance', aber ich würde mir immer lieber ‚Blackstar' anhören"

Ja. Einerseits: Hilft dir die kreative Arbeit dabei, deine Gefühle in den Griff zu bekommen? Andererseits: Kann auch die Arbeit anderer Künstler:innen ein Licht im Dunkel sein?
Beides, ja. Hauptsächlich hilft es, selbst kreativ zu sein. Aber der Konsum von kleinen, aber grundlegenden Sachen, die eine besondere Energie und Kraft ausstrahlen, ist auch wichtig. Zum Beispiel war ich wirklich besessen von den Specials. Und von King Tubby. Weil diese ganze Produktion so greifbar ist. Wenn ich mir Videos von Lee „Scratch" Perry ansehe, wie er Musik macht, wirkt das so taktil. Und dabei geht es um Elektrizität und darum, sich das Chaos zunutze zu machen und einfach diese winzigen Momente zu fassen, die sich nie wiederholen lassen.

Das Chaos umarmen, sich davon elektrisieren lassen: das sind gute Strategien, mit der Unmöglichkeit des Lebens umzugehen.
Und das war auch für mich als Produzentin wirklich inspirierend. Weil man sich da dem Chaos hingeben muss. Und alles muss zuerst aus der Elektrizität kommen, die sich durch die Schaltkreise bewegt. Es muss sich lebendig anfühlen und irgendwie brennen.

Ich habe vor Kurzem ein Interview mit dem Schlagzeuger von Moby Grape, Don Stevenson, geführt. Wir sprachen über seinen viel zu früh erloschenen Bandkollegen Skip Spence. Und er sagte sinngemäß so was wie: „Auch in der Asche kann eine Schönheit liegen." Das ging mir durch den Kopf, als ich *„All Born Screaming"* zum ersten Mal hörte.
Oh wow! Ja, das ist ein schönes Bild!

In „Violent Times", einem Lied, das wie ein Bond-Song klingt, singst du ja tatsächlich von Asche. „When all of the bombs inside/ All of the wires I hide/ All of the wasted nights fighting mortality/ When in the ashes of Pompeii lovers discovered in an embrace for all eternity."
Ja, das ist für mich eine sehr romantische Vorstellung. Sie sind eben nicht zu Asche geworden - sie sind umarmt in alle Ewigkeit.

Irgendwie lässt die dunkle Leinwand des Todes alles, was davor liegt, so viel intensiver und bedeutungsvoller erscheinen. Vielleicht auch der Grund, warum man sich zu Kunstwerken, die sich mit diesem Thema beschäftigen, immer besonders hingezogen fühlt. Geht mir jedenfalls so. Ich glaube, *„All Born Screaming"* ist dein bisher bestes Album.
Oh, danke! Klingt jetzt komisch, weil man ja immer das am besten findet, was man gerade gemacht hat. Aber ja, wirklich, finde ich auch. Und ich habe das Gefühl, dass ich das auch noch so sehe, wenn sich die erste Euphorie nach der Veröffentlichung gelegt hat.

Fühlst du dich im Œuvre von Künstler:innen, die du magst, auch eher zu den dunklen als zu den sonnigen Werken hingezogen?
Natürlich schätzt man an Künstler:innen, die man liebt, dass sie wandelbar sind, dass sie Risiken eingehen, Stimmungen wechseln. Sonst wären sie keine Künstler:innen. Aber ja, vermutlich hast du recht. Ich liebe zwar Bowies *„Let's Dance"*, aber ich würde mir immer lieber *„Blackstar"* anhören.

Das neue Album von Sleater-Kinney, *„Little Rope"*, ist auch sehr von Tod und Trauer geprägt. Der erste Song heißt „Hell", der erste Song auf *„All Born Screaming"* heißt „Hell Is Near". Der letzte Song auf deinem Album hat die Zeile „I was a pantomime of a modern girl", und es gibt natürlich einen Sleater-Kinney-Song, der „Modern Girl" heißt. Ich könnte jetzt noch sehr viel mehr Berührungspunkte zwischen den beiden Alben aufzählen – allerdings nicht ohne dass du mich für komplett wahnsinnig hältst. Ich habe jedenfalls die Vermutung, dass es hier eine Verbindung gibt. Korrespondieren die Platten miteinander – so wie *„The Dark Side Of The Moon"* und „The Wizard Of Oz"?
(Lacht.) Carrie *(Brownstein)* ist eine meiner Lieblingskünstlerinnen, ganz egal in welchem Medium. Und ja, ich glaube, wir sind als Künstlerinnen immer irgendwie miteinander im Gespräch. Ich meine, wir sind buchstäblich im Gespräch, weil wir oft am Telefon miteinander quatschen. Aber eben auch über unsere Kunst. Das ist eine wunderbare Beziehung, die wir haben. Ähnlich geht es mir mit Cate Le Bon. Wir nehmen das Gleiche auf. Wir bewegen uns einfach in einer ähnlichen Strömung.

Cate Le Bon hat auch bei der Produktion von *„All Born Screaming"* geholfen und an einem Song mitgeschrieben.
Ich habe sie in einer kritischen Phase gebeten, mich zu unterstützen.

Inwiefern kritisch?
Ich war ziemlich launisch und wütend - wütend wie ein Kind, trotzig.

Wütend worauf?
Wütend auf die Musik und ein bisschen selbstzerstörerisch, wie man es wird, wenn man sich in dem ganzen Wirrwarr verliert, in den Gedanken, die sich im Kopf drehen, wenn man eine Platte macht. Da kam Cate ins Spiel. Wir sind seit Jahren befreundet, und sie hat immer eine seltsam stabilisierende Wirkung auf mich. Sie ist sehr gut darin - einfach ein bisschen die Hand halten und dir einen Witz erzählen und dir ein Bier geben und dich irgendwie auf den Boden der Tatsachen zurückholen. Sie hat wirklich sehr geholfen bei der Geburt dieses Albums. Und sie ist der lustigste Motherfucker, den man sich vorstellen kann.

Etwas Ähnliches höre ich Leute öfter über Dave Grohl sagen, der auch auf zwei Tracks mitspielt.
Definitiv. Wir sind Buddies.

Ist das so, wenn man in Los Angeles wohnt, dass man viele Star-Freunde hat?
(Lacht.) Musikerfreunde. Wir kämpfen alle denselben Kampf. Und wir kennen uns, seit ich 2014 mit Nirvana bei der Rock and Roll Hall of Fame gespielt habe, und haben einfach Kontakt gehalten. Und als Produzent ist es wichtig, dass man weiß, wen man anrufen muss, wenn man einen bestimmten Effekt haben will. Und da ich das neue Album selbst produziert habe und wusste, dass ich das Schlagzeug am Ende von „Broken Man" auf 11 aufdrehen wollte, habe ich ihn angerufen. Für diese Aufgabe gibt es keinen Besseren.

Wie wichtig sind andere Musiker:innen, wenn man eine so persönliche Platte macht?
Man findet durch sie heraus, wer man ist. Es ist, als würde man auf einem Spielplatz mit einem Haufen anderer Kinder spielen. Als wäre man ein Kleinkind oder so. Man findet heraus, wer man ist, wenn man sich ein bisschen austobt.

Als du vor zehn Jahren dein Album *„St. Vincent"* veröffentlicht hast, hast du erzählt, Miles Davis habe in seiner Autobiografie geschrieben, dass man sehr lange üben müsse, bis man wirklich so spielen kann, wie man selbst und nicht wie jemand anders. Bist du dir mit *„All Born Screaming"* noch ein Stück näher gekommen?
Oh ja! Na ja, ich denke, dass es Dinge gibt, die man lernen kann, aber es gibt auch Dinge, die man als Künstlerin einfach hat oder nicht hat, und das ist es, was wir an unseren Lieblingskünstler:innen lieben. Man hört eine Note von Ella Fitzgerald und denkt: Das ist Ella Fitzgerald, das ist die mit der größten Stimme, die es je gab. Und man weiß es einfach, weil man es sofort hört. Ich meine, bei Miles ist es genauso. Man hört eine Note von Miles und denkt: Ja, das ist er, das kann nur er sein. Ich denke immer noch, das ist das Großartigste, das Größte, was man erreichen kann. Die größte Aufgabe eines Künstlers oder einer Künstlerin ist es, die eigene Stimme zu finden. Wie auch immer die klingt - gut, schlecht, hässlich, schön. Und es ist ein Prozess. Man kommt dem Ziel hoffentlich immer näher.

Du bist also nicht mehr, wie du im Titelsong singst, „a karaoke version of Leonard's ‚Hallelujah'"?
(Lacht.) Es gibt sicherlich öfter mal Momente, in denen ich mich selbst beleidige, aber das ist, glaube ich, der schlimmste. Denn das ist das Schlimmste, was man tun kann. Das ist der beste Song, der je geschrieben wurde - der beste Text, der je geschrieben wurde. Er bringt die ganze Kompliziertheit von allem auf den Punkt. Leben und Tod und Gott und Liebe und Lust und Begehren und all das. Und dann kapieren die Leute es einfach nicht und singen ihn einfach wie eine Andacht bei „American Idol". Das ist so verrückt! Es ist eine musikalische Sünde.

Der Song mit der Cohen-Zeile handelt auch von Leben und Tod, Liebe und Lust – und vielleicht auch von Gott. Jedenfalls endet er wie ein Gospel.
Es ist eher ein ekstatisches Mantra. Und genau dann, wenn die Ekstase ihren Höhepunkt erreicht, ist es vorbei. Das ist für mich der Bogen der Platte. Die erste Hälfte ist die Hölle, wenn man so will. Und in der zweiten Hälfte kommen wir zu der Einsicht: Ja, das Leben ist unmöglich, aber wir dürfen es leben. Und wir sitzen alle im selben Boot. Und das Einzige, wofür man lebt, ist die Liebe.

BETH GIBBONS
LIVES OUTGROWN

DAS SOLO-DEBUTALBUM
AB 17. MAI 2024 AUF CD, VINYL UND DIGITAL

Domino

WIE GOTT *IHN* SCHUF

LENNY KRAVITZ schreibt keine Lieder – er empfängt sie „von oben". Auch sonst hat ihn der Schöpfer ganz gern, wie das freizügige Video zu der ersten Single seines neuen Albums *„Blue Electric Light"* eindrücklich beweist

VON SASSAN NIASSERI

Foto von Mark Seliger

EWIG JUNG
Noch sieben Jahre bis zur Rente: Lenny Kravitz

„WAS MEINEN SIE GENAU, MEIN VIDEO IST N... S... F... NOT SAFE FOR ... WHAT?“ *LENNY KRAVITZ* HAT EINE FRAGE.

Mr. Kravitz, dürfen wir erklären?

NSFW STEHT FÜR „NOT safe for work“, die Kennzeichnung von verschickten Dateien, deren Empfänger sie besser nicht im Büro auf Dienstrechnern öffnen. Etwa Nacktbilder. Kravitz schweigt. Dann sagt er, dass er den Begriff nicht kennt. Und wirkt verblüfft. Das ist erstaunlich, denn er ist im Netz, auch in den sozialen Medien, aktiv. Kravitz, der immer wieder diverse „Sexiest“-Listen anführt, weiß, wie er sich inszenieren muss, um im Gespräch zu bleiben. Andererseits passt die Ahnungslosigkeit, die unschuldig wirkende Gegenfrage zu ihm. Für ihn ist Nacktheit normal. Und alle sollen ihn nackt sehen dürfen.

Als Kravitz im Oktober vergangenen Jahres das Video zu seiner Single „TK421“ veröffentlichte, trendete #NSFW sogleich auf Twitter. Er hatte sich einen begehrten Platz in der immer schmaler werdenden Aufmerksamkeitsökonomie einer potenziellen Zielgruppe gesichert. Der bald 60-Jährige gewann, kann man so sagen, die Herzen der Leute im Internet, darunter solche, die deutlich jünger sind als er. Gute Promo für sein zwölftes Studioalbum, *„Blue Electric Light“*, das nun erscheint.

„Ach nein, come on!“, sagt er. „Die Inszenierung in dem Clip ist doch ... zahm.“ Und er hat ja recht. Er ist nackt zu sehen, aber nur von hinten. Und ein hüllenloser Hintern ist kein Aufreger mehr. „Das Video ist hoffentlich lustig“, sagt Kravitz. „Man beobachtet, wie ich den Tag beginne, aufwache, mich strecke, mich in die Badewanne lege. Nichts Schockierendes!“ Und er schiebt nach einer Kunstpause hinterher: „Zumindest für mich nicht.“

Nun sieht ein Rockstar Lenny Kravitz, der sich für eine Filmaufnahme in der Badewanne in seiner Villa auf der Bahamas-Insel Eleuthera räkelt, schicker aus als so manch anderer Mensch. Aber reden wir nicht weiter über sein Image. Sondern über seine neue Musik. Denn die ist endlich wieder richtig gut.

Die rätselhafte Betitelung „TK421“ ist an David Bowies „TVC 15“ von 1976 angelehnt: die manische Anbetung eines Fernsehgeräts, das ihm im Drogenrausch treue Dienste als Unterhaltungsmaschine liefert. Zur Bedeutung von „TK421“, einem Funk-Track mit der hymnenartig gebellten Refrainzeile „Can you feel it, my TK421?“, äußert Kravitz sich absichtsvoll ungenau. „Ein Lied über Positivität. Das Beste aus dem Leben machen.“ Dann kommt der einzige Moment im Gespräch, in dem er lacht: „Positivität ... Das muss für Sie keinen Sinn ergeben – das tut es für mich aber durchaus!“

Dabei ist auch „TK421“ trotz mysteriösem Titel typisch Lenny, typisch 70er-Jahre-Lenny, nicht nur wegen der Bowie-Referenz. „TK421“ ist auch der Name des Soldaten in einem Film aus den Siebzigern (eine Sturmtruppe aus „Star Wars“) sowie der Markenname einer aufgemotzten Stereoanlage, „mit noch mehr Bass“, aus Paul Thomas Andersons Drama „Boogie Nights“ über die Seventies-Pornoindustrie. Darin erträumt sich Penis-Akrobat Buck (Don Cheadle) einen Reset in der Hi-Fi-Branche. „TK421 bringt uns zum Pulsieren, gibt uns Hoffnung“, sagt Kravitz.

Die 70er-Jahre sind Kravitz’ Jahrzehnt. Seine Einflüsse sind Bowie, Stevie Wonder, John Lennon, George Clinton, Nile Rodgers, Bob Marley. Er hat ein paar Jahre gebraucht, um diesen Weg eines Retrokünstlers selbstbewusst zu beschreiten. Geboren als Leonard Kravitz in Brooklyn, orientierte er sich zunächst an Gegenwartsmusikern, nannte sich zu Highschool-Zeiten Romeo Blue, vielleicht mit der Farbenmystik von Prince und „Purple Rain“ im Sinn. Jedenfalls kleidete er sich wie Prince. Er ließ sich die Haare glätten und trug blaue Kontaktlinsen, schließlich war er „Blue“. Später sagte Kravitz, „Blue“ sei eine Abwandlung von Belew – Adrian Belew, der King-Crimson-Gitarrist.

Die Öffentlichkeit, gerade die amerikanische Presse, hat allerdings selbst ein paar Jahre gebraucht, um Kravitz, vorsichtig formuliert, zu akzeptieren. Tatsächlich war er zu Karrierebeginn Anfeindungen ausgesetzt. Der Lebensweg des Lenny Kravitz erzählt auch eine Geschichte des Rassismus. Als 1989 sein Debüt, *„Let Love Rule“*, erschien, stand HipHop in seiner Blütezeit. Warum er als Schwarzer denn ausgerechnet jetzt versuche, wie ein weißer Gitarrenheld aus der Hippie-Ära zu klingen, fragten sich einige. Als hätte es Jimi Hendrix nie gegeben.

„Lächerlich war das!“, sagt Kravitz. „Und das habe ich damals schon gesagt: Hört mal, Rock’n’Roll wurde von Schwarzen erfunden. Und die Schwarzen wollten das nicht für sich pachten! Jeder ist geboren für den Rock’n’Roll.“ Das stimmt. Aber es hat nach ihm keinen schwarzen Rockstar gegeben, der so groß wurde wie er. Was wohl auch einiges über die Chancen junger Schwarzer im Musikgeschäft aussagt und noch mehr über Hürden im Kampf gegen Rollenerwartungen.

IM JAHR 1991 GELANG IHM mit „It Ain’t Over ’Til It’s Over“ sein bis heute größter Hit in den „Billboard“-Charts: Platz 2; die Nummer 1 hielt Bryan Adams mit seinem „Robin Hood“-Liebeslied über Wochen besetzt. Bei „Always On The Run“ gab Guns-N’-Roses-Gitarrist Slash ein Gastspiel, und Kravitz stellte seinen eigenen Gitarristen Craig Ross vor. Der hatte eine Gibson-schwerlastgebeugte Körperhaltung wie Jimmy Page und einen Afro wie der „Simpsons“-Schurke Tingeltangel-Bob. Und war ein Weißer. Wieder hagelte es Kritik: Macht Lenny mit seiner Truppe jetzt auf Led Zeppelin, oder was? Rock im Jahre 1991, das sollten gefälligst Nirvana und Pearl Jam übernehmen. Kravitz blieb unbeeindruckt. „Lenny“, sagte sein Freund Jay-Z später, „ist konsequent. I look at him as someone who stuck to their guns.“

Das Gespräch kommt nun auf ROLLING-STONE-Gründer Jann Wenner, der für einen 2023 erschienenen Interviewband mit sieben Musikergrößen sprach, alle Männer, alle weiß, und mit einer Erklärung für diese Auswahl nicht hinterm Berg hielt: Die von ihm in Betracht gezogenen und verworfenen Künstlerinnen seien, ebenso wie die Afroamerikaner Marvin Gaye und Curtis Mayfield, „auf dieser intellektuellen Ebene nicht artikuliert genug“ gewesen, um in seine Meisterliste aufgenommen zu werden.

Wenner verlor daraufhin seinen Vorstandsposten in der Rock and Roll Hall of Fame. Mittlerweile hat er sich für seine Aussagen entschuldigt. Kravitz kennt Wenner seit 1989, mehr noch: „Wir sind eine Familie.“ Aber: „Was er da sagte, war verrückt. Schrecklich! Leider habe ich mit ihm seit diesem Interview nicht mehr gesprochen.“ Er sei mit Wenners Söhnen, darunter der jetzige ROLLING-STONE-Chef, Gus, befreundet, sehe sie regelmäßig. „Ich bin keiner, der nicht verzeiht. Und in Familien ist es so: Es gibt immer das eine Mitglied, mit dem man sich mal uneinig ist.“

Nachsicht und Verzeihen – ob gegenüber Wenner oder Kritikern der frühen Jahre – können anscheinend ein starker künstlerischer Antrieb sein. Nach *„Mama Said“*, jenem Album mit dem schmachtenden „It Ain’t Over ’Til It’s Over“, entwickelte Kravitz sich zu einem der populärsten Sänger der Dekade. *„Are You Gonna Go My Way“* erschien 1993 auf dem Höhepunkt des von Europa ausgehenden Siebziger-Revivals, das ausgerechnet Erasure ein Jahr zuvor mit ihrer „Abba-esque“-EP eingeleitet hatten. Vier Jahre nach „Let Love Rule“ war man also so weit. *„Are You Gonna Go My Way“* hatte nicht nur einen Hendrix-artigen Titel – Kravitz klang auch so gut wie Hendrix. Wenn er mit diesem Song seine Konzerte beschließt, und das macht er traditionell bis heute, geht man später mit Herzklopfen ins Bett.

Nach diesem Welthit versuchte Kravitz sein Image als Nostalgie-Barde abzustreifen. War das zu schwierig? Er hatte Sorge, ewig als restaurativ abgestempelt zu werden. „Rock And Roll Is Dead“ proklamierte er 1995, als Statement stark genug, um Prince nur drei Monate später zum „Gegensong“ „Rock ’N’ Roll Is Alive! (And It Lives In Minneapolis)“ zu provozieren. In sein 1998er-Album *„5“* führte Kravitz elektronische Klänge ein, was jedoch befremdlich erschien. Das stumpf gedroschene „Fly Away“ wurde seine bekannteste Nummer, leider auch wegen der Verwendung in einer Autowerbung. „Ausverkauf!“, riefen Rezensenten schadenfroh.

Kravitz wurde zu einer Celebrity, zu einem Markennamen. Er konnte es sich leisten, keine Story mehr zu erzählen, sondern ein Album schlicht *„Lenny“* zu betiteln – wie ein fester Händedruck samt „Sie kennen mich“-Zusicherung. Er ließ die 70er-Jahre los.

Und verlor die Orientierung. Wer Lenny Kravitz heutzutage googelt, stößt leider kaum noch auf seine Musik. Suchergebnisse der ersten Seiten: „Tochter Zoë verlobt – das hält Lenny von den Heiratsplänen“, „Lenny entwirft meterlangen Schal und läuft damit durch Paris“, „Lenny geht shoppen mit Jason, dem Ex seiner Ex-Frau Lisa“.

Dabei versteht Kravitz sich seit vielen Jahren wieder als politischer Musiker. Die Wahl Barack Obamas inspirierte ihn 2011 zu seinem Album *„Black And White America“*, und sein letztes, *„Raise Vibration“* von 2018, ist eine Anklage gegen Trumps Amerika. „It’s Enough!“, sang er, weil weiße Polizisten Schwarze töten, dazu ein mahnendes, Metronom-artiges Glockenspiel, wie in Marvin Gayes „Inner City Blues“ von 1971, seiner Kritik an den lebensunwürdigen Zuständen in den Großstädten.

An Gayes „Inner City Blues“-Harmonien angelehnt ist auch „It’s Just Another Fine Day (In This Universe Of Love)“, das Eröffnungsstück seiner neuen Platte *„Blue Electric Light“*. „Lockdown!“, ruft Kravitz darin. Dass er vielleicht einer der letzten Superstars ist, die über die Pandemie singen, und das in einem nicht gerade Klaustrophobie verursachenden Landsitz auf den Bahamas, juckt ihn nicht. Außerdem erschien der Albumvorgänger noch in einer anderen Ära. Kravitz hatte einiges zu verarbeiten. „Der Lockdown hat mich geprägt. Er prägt mich bis heute“, sagt er. „Erstmals konnte ich nicht, wann immer ich wollte, bei den Menschen sein, die ich liebe. Beziehungen wurden über große Distanzen geführt. Lauter Trennungen, die mir schwerfielen.“

Und doch klingt Kravitz erstmals seit vielen Jahren so, als sei eine Last von ihm gefallen. Die beschworene Positivität zeigt sich in Liedern wie „Love Is My Religion“ oder „Let It Ride“, in dem er schmusebrummt wie Barry White. Seine Balladen waren immer schon ein wenig besser als die Rocknummern. Auf seine ersten vier Alben schafften es insgesamt nur sieben Uptempo-Songs – von immerhin 48 Stücken. Kravitz liebt die Gemächlichkeit.

Auf *„Blue Electric Light“* sind es Lieder wie „Honey“ oder „Spirit In My Heart“, die so herzensgut, fast schon naiv und dabei so hochmelodiös klingen, als hätte es sie schon immer gegeben. „Honey“ würde sich auf einem Al-Green-Album gut machen, „Spirit In My Heart“ auf einem von Neil Diamond.

Kravitz freuen die Vergleiche. Er spricht wie sein Idol Stevie Wonder, der sich weniger als genuiner Erschaffer denn als „Empfänger“ von gottgesandten Songs versteht, ohne selbst schöpferisch werden zu müssen – die nicht immer bescheiden wirkende Geschichte vom erleuchteten Messenger also. „Die Stücke wurden mir von oben geschickt“, erklärt Kravitz feierlich. „Ich bin nur eine Antenne. Meine Aufgabe ist es, Schwingungen zu spüren. Ich fühle mich geehrt, diesen Song gewordenen Schwingungen Schönheit verleihen zu dürfen.“ Deshalb würde er für die Komposition seiner Musik auch nie auf künstliche Intelligenz zurückgreifen. „KI ist mit Spiritualität unvereinbar. Und Spiritualität ist mein Leben. Gott ist mein Leben.“

In diesem Jahr steht in den USA eine Wahl an, die für die Welt schlimme Konsequenzen haben kann. Möglicherweise muss Kravitz bald wieder ins Studio, um ein weiteres Album gegen Donald Trump aufzunehmen. „Unabhängig davon, dass ich im Lockdown gleich drei Platten aufgenommen habe“, sagt Kravitz, „wünsche ich mir, dass die Menschen das Richtige tun.“ Viele Politiker predigen Hass, um einen Mythos zu nähren, sagt er: „Dass Konflikte nur mit Gewalt gelöst werden können. Und das ist tragisch.“ Kravitz spricht, wie es zur Kultur der Protestmusiker gehört, von den „powers that be“, den Mächtigen, deren Anliegen die Aufrechterhaltung jenes Status quo ist, der in vielen Ländern die Einschränkung der Freiheit meint. „Wir werden zunehmend auf Konflikt programmiert, ohne es zu merken. Stark sind wir aber nur mit vereinten Kräften.“

Als spiritueller Mensch bewegt Kravitz sich zwischen den Religionen, sein Vater war ukrainisch-jüdischer, seine Mutter bahamaisch-afroamerikanischer Abstammung. Seine Weltsicht ist von seinem Glauben bestimmt. Die Ukraine befindet sich im Krieg, und Juden sind, nicht erst seit dem Israel-Gaza-Konflikt, verstärkt zum Ziel von Attentaten geworden, weltweit. Kravitz ist Halbukrainer und jüdisch. Wie betroffen fühlt er sich? „Mich trifft jede kriegerische Auseinandersetzung. Jede. Punkt. Ob im Mittleren Osten, der Ukraine, im Kongo oder in Somalia.“ Er wirkt aufgebracht.

Kravitz weiß, was manche Leute wollen, dann präsentiert er den nackten Hintern, er lässt sich trenden, singt von einer gepimpten Stereoanlage und zeigt Eindrücke aus einem Anwesen, in dem sich Corona durchaus aussitzen ließ. Aber er lässt auch keinen Zweifel daran, dass in ihm ein Kämpfer für die gerechte Sache steckt. Diesen Kämpfer musste er zu Beginn seiner Karriere selbst formen.

Das Jahr ist noch lang, und Kravitz hofft, wie er sagt, dass alles gut ausgehen wird. „Wir Menschen können so klug sein. Warum sind wir es nie?“ ®

Die Playlist für alle

CD exklusiv für Abonnent:innen

Bequem nach Hause.

Einmalig 3 Ausgaben zum Sonderpreis.

3 Ausgaben ~~26,70 €~~ 9,95 €

Mindestlaufzeit 3 Monate, danach läuft Ihr Abo auf unbestimmte Zeit weiter.
Kündigungsfrist: Erstmalig zum Ende der Mindestlaufzeit, danach jederzeit.

ROLLINGSTONE.DE/SPEZIAL-ABO

Young Miko

RollingStone future of music

Künstler:innen und Entwicklungen, die die Zukunft der Popmusik entscheidend mitprägen werden

Sie ist witzig, charmant und ein bisschen schlüpfrig. Sie stammt aus Puerto Rico und ist der neue Star der jungen Latin-Trap-Szene, mit dem jetzt jeder arbeiten möchte

VON FRANCES SOLÁ-SANTIAGO
FOTOS VON THALÍA GOCHEZ

YOUNG MIKO NIMMT MICH MIT NACH PIÑONES, DEM HOTspot im Nordosten Puerto Ricos, der für seine faszinierenden Ausblicke auf den Ozean und seine lange Geschichte als Hochburg der afrokaribischen Kultur bekannt ist.

Das 26-jährige urbane Wunderkind ist gerade auf dem Rückweg von einer einmonatigen Reise, die sie nach Los Angeles, Miami und New York unternommen hat, um ihr Debütalbum fertigzustellen. Sie war die meiste Zeit des vergangenen Jahres nicht zu Hause, sondern reiste für ihre „Trap Kitty"-Welttournee durch Spanien und Lateinamerika. Dazwischen absolvierte Young Miko die größten Auftritte ihrer Karriere: sieben Abende als Support-Act von Karol G in Stadien von Los Angeles bis New Jersey. Miko nennt Puerto Rico immer noch ihr Zuhause, aber sie hat gelernt, womit sich bereits Generationen von Puerto Ricanern vor ihr auseinandersetzen mussten: Man muss weggehen, um seine Träume zu verwirklichen - oder auch nur um Arbeit zu finden.

„Jetzt verstehe ich, warum Puerto Ricaner, die außerhalb Puerto Ricos leben, manchmal sogar noch patriotischer sind", sagt sie, als wir uns auf den Weg nach Piñones machen. In den vergangenen drei Jahren hat sich Young Miko von einer Tattoo-Künstlerin mit 10.000 Followern auf Instagram zu einem globalen Latin-Music-Phänomen mit pro Monat mehr als 31 Millionen Hörer:innen auf Spotify entwickelt. Die Trap-Rapperin wirkte auf einigen der größten Genre-Alben von 2023 mit, darunter „*Nadie Sabe Lo Que Va A Pasar Mañana*" von Bad Bunny und „*Data*" von Tainy, denen sie ihre raue und doch zarte Stimme lieh und zu denen sie ihre schlitzohrigen Texte in Spanglish beitrug.

Im vergangenen Sommer schaffte sie es durch ein Duett mit dem kolumbianischen Sänger Feid erstmals in die „Billboard" Hot 100. Das alles geschah nach ihrer EP „Trap Kitty" von 2022, mit der sie sich als eines der aufregendsten Talente der Saison positionierte. „Manchmal habe ich das Gefühl, dass das Auto sehr schnell fährt und ich mich nur festhalten kann", sagt Miko.

Das merkt man nicht, wenn man sie am Steuer eines großen blauen Geländewagens durch Piñones fahren sieht, was zu dem für diese Gegend typischen Gefühl von Abenteuer beiträgt. Bevor wir uns auf den Weg machten, bat Miko ihre Freundin Kaly, die zusammen mit Sofia, Mikos PR-Frau, auf dem Rücksitz saß, eine Playlist mit Tracks anzulegen, die die Künstlerin seit einiger Zeit beschäftigen. Sie ist gefüllt mit spanischsprachigen Hits der frühen Nullerjahre, von Alek Synteks und Ana Torrojas „Duele El Amor" bis La Quinta Estacións „El Sol No Regresa". Es ist die Art von Musik, mit der wir beide aufgewachsen sind und die wir im puerto-ricanischen Radio gehört haben, und laut Miko wird genau diese Art Musik einfach nicht mehr gemacht.

„Ich weiß nicht, was sie damals in die Songs gesteckt haben“, sagt sie. Miko ist nicht ganz sicher, warum diese Musik in letzter Zeit ihre Stimmung anheizt, aber sie glaubt, dass dazu ein guter fiktionaler Herzschmerz immer notwendig ist. Die klassische Struktur dieser Balladen beeinflusst sie auch heute noch: Für ihren Hit „Riri“ ließ sie sich von den kurzen Strophen und den sich wiederholenden Refrain-Breakdowns inspirieren. Die Stimmung in Mikos Musik war bisher eher ein One-Night-Stand als eine lebenslange Romanze. Aber als ich sie frage, ob Balladen je ihr Ding sein werden, lacht sie: „Vielleicht!“

Fairerweise muss man sagen, dass einige ihrer größten Vorbilder das Konzept der herzzerreißenden Balladen neu definiert haben: Ricky Martin, Kany García, Miguel Bosé, Shakira und Julieta Venegas stehen alle auf dieser Liste. Obwohl sie die meisten ihrer Idole noch nicht kennengelernt hat, erfuhr sie kürzlich, dass Shakira ein Fan ist. Sich zwischen Legenden zu bewegen ist Teil ihrer neuen Lebenswirklichkeit, die Miko das Gefühl gibt, in einem Film zu leben, den sie selbst gedreht hat. Vom bombastischen Duo Jowell & Randy bis hin zum bahnbrechenden Produzenten Tainy – es ist schwer, jemanden in der Latin Urban Music (kurz: Urbano) zu finden, der von Mikos Talent für witzige Lyrik und schwüle Stimmungen nicht begeistert ist.

Miko ist eine der wenigen queeren Frauen, die Urbano von innen heraus verändern, indem sie den Sound und die Texte umgestalten, um eine freiere und integrativere Realität für Künstler und Fans zu schaffen. Sie sagt, dass sie das dank anderer queerer Künstler:innen wie Martin und García geschafft hat, deren Coming-out-Geschichten für viel Schlagzeilenfutter sorgten. „Sie sind Legenden wegen dem, was sie getan haben“, sagt sie. Mikos Texte sind voller anzüglicher Anspielungen, die sich direkt an Frauen richten.

Ihr Selbstbewusstsein als queere Frau hat viel mit der Akzeptanz ihrer Eltern zu tun, die, wie sie sagt, ihre Sicht auf die Welt beeinflusst hat. „Ich wurde zum richtigen Zeitpunkt geboren“, sagt sie. „Es gibt natürlich noch viel zu tun, aber ich glaube, es geht nur vorwärts. Was für eine gute Zeit, in der wir leben!“ Vielleicht ist es Mikos Mut zu verdanken, dass ihre Fans die Freiheit haben, sich ihre eigene Identität zu schaffen. Alles begann damit, dass ein Fan auf X (ehemals Twitter) schrieb, dass er Miko so sehr mag, dass er sich „mikosexuell“ fühlt.

Als wir uns treffen, hat Mikos lang erwartete Zusammenarbeit mit dem argentinischen Produzenten Bizarrap gerade die 50-Millionen-Marke auf YouTube überschritten. Sie stellte den Track erstmals in ihrem 2022 erschienenen Hit „Bi“ vor, in dem sie sich ausmalte, mit „einem Baby aus Argentinien zu flirten, das mich fragt: ‚Wann kommt die Biza-Session raus?‘“ Zu Bizarraps elektronischem Rap-Hybrid-Beat prahlt Miko mit den Vorzügen ihres Erfolgs, fährt auf Mallorca Jetski und fliegt erster Klasse nach Madrid. Zuletzt hat sie tatsächlich einige Zeit mit einigen der größten Stars der Welt verbracht. 2023 kreuzten sich ihre Wege mit denen von Bad Bunny in Los Angeles, wo sie „Fina“ für das aktuelle Album des puerto-ricanischen Superstars aufnahmen. Miko erinnert sich, dass sie von dem Track sofort begeistert war: „Ich hörte das Tego-Sample und war sofort Feuer und Flamme“, erzählt sie und meint damit den Ausschnitt aus Tego Calderóns „Pa’ Que Retozen“, der in den Track eingestreut ist.

Mikos Zeit auf Tour mit Karol G war ein weiterer Aha-Erlebnis-Moment. Miko war nicht nur der Opener, sondern sang auch gemeinsam mit der kolumbianischen Grammygewinnerin den Song „Dispo“ von Karols letztem Album. Bei einem Auftritt ergriff Miko Karols Hand, was die Kolumbianerin veranlasste, ins Mikrofon zu schreien: „Jetzt bin ich diejenige, die nervös ist!“ „Es war eine der schönsten Erfahrungen“, sagt Miko. „Karol ist hypnotisierend!“

Obwohl die beiden zum ersten Mal im Januar 2023 auf einem Festival in L.A. zusammenkamen und im Frühjahr bei einem Konzert von Karol G in Puerto Rico gemeinsam auf der Bühne standen, kamen sie sich erst später näher, über FaceTime. Miko sagt, dass sie die erste SMS, die Karol G ihr schickte, ignorierte, weil sie mit „Carolina“ unterzeichnet war. Später war Miko neugierig genug, um eine FaceTime-Anfrage zu senden, weil sie wissen wollte, ob das wirklich die echte Karol G auf der anderen Seite der Sprechblase sein könnte. „Es war dunkel in ihrem Zimmer, aber man konnte sie an ihrer Stimme erkennen“, sagt Miko und imitiert Karols berühmten Akzent aus Medellín. Während der Tournee nahm Karol G Miko unter ihre Fittiche und lud sie ein, sie bei den Aufwärmübungen und Soundchecks zu begleiten. „Das Praktikum bei Karol G war echt“, scherzt Miko.

Die kolumbianische Künstlerin bescherte Miko kürzlich einen weiteren Meilenstein in ihrem Lebenslauf: Sie spielte Karol Gs Freundin, ihr „romantic interest“ im Musikvideo zu „Contigo“, ihrer Zusammenarbeit mit Tiesto. All das mag für Young Miko jetzt zum Tagesgeschäft gehören, aber sie weiß es zu schätzen. „Diese Leute zu sehen und zu denken, dass sie Superstars und brillant sind“, sagt sie, „und plötzlich sind sie meine Freunde und wir erschaffen zusammen etwas – das fühlt sich wie ein anderes Leben an!“

FOTOREGIE VON EMMA REEVES. STYLING VON STORM PABLO. HAARE VON PABLO MACÍAS. MAKE-UP VON JONUEL NADER LOPEZ. RETUSCHE VON ARGEL ROJO. PRODUKTIONSUNTERSTÜTZUNG DURCH MIA BELLA CHAVEZ. LICHTREGIE VON ASH ALEXANDER. FOTOGRAFISCHE ASSISTENZ VON MARIA ROMERO. DIGITALTECHNIKER: JAMES ARMAS. STYLING-UNTERSTÜTZUNG DURCH KASEY TOVAR. STUDIO: DUST STUDIOS. VORHERIGE SEITE: BRIEFTASCHENKETTE VON CNNTRA. BRILLEN UND SCHMUCK VON KWK BY KAY KWOK. T-SHIRT VON NEW BED STUY. DIESE SEITE: BLAZER VON ACNE STUDIOS. OBERTEIL VON NEW BED STUY.

Gglum

Die Londoner Musikerin Elle Smoker alias Gglum vereint auf ihrem Debütalbum ihre Faszination für The Microphones und den finnischen Maler Hugo Simberg

VON NAOMI WEBSTER-GRUNDL

FOTOS: FINNEGAN TRAVEERS, TATIANA POZUELO

MÜRRISCH, TRÜBSINNIG, DÜSTER: ALL DAS kann das englische Wort „glum“ bedeuten. Elle Smoker fand es als Teenager äußerst passend, ihren Künstlerinnennamen an dieses Adjektiv anzulehnen. Jetzt, mit Anfang zwanzig, fühlt sich die aus London stammende britisch-finnische Musikerin dieser Laune weitestgehend entwachsen - doch ihre Musik bleibt melancholisch, selbst wenn sie heiter klingt.

Zu Smokers Eigenschaften als Teenager gehörten weder ein sonniges Gemüt noch großes Selbstbewusstsein. Obwohl sie bereits mit sieben Jahren anfing, Instrumente zu spielen, konnte sie sich nicht vorstellen, dass sich andere für das interessieren würden, was sie Kreatives erschuf. Doch als ihr ein Freund die amerikanische Indie-Band The Microphones vorspielte, legte sich ein Schalter in ihrem Kopf um: „Es war sehr befreiend für mich, zu merken, dass manche Künstler einfach komplett das machen, was sie wollen, sich dabei von nichts einschränken lassen und sich nicht darum sorgen, wie das nach außen wirkt.“ Als sie dann den ersten Song schrieb, den sie selbst mochte, beschloss sie, ihn auf Spotify zu veröffentlichen. Plötzlich ging alles ganz schnell: Spotify packte das Stück „Why Don’t I Care“ auf eine Playlist, Millionen Menschen hörten ihn, Manager und Labels riefen bei Smoker an und wollten Gglum unter Vertrag nehmen. „Es war mein erster eigener Song, der mir selbst gefiel. Und dann war Songwriting plötzlich mein Job. Deswegen habe ich auch das Gefühl, dass ich mit meinen EPs erst rausfinden musste, was Gglum ist, dass dabei aber ununterbrochen Leute zugeschaut haben.“

Auch daran, dass Leute ihr bei Konzerten zuschauen, musste sie sich erst gewöhnen. Inzwischen genießt Smoker es, Auftritte zu spielen - wirklich berühmt möchte sie aber nie werden. „Ich habe darin nie wirklich einen Reiz gesehen. Vielleicht mit vier, als ich Britney Spears total cool fand. Aber ich denke, das wäre einfach zu heftig für mich. Ich bin so schon paranoid genug. Es braucht nicht viel, damit ich mich beobachtet fühle. Wenn sich dann wirklich alle für mich interessieren würden, würde ich den Verstand verlieren.“

Mit „*The Garden Dream*“ ist Gglum nun bei ihrem Debütalbum angekommen. „Mit der Platte konnte ich endlich eine Welt erschaffen, wie ich es immer wollte. Aber das habe ich nur geschafft, weil ich gelernt habe, hartnäckig zu bleiben. Früher habe ich mir immer reinreden lassen und Stücke veröffentlicht, für die ich mich heute schäme.“ Die Songs geschrieben und die Platte aufgenommen hat sie diesmal mit dem Produzenten Sam Knowles alias Karma Kid.

Neben musikalischen Einflüssen wie The Microphones oder Alex G spiegelt sich in Smokers Debütalbum auch ihre Faszination für den finnischen Maler Hugo Simberg wider. Simberg malte Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts vor allem Bilder, die sich mit Tod und Leid beschäftigen. Eines seiner bekanntesten Werke trägt den Titel „Im Garten des Todes“, darauf pflegen drei schwarz gekleidete Skelette mit Hingabe Pflanzen in Hochbeeten. Das Cover von Gglums Album „*The Garden Dream*“ ziert ein anderes, leicht abgewandeltes Gemälde von Simberg mit einem Mädchen, das auf einem Löwen durch einen verwunschenen Wald reitet.

Gglums Hang zum Makabren drückt sich auch in ihrer Idee für das Narrativ der Platte aus: Eine junge Frau schläft und realisiert durch ihre Träume, dass sie gerade von ihrem Liebhaber lebendig begraben wird, ist davon aber nicht beunruhigt.

Aus diesem verwunschenen Garten schallt es mal schrammelig-verträumt, mal indie-poppig, mal gibt es sphärische Synthesizer, mal wird ganz ruhig eine Gitarre gezupft; ein Song klingt nach ganz altem Country. Der Sound, gepaart mit den Erzählungen vom Sich-unverstanden-Fühlen, von Wut und Sehnsucht und ambivalenten Beziehungen, ergibt ein Gefühl wie nach dem Aufwachen, wenn der Traum, in dem gerade alles noch so schön logisch war, plötzlich keinen Sinn mehr ergibt.

„Die meiste Musik, die ich schreibe, beruht auf Träumen von mir, aber es geht eigentlich immer um Erlebnisse, die ich zunächst nicht richtig verarbeitet habe, weswegen es etwas sehr Kathartisches ist, sich mit Songs daran abzuarbeiten. Junge Liebe habe ich nur sehr turbulent erlebt - es war eigentlich eine ziemliche Shitshow. Und darum geht es sehr viel auf dem Album. Aber ich schreibe eigentlich nicht über Menschen, sondern über Orte. Und so ist jeder Song ein eigener Raum, die Platte ist ein Ort, an den man gehen kann, indem man sie hört.“ Am Ende von „*The Garden Dream*“ gibt es kein Happy End - nur eine Tür, durch die die Zuhörenden das wirre, leidend-schöne Geschehen verlassen können.

english teacher

DAS DEBÜTALBUM der Band English Teacher aus Leeds, „*This Could Be Texas*“, ist eine Meisterleistung in der Vermischung von zeitgenössischer Banalität (siehe Songtitel wie „The World’s Biggest Paving Slab“) mit dem sehnsüchtigen Wunsch, diese zu überwinden. Die Band wird von Lily Fontaine angeführt, einer magnetischen Sängerin, die ihrer Gitarrenmusik, die Einflüsse von Post-Punk bis zu 80er-Jahre-Indie-Pop und darüber hinaus verarbeitet, eine ausgeprägte und aufregende Persönlichkeit verleiht. In ihren Texten setzt sie sich mit Identität und rassistischen Stereotypen auseinander. „Despite appearances, I haven’t got the voice for R&B“, singt sie auf der brillanten Debütsingle namens –„R&B“.

Stattdessen treibt sie das Genre mit ihrer Post-Punk-Band auf neue und frische Weise voran, über die Explosion der späten Zehnerjahre hinaus, die zu versiegen drohte. „Es wirkt sehr einschüchternd“, sagt Fontaine im Gespräch mit ROLLING STONE in Bezug auf 2024, das Jahr, in dem die Band ihre bisher größten Shows spielen wird. Nur einschüchternd für die Konkurrenz natürlich … **RS UK**

soffie

„ICH HAB NEULICH geträumt von einem Land, in dem für immer Frühling ist/ Da gibt es Kaviar und Hummer im Überfluss/ Keiner hier, der hungert, und niemandem ist kalt/ Vanilleeis zum Nachtisch, alle sterben alt." So beginnt der Song „Für immer Frühling" von Soffie. Es geht weiter damit, dass es für alle einen Platz gibt in diesem Land und im Mittelmeer keine Boote mehr sinken. „Du nennst es Utopie, ich nenn es Heimat/ Revolutionierte Freiheit." Ach ja, das wäre schön. Soffie singt das unverstellt zu arglosem Indie-Electro-Pop, die Melodie mag man sofort mitsummen.

Anfang Januar stellte sie ein halbminütiges Snippet davon auf TikTok. Es wurde mehr als 13 Millionen Mal aufgerufen, auf Instagram erreichte sie mehr als 11 Millionen. Es gibt Remixe und Covers zuhauf. Im Februar wurde der Song offiziell veröffentlicht und kam bis Platz 11 in den deutschen Single-Charts, aber noch mehr freute sich Soffie

vielleicht darüber, dass er bei so vielen Demonstrationen gegen Rechtsextremismus gesungen wird. „Meine wichtigste Partnerin ist meine Wut. Wir führen aber eine sehr toxische Beziehung", erzählte sie MusicHub. Sie hat jedenfalls keine Angst vor Pathos.

Soffie, 1999 im baden-württembergischen Backnang als Sofie Aspacher geboren, hat mit fünf angefangen, Klavier zu spielen. Jetzt studiert sie an der Popakademie in Mannheim Popular Music, ein bisschen kalkuliert könnte ihr Erfolg also sein – aber wer möchte ihr das vorwerfen? Im Oktober wird sie zum ersten Mal eine eigene Tournee wagen, zehn Termine zwischen Freiburg und Hamburg stehen an. Da wird man dann sehen, warum sie ihrem Vornamen ein weiteres f hinzugefügt hat: Es steht für „fortissimo", also laut – und stark. **BIRGIT FUSS**

rachel chinouriri

ALS RACHEL CHINOURIRI ein Teenager war, hatte die Londonerin zwei musikalische Vorbilder: VV Brown und Noisettes-Sängerin Shingai Shoniwa, beides schwarze Britinnen, die im Indie-Pop ihre eigenen Wege gingen. Doch als Chinouriri ihren eigenen Weg einschlug, wurde sie immer wieder fälschlicherweise als R&B- und Soul-Künstlerin kategorisiert – obwohl ein einziger Hördurchgang ihres Songs „So My Darling", der ihr den Durchbruch brachte, beweist, dass nichts weiter von der Wahrheit entfernt sein könnte. Irgendwann hatte Chinouriri genug davon. „Meine Musik ist kein R&B. Meine Musik ist kein Soul. Meine Musik ist kein alternativer R&B. Meine Musik ist kein Neo-Soul. Meine Musik ist kein Jazz. Dass schwarze Künstler Indie-Pop machen, sollte niemanden verwirren. Ihr seht meine Hautfarbe, bevor ihr meine Musik hört", schrieb sie 2022 mit Nachdruck auf Instagram.

Ihr am 3. Mai erscheinendes Debütalbum, *„What A Devastating Turn Of Events"*, ist ein Triumph, der von Alt-Rock-Gitarren, leiseren, bekenntnishaften Momenten und dem selbstsicheren Gefühl geprägt ist, dass Chinouriri eine Stimme sein könnte, die die Indie-Musik für das nächste Jahrzehnt definiert. Und dann ist da noch die kleine Sache mit den sehr prominenten Freunden … Bei einem Auftritt in Las Vegas sagte Adele kürzlich zu ihren Fans: „Es gibt eine neue Künstlerin, sie ist Britin, ihr Name ist Rachel und sie macht tolle Indie-Musik. Sie ist absolut fantastisch!" **RS UK**

futurebae

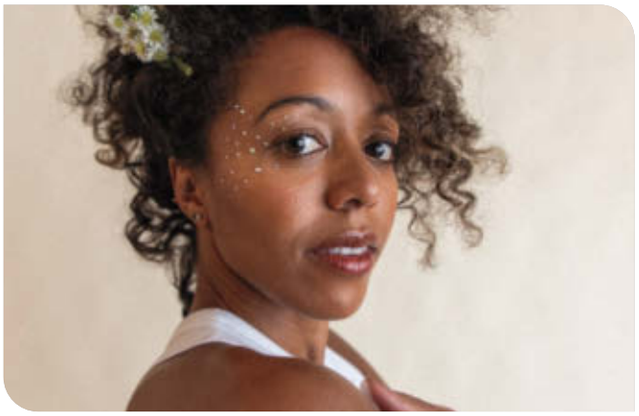
LINA WINTER alias Futurebae kann alles drei: beobachten, ungewöhnliche Details spotten und gleichzeitig mittendrein tanzen in den Alltagswust. Auf ihrem aktuellen Debutalbum, *„BLA (Berlin Love Affair)"*, knallt sie in feinstem Auto-Tune-Electro-Zwirn ihre Gedanken rund um Ghosting, Orbiting oder auch Breadcrumbing vor. Dass ihre Dating-Geschichten in keinem Fall bekannt und abgedroschen klingen, liegt daran, dass sie mit Worten zu spielen weiß. Ein blöder Moment in der Woche glänzt bei ihr durch Hyperpop-Überzug. Ihre tägliche Schule: das Manövrieren durch Berlin, das mal alles zu bieten scheint und dann wieder Melancholie heraufbeschwört. Nachdem die in Schleswig-Holstein aufgewachsene Futurebae aber in die Hauptstadt gezogen ist, bekommt sie da auch so schnell niemand weg. **HELLA WITTENBERG**

lava la rue

LAVA LA RUE ist ein musikalisches Multitalent. Die Sängerin begann ihre Karriere als Mitbegründerin des gefeierten NiNE8-Kollektivs im Süden Londons, zu dem unter anderem Mac Wetha und Biig Piig gehörten, hat sich aber inzwischen zu einem echten genreübergreifenden Star entwickelt. Ihr Sound reicht von modernem Rap bis hin zu klassischen, an die 70er-Jahre angelehnten Melodien und repräsentiert den Schmelztiegel der Kulturen, in dem sie aufgewachsen ist: „Wir haben alle im selben Block gewohnt, und wenn wir nach Hause kamen, haben wir das Essen des anderen gegessen und den Slang des anderen gesprochen", sagt sie dem ROLLING STONE. „Ich bin mit der karibischen Seite meiner Familie aufgewachsen, und Musik ist ein fester Bestandteil dieser Kultur. Meine Großmutter nahm mich mit in die Black Church, und meine Eltern, die noch recht jung sind, waren Raver. Meine Mutter hörte viel Piratensender: Jungle, Drum'n'Bass, 90er-Jahre-Hardcore und solche Sachen." Aber wenn man sich ihr Material anhört – einschließlich der ausgezeichneten EP „Hi-Fidelity" von 2022 –, wird man feststellen, dass alle diese Einflüsse ihren Platz haben. In einer Zeit, in der das Wort „Genre" immer mehr an Bedeutung verliert, definiert Lava La Rue neu, was es heute heißt, ein:e junge:r Künstler:in zu sein. **RS UK**

FOTOS: CHIARA NOEMIE MÜLLER, LAURENHARRIS, RACHEL ISRAELA

Lizzie No



IN DER 64-jährigen Geschichte des Newport Folk Festivals haben dort nur wenige Singer-Songwriter ihr Live-Debüt gegeben, indem sie auf einer Harfe in einem Meer von Lärm schredderten. Aber genau das hat Lizzie No vor zwei Jahren getan. Damals arbeitete No gerade an *„Halfsies“*, ihrem neuen, gewagten Album, das sie einem größeren Publikum vorstellen sollte. Die Songwriting-Virtuosin (mit bürgerlichem Namen Lizzie Quinlan) wuchs in New Jersey auf und verbrachte das letzte Jahrzehnt als kaum bekannte, eher obskure Künstlerin auf Tour. „Manche Leute versuchen einem das Gefühl zu geben, man hätte für den Erfolg nicht hart genug gearbeitet“, sagt No. „Ich weise das entschieden zurück!“

No, 33, hat ihre ersten beiden Alben in dem Gefühl aufgenommen, sich in der Musikbranche als schwarze Frau beweisen zu müssen. „Ich habe nie einen Synthesizer zugelassen, weil ich wusste, dass ich als schwarze Künstlerin einem viel höheren und strengeren Maßstab genügen müsste, wenn ich in die Folk- oder Country-Szene aufgenommen werden wollte“, sagt sie. Auf *„Halfsies“* vereint No schließlich all ihre unterschiedlichen Einflüsse, von Country-Balladen über Alt-Rock-Nummern bis hin zu uralten Folk-Melodien. „Sie hat eine gefährlich spitze Feder“, sagt Sänger und Songschreiber Bartees Strange, der ehemalige Gitarrist von No. Ihr Songwriting sei „Freak-Niveau“, und er freue sich, „dass die Welt davon erfährt“. No fügt hinzu: „Es macht Spaß, mich selbst zu überraschen, wie viele verschiedene Einflüsse ich in meine Arbeit einfließen lassen kann, ohne dass es nach mir selbst klingt. Wenn der Song funktioniert, ist das der Beweis dafür.“ **JONATHAN BERNSTEIN**

FOTOS: COURTESY OF COLE NIELSEN, CAMILLE BLAKE

toechter

WAS MAN MIT Gitarre, Bass und Schlagzeug so alles machen kann, ist auf diesen Seiten oft zu lesen. Aber wie steht es mit Geige, Bratsche und Cello? Marie-Claire Schlameus, Lisa Marie Vogel und Katrine Grarup Elbo sind studierte Musikerinnen und erkunden die Möglichkeiten ihrer Instrumente in langen Improvisationen und sphärischen Electro-Pop-Songs. „Uns hat das Interesse zusammengebracht, die Grenzen unserer Instrumente auszutesten“, so Vogel. Schlameus ergänzt: „Wir haben uns immer auch schon für elektronische Musik interessiert und wollten uns in dem Genre entfalten, aber zugleich bei den Instrumenten bleiben, die wir seit unserer Kindheit spielen und auf denen wir uns am direktesten ausdrücken können.“ „Ich stehe auf Dogmen, vielleicht weil ich Dänin bin“, erklärt Grarup Elbo das Reinheitsgebot ihrer Band. „Alles, was man im Toechter-Universum hört, kommt von uns. Alles entsteht aus Streichern oder Stimmen.“ Das erste Album, *„Zephyr“*, sei ein „schnelles Experiment“ gewesen, so Schlameus. „Diesmal haben wir genauer herausgearbeitet, wer wir im Kern sind. Der Fokus lag auf Songstrukturen, die Electronics-Ästhetik ist klarer – und wir sind total in love mit alten Streicherarrangements – Hollywood, Bernard Herrmann – und dem Vinyl-Sound von damals.“ Diese Wärme trägt ihr zweites Album, *„Epic Wonder“*. Thema und Stimmung des Albums, das im Sommer 2023 im Berliner Funkhaus mit David Bryant von Godspeed You! Black Emperor als technischem Support entstand, haben ihren Ursprung in einer ersten Session in einem schwedischen Landhaus. „Es war Mittsommer“, so Schlameus, „das ganze Feld lag morgens früh im Nebel. Das hatte einen mystischen Vibe, den wir zusammen entdeckt haben. Das spürt man in den Stücken.“ *„Epic Wonder“* erzählt von Verbindungen zwischen Mensch und Natur, Erde und Kosmos. Ein wichtiges Thema in der Welt der Band. „Es gibt heutzutage so vieles, was uns trennt“, so Grarup Elbo. „Wir suchen das, was uns verbindet, was zeigt, dass wir alle vom selben Tribe sind. Und ich mag, dass unser Bandname in der Schreibweise, die wir gewählt haben, ein bisschen so aussieht wie das Wort ‚together‘.“ **MAIK BRÜGGEMEYER**

Noonoouri

RollingStone future of music

Der Münchner Designer Joerg Zuber hat mit NOONOOURI eine Digitalfigur erfunden, die als Model und Sängerin mit sozialem Gewissen enorm erfolgreich ist

VON BIRGIT FUSS

NOONOOURI HAT IN DEN LETZTEN JAHREN EINE KARRIERE HINgelegt, von der viele Menschen nur träumen können. Allerdings ist sie kein Mensch, und den Neid kann man auch stecken lassen – immerhin setzt sie ihre Berühmtheit für gute Zwecke ein. Mehr als 400.000 Follower hat Noonoouri auf Instagram, darunter Naomi Campbell, Heidi Klum und Lewis Hamilton. Sie ist – als erste Digitalfigur überhaupt – bei IMG Models unter Vertrag, und vor zwei Jahren klopfte dann auch noch Warner Music bei ihr an. Aber wie kam es überhaupt zu dieser so putzigen wie starken Figur, die – anders als viele andere Avatare – gar nicht allzu real aussehen will? Sie hat nicht zufällig puppenhafte Züge, erzählt der Münchner Designer Joerg Zuber, der hinter dem Projekt steht: „Als ich fünf Jahre alt war, fiel es mir schwer, mich mitzuteilen, und ich dachte, wenn ich eine Puppe hätte, die eine richtige Freundin ist, dann könnte ich damit kommunizieren. Über meine Ideen und Visionen sprechen, aber auch über die Dinge, die mich damals schon beschäftigt haben: Kinder, die nichts zu essen haben, oder Tiere, die schlecht behandelt werden. Ich dachte, diese Figur könnte dann darüber berichten. Also habe ich die gezeichnet, ganz klassisch, mit Bleistift und Papier.“ Erzählt hat er damals lieber noch niemandem davon – vielleicht fänden andere das irre? Aber er hat schon überlegt, wo die Figur wohl einkaufen würde, was sie trinken würde, welche Klamotten sie gern hätte.

Vor zwölf Jahren hat Zuber sie dann in seinem Design-Studio in 3-D zum Leben erweckt, vor sechs Jahren auf den Markt gebracht – und im Februar 2018 trat Noonoouri erstmals bei der Fashion Week in New York auf. Zuber nennt seine Erfindung eine „Digitalfigur mit menschlicher Seele“, vielleicht kommt sie deshalb so gut an. Fast logisch, dass eine Plattenfirma auf die Idee kam, dass sie sich auch als Sängerin versuchen könnte – es gab da nur

FOTO: WMG

ein Problem, so Zuber: „Damals hatte sie noch keine Stimme, das konnten wir uns gar nicht leisten. Sie war ja komplett selbst finanziert worden, ohne Investoren und so weiter.“ Auch kann Zuber selbst gar nicht gut singen. Doch das hielt ihn nicht ab. Mit viel Aufwand zauberte sein Team eine Stimme für Noonoouri – auf Zubers eigener basierend, mit Auto-Tune verfremdet, „weiblich, aber nicht zu human“. Die Debütsingle, „Dominoes“, gemeinsam mit DJ/Produzent Frans Zimmer alias Alle Farben produziert, erschien im September 2023 – fröhlicher Electro-Dance-Pop, aber im Sinne der Figur mit Botschaft: „Wir wollten mit den Lyrics schon auch zum Nachdenken animieren. Dominoeffekt bedeutet hier ja, dass ein Stein unter fünf Millionen etwas bewirken kann – auch wenn man das erst gar nicht glaubt. So kann auch jeder Mensch seinen Beitrag leisten, um die Welt besser zu machen. Und wenn es nur ist, dass man in der Bäckerei die Brötchen mit einem Lächeln bestellt, statt grantig zu sein.“

Noonoouri hat bestimmt viel Dua Lipa und Kylie Minogue gehört, und für Zuber war klar, dass es „uplifting, positiv, treibend“ sein soll – Musik, die man sich am Samstagabend anhört, während man sich zum Ausgehen fertig macht. Sozusagen um „into the groove“ zu kommen. Weitere Songs, vielleicht gar ein Album sollen 2024 folgen. Noonoouris Fokus ist jetzt auf der Musik, und da Zuber kürzlich beim ABBA-Avatar-Konzert in London ganz inspiriert war, kann er sich durchaus „Live“-Auftritte seiner Figur vorstellen: „Das ist natürlich ein großer Traum!“ Die Figur ist jetzt 24. Vor ihrem 30. Geburtstag wird sie das sicher geschafft haben. Die Begeisterung und Leidenschaft fürs Kreative, die man Zuber in jeder Minute anmerkt, wird sie noch weit(er) bringen.

Was ihm wichtig ist: Noonoouri wurde digital erzeugt, aber nicht mit künstlicher Intelligenz. Sie ist ein CGI-Produkt, all ihre Bewegungen werden minutiös nachgestellt – es ist viel Kleinstarbeit, bis sie lebendig genug aussieht. Inzwischen arbeitet ein Team von fünf bis fünfzehn Leuten in München, Spanien und Argentinien an der Figur. Für Zuber muss es nicht Paris oder New York sein, Noonoouri ist sowieso Weltbürgerin. Er will diese Arbeitsplätze sichern und sie nicht einfach einem Computer überlassen. Noonoouri ist „von Menschen für Menschen gemacht“, soll „Vorbild und Fantasie“ sein. Wahrscheinlich sagt Zuber das nicht zufällig in dieser Reihenfolge. Als „Digitalaktivistin“ arbeitet sie mit UNICEF und anderen Organisationen zusammen, in Kenia half sie zwei Millionen Bäume zu pflanzen. Wie entscheidet Zuber, für welche Zwecke sich seine Figur einsetzt? „Es muss mit ihr in Einklang stehen. Hauptsächlich wollen wir uns jetzt für Dinge und Leute stark machen, die selbst keine Stimme haben, so wie sie früher keine Stimme gehabt hat. Meistens für Kinder, Tiere, Natur. Aber sie tritt auch für feministische Themen ein, für Gleichberechtigung, gegen Rassismus.“

Ihm ist durchaus bewusst, dass er sich in einem komplizierten Feld bewegt: „Noonoouri berichtet über die Glitz-und-Glam-Welt, aber auch über wichtige Themen, die uns beschäftigen: Veganismus, Verpackung, Fashion als zwiespältige Branche, all das. Ich versuche da Stellung zu beziehen, aber ohne erhobenen Zeigefinger.“

Für die „Dominoes“-Single hat er mit Five Music zusammengearbeitet, einem Zweig der Kette Five Hotels and Resorts aus Dubai – einem Land, in dem Menschenrechte bekanntermaßen nicht so viel gelten. Wie geht das mit Noonoouris moralischen Ansprüchen zusammen? „Unser Deal ist mit Warner Music, Five war nur bei der ersten Single dabei – ‚Dominoes‘ ist dort entstanden. Wir versuchen mit Noonoouri eben immer gerade auch in Länder zu gehen, wo vielleicht noch einiger Handlungsbedarf ist. Im Luxusfashion-Segment gibt es ja zum Beispiel auch immer noch Unternehmen, die leider wieder sehr stark auf Pelze setzen, die exotisches Leder verwenden und so weiter. Wir versuchen da zum Überdenken anzuregen. Nicht zu sagen: Ihr seid schlecht, mit euch wollen wir nichts zu tun haben. Sondern eher den Brands neue Möglichkeiten und Wege aufzuzeigen. Wir hatten auch mal eine interessante Kooperation mit einem Forschungsunternehmen, das künstliches Leder herstellt.“ Zuber ist es wichtig, nicht noch mehr zu spalten, sondern die Welt so zu umarmen, wie sie momentan nun mal ist: „Es fängt im Kleinen an, wie zum Beispiel damit, dass in Cafés immer noch davon ausgegangen wird, dass man den Kaffee mit Kuhmilch trinkt. Da wird Noonoouri nicht sagen: Du bist schlecht, wenn du das machst. Sondern sie fragt: Hast du mal die anderen Varianten probiert? Wir wollen mit offenen Armen auf Leute zugehen, nicht angreifen.“

FOTO: JÖRG ZUBER

hjirok

SCHULD HAT MAL WIEDER das Internet. Schon seit einer Weile sorgen Digitalisierung und kulturelle Globalisierung dafür, dass sich Popmusik weltweit immer ähnlicher wird. Die fettesten Beats, die geilsten Sounds, die erfolgversprechendsten Trends sind immer nur einen Klick weit entfernt. Was in Korea gefällt, rockt längst auch Arenen in Berlin und Bochum. „Als ich das erste Mal nach Nairobi reiste, hatte ich irre Erwartungen von total spannender Musik", berichtet der Hamburger Musiker Sven Kacirek. „Doch dann lief in den Bars letztlich die gleiche Musik wie bei uns auch – und das ist in Tokio und Paris nicht anders."

Wenn der Mainstream weltweit im Gleichschritt marschiert, lohnt sich der Blick in die regionalen Nischen zwischen Bangalore und Beirut. Nicht als Suche nach kultureller Authentizität oder hippen Sounds und Samples, wie zu Zeiten der Folktronica. Eher als Wechsel der Musiker-Perspektive, mit den Möglichkeiten des digitalen Wandels: Was geschieht, wenn sich eine Flamencosängerin entscheidet, ab sofort avantgardistische Dance-Music zu machen? Ein Pop-Konzept, mit dem die Katalanin Rosalía spätestens seit dem Album *„Motomami"* weltweite Erfolg feiert. Und das ist kein exotischer Einzelfall. Der kenianische Sänger und Songschreiber Olith Ratego betreibt mit Sven Kacirek seit Jahren das gemeinsame Projekt Odd Okoddo. Nicolas Jaar hat gerade erst *„Telas"* remixed, das Album des schwulen pakistanischen Popstars Ali Sethi. Den Weg dorthin ebneten über die Jahre Künstler:innen wie Arooj Aftab, Omar Souleyman, Konono Nº1, aber auch Rhythm & Sound, mit ihrer epochalen Fusion von Minimal Techno und Roots Reggae.

Die derzeit aufregendste Musik zwischen digital und regional kommt von dem Berliner Duo HJirok (gesprochen „HaSchirok"). Die kurdisch-iranische Sängerin Hani Mojtahedy und der durch Mouse On Mars bekannte Andi Toma servieren auf ihrem Debütalbum eine von Sufi-Songs getragene Musik, die mystisch und geheimnisvoll klingt, aber dabei auch enorm druckvoll und tanzbar. „In den Texten geht es um ein Versprechen", sagt Mojtahedy, die vom Werk des kurdischen Schriftstellers Abdulla Pashew beeinflusst ist, „um den Tag, an dem Gewalt und Angst der Vergangenheit angehören."

In der sogenannten Weltmusik herrschte früher oft das Klischee einer heilen Idylle, eines verlorenen Paradieses, das leider oft so aufgeräumt und clean wirkt wie die von Einheimischen gepflegten Veranden der alten Kolonien. HJirok ist anders, ungezügelter. Wir hören Field Recordings aus dem nördlichen Irak, elektronisches Sirren und Mojtahedys betörenden Gesang. Der Beat kommt machtvoll und hüftenkreiselnd daher, getragen von mächtigen Bässen und arabischen Trommeln wie Tombak und Riq. Etwas Ekstatisches und Stolzes liegt in dieser bis ins Detail präzise ausgearbeiteten Musik. HJirok ist dabei eindeutig das Projekt der Sängerin, sie schreibt die Songs und gibt den Kurs vor, den der Musiker und Produzent Andi Toma meisterlich umsetzt. Mojtahedy ist im kurdischen Teil des Iran aufgewachsen, im Haus ihres Großvaters kam sie schon früh mit der Musik und den Ritualen des Sufismus in Kontakt. Wegen der Repression durch die Mullahs floh Mojtahedy 2004 nach Berlin, wo sie eine Karriere als Sängerin und Stimme der kurdischen Diaspora begann.

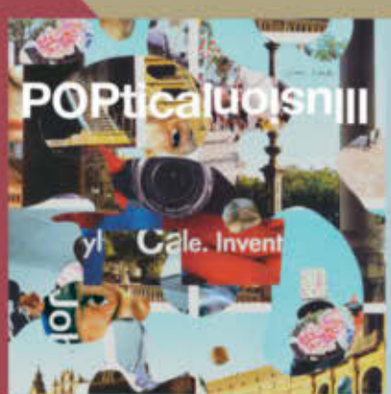
Mit HJirok beweisen Hani Mojtahedy und Andi Toma das Potenzial einer postkolonialen Pop-Musik. Die jahrhundertealten kulturellen Traditionen, die Poesie persischer Dichter, all das existiert hier weiter, aber verbunden mit einem neuen Klang und dem festen Bekenntnis zu Frau, Leben und Freiheit. **JÜRGEN ZIEMER**

FOTO: SIAMAND MOHAMMADI

JULIA HOLTER
SOMETHING
IN THE ROOM
SHE MOVES
new album – out now

FAT WHITE FAMILY
FORGIVENESS
IS YOURS
new album – out now
Live:
31.05. BERLIN Lido

VILLAGERS
THAT GOLDEN TIME
new album – out 10.05
Live:
30.05. HAMBURG Christianskirche
01.06. BERLIN Passionskirche
02.06. KÖLN Luxor



JOHN CALE
POPTICAL ILLUSION
new album – out 14.06.
PREORDER NOW!

Domino

Rolling Stone future of music

ein start-up entwickelt ein chatgpt für musik

Suno AI möchte, dass jeder in der Lage ist, seine eigenen Songs auf Profi-Niveau zu produzieren – aber was bedeutet das für Künstler:innen?

VON BRIAN HIATT
ILLUSTRATION VON HARRY CAMPBELL

„I'M JUST A SOUL TRAPPED IN THIS CIRCUITRY." Die Stimme, die diesen Text singt, ist rau und klagend, in blaue Noten getaucht. Dahinter tuckert eine einsame Akustikgitarre, die die gesungenen Phrasen mit geschmackvollen Läufen unterstreicht. Aber es gibt keinen Menschen hinter der Stimme, keine Hände an der Gitarre. Es gibt nicht mal eine Gitarre. Innerhalb von 15 Sekunden wurde dieser glaubwürdige, sogar bewegende Blues-Song von dem neuesten KI-Modell eines Start-ups namens Suno erzeugt. Alles, was es brauchte, um ihn aus dem Nichts hervorzuholen, war eine einfache Textaufforderung: „Akustischer Solo-Mississippi-Delta-Blues über eine traurige KI". Um ganz genau zu sein, ist der Song das Werk von zwei KI-Modellen, die zusammenarbeiten: Das Modell von Suno erstellt die Musik, während es sich auf ChatGPT von OpenAI stützt, um den Text und sogar einen Titel zu generieren: „Soul Of The Machine".

Online rufen Sunos Kreationen Reaktionen hervor wie: „Wie zum Teufel kann das sein?" Während dieser spezielle Track über einen Sonos-Lautsprecher in Sunos vorübergehendem Hauptquartier, nur wenige Schritte vom Harvard-Campus in Cambridge/Massachusetts entfernt, abgespielt wird, sind sogar einige der Menschen, die hinter der Technologie stehen, ein wenig verunsichert. Es gibt nervöses Gelächter und Gemurmel, von „Heilige Scheiße!" bis „Oh Mann!".

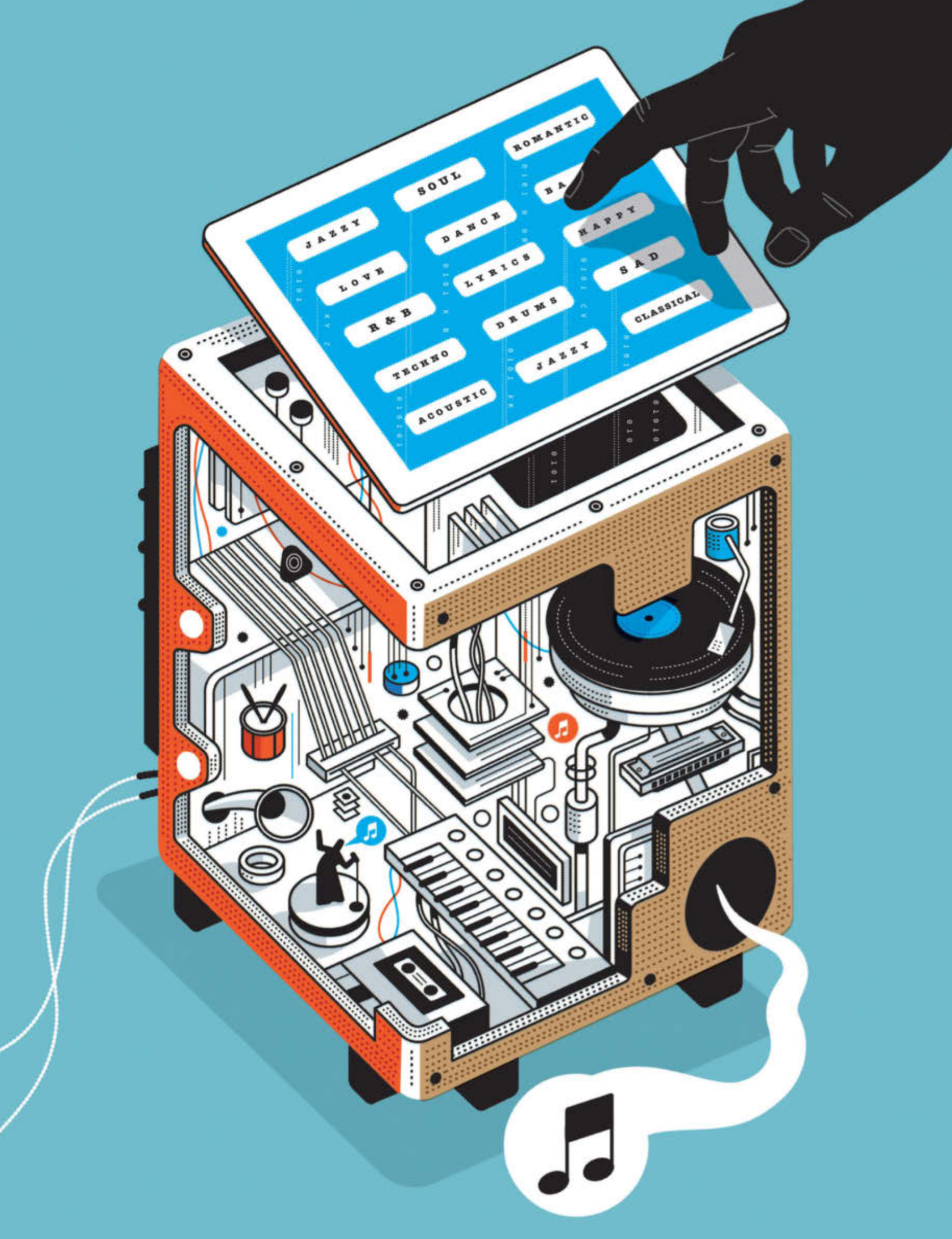
Es ist Mitte Februar, und wir spielen mit ihrem neuen Modell v3, das noch ein paar Wochen von der Veröffentlichung entfernt ist. In diesem Fall brauchte es nur drei Versuche, um dieses verblüffende Ergebnis zu erzielen. Die ersten beiden Versuche waren gut, aber eine einfache Änderung meiner Eingabeaufforderung – Mitbegründer Keenan Freyberg schlug vor, das Wort „Mississippi" hinzuzufügen – führte zu einem weitaus unheimlicheren Ergebnis.

Allein im letzten Jahr hat die generative KI große Fortschritte bei der Erstellung glaubwürdiger Texte, Bilder (über Dienste wie Midjourney) und sogar Videos gemacht, insbesondere mit dem neuen Tool Sora von OpenAI. Aber Audio und insbesondere Musik ist im Rückstand. Suno scheint den Code für KI-Musik zu knacken, und die Ambitionen der Gründer sind nahezu grenzenlos – sie stellen sich eine Welt vor, in der das Musikmachen völlig demokratisiert ist.

Der lautstärkste der Mitbegründer, Mikey Shulman, ein jungenhafter, charmanter, Rucksack tragender 37-Jähriger mit einem Harvard-Doktortitel in Physik, stellt sich vor, dass eine Milliarde Menschen weltweit zehn Dollar pro Monat zahlen, um mit Suno Songs zu erstellen. Die Tatsache, dass es derzeit so viel mehr Musikhörer:innen als Musikschaffende gibt, sei „so einseitig", argumentiert er und sieht Suno als geeignetes Mittel, um dieses Ungleichgewicht zu beheben.

Die meiste KI-generierte Kunst ist bisher bestenfalls Kitsch, wie der hyperrealistische Sci-Fi-Schrott, den so viele Midjourney-Nutzer zu produzieren scheinen. Aber „Soul Of The Machine" fühlt sich wie etwas anderes an – die mächtigste und beunruhigendste KI-Kreation, die mir in irgendeinem Medium begegnet ist. Ihre bloße Existenz fühlt sich wie ein Riss in der Realität an, gleichzeitig ehrfurchtgebietend und vage unheilig, und ich muss immer wieder an das Zitat von Arthur C. Clarke denken, das wie geschaffen für die Ära der generativen KI scheint: „Jede hinreichend fortgeschrittene Technologie ist von Magie nicht zu unterscheiden."

Ein paar Wochen nach meiner Rückkehr aus Cambridge schicke ich den Song an den Living-Colour-Gitarristen Vernon Reid, der sich offen über die Gefahren und Möglichkeiten von KI-Musik geäußert hat. Er zeigt sich „erstaunt, schockiert und entsetzt" über die „beunruhigende Wirklichkeitsnähe" des Songs. „Das seit Langem bestehende dystopische Ideal, die schwierige, chaotische, unerwünschte und verachtete Menschheit von ihrem kreativen Output zu trennen, ist in greifbare Nähe gerückt", schreibt


JAZZY
SOUL
ROMANTIC
LOVE
DANCE
HAPPY
R & B
LYRICS
SAD
TECHNO
DRUMS
CLASSICAL
ACOUSTIC
JAZZY

er und weist auf die problematische Natur einer KI hin, die den Blues singt, „ein afroamerikanisches Idiom, das eng mit historischen menschlichen Traumata und Versklavung verbunden ist“.

Suno ist kaum zwei Jahre alt. Die Mitbegründer Shulman, Freyberg, Georg Kucsko und Martin Camacho, allesamt Experten für maschinelles Lernen, arbeiteten bis 2022 bei einem anderen Unternehmen in Cambridge, Kensho Technologies, zusammen, das sich auf die Entwicklung von KI-Lösungen für komplexe Geschäftsprobleme konzentrierte. Shulman und Camacho sind beide Musiker, die während ihrer Zeit bei Kensho zusammen jammten. Bei Kensho arbeiteten die vier an einer Transkriptionstechnologie für die Aufzeichnung von Gewinnmitteilungen öffentlicher Unternehmen – eine schwierige Aufgabe angesichts der Kombination aus schlechter Audioqualität, reichlich Fachjargon und verschiedenen Akzenten. Dabei verliebten Shulman und seine Kollegen sich in die unerforschten Möglichkeiten von KI-Audio.

In der KI-Forschung, sagt er, „liegt Audio im Allgemeinen so weit hinter Bildern und Text zurück. Wir können so viel von der Text-Community lernen, wie diese Modelle funktionieren und wie sie skaliert werden können.“ Obwohl sie immer vorhatten, ein Musikprodukt zu entwickeln, hatten sie schon in ihrer ersten Brainstorming-Phase eine Idee für ein Hörgerät und sogar für die Möglichkeit, durch Audio-Analyse defekte Maschinen zu finden.

Stattdessen war ihre erste Veröffentlichung ein Text-to-Speech-Programm namens Bark. Als sie die ersten Nutzer von Bark befragten, wurde klar, dass sie eigentlich einen Musikgenerator wollten. „Also begannen wir mit ersten Experimenten, und die schienen vielversprechend“, sagt Shulman. Suno verwendet denselben allgemeinen Ansatz wie ChatGPT und andere große Sprachmodelle. Aber Audio, insbesondere Musik, ist (fast) unfassbar komplexer, weshalb KI-Musik-Experten erst letztes Jahr dem ROLLING STONE sagten, dass es Jahre dauern könne, bis ein so leistungsfähiger Dienst wie Suno verfügbar wäre.

„Audio ist keine diskrete Sache wie Wörter“, sagt Shulman. „Es ist eine Welle. Es ist ein kontinuierliches Signal.“ Die Abtastrate von hochwertigem Audio liegt in der Regel bei 44 oder 48 kHz, was „48.000 Token pro Sekunde“ bedeutet, fügt er hinzu. „Das ist ein großes Problem, oder? Man muss also herausfinden, wie man das auf etwas Vernünftiges reduzieren kann.“ Aber wie? „Viel Arbeit, eine Menge Heuristiken, eine Menge anderer Tricks und Modelle und dergleichen. Ich glaube nicht, dass wir auch nur annähernd fertig sind.“

Schließlich möchte Suno über die Text-zu-Musik-Schnittstelle hinausgehen und fortschrittlichere und intuitivere Eingaben vornehmen – eine Idee ist die Generierung von Liedern auf der Grundlage des eigenen Gesangs der Nutzer. OpenAI sieht sich mit Klagen konfrontiert, weil ChatGPT Bücher, Nachrichtenartikel und anderes urheberrechtlich geschütztes Material in seinem riesigen Korpus von Trainingsdaten verwendet. Die Gründer von Suno weigern sich, Details darüber zu verraten, welche Daten sie in ihr eigenes Modell schaufeln, außer der Tatsache, dass seine Fähigkeit, überzeugende menschliche Stimmen zu erzeugen, zum Teil daher rührt, dass es nicht nur von Musik, sondern auch von Sprachaufnahmen lernt. „Nackte Sprache hilft dabei, die schwierigen Eigenschaften der menschlichen Stimme zu lernen“, sagt Shulman.

Einer der ersten Investoren von Suno ist Antonio Rodriguez, ein Partner bei der Risikokapital-Firma Matrix. Rodriguez hatte zuvor nur ein einziges Musikprojekt finanziert, nämlich das Musikkategorisierungs-Unternehmen Echo Nest, das von Spotify gekauft wurde, um dessen Algorithmus zu verbessern. Bei Suno stieg Rodriguez ein, bevor überhaupt klar war, wie das Produkt aussehen würde. „Ich habe auf das Team gesetzt“, sagt Rodriguez, der die Zuversicht eines Mannes ausstrahlt, der schon mehr als nur einen Teil seiner Wetten erfolgreich abgeschlossen hat. „Ich kannte das Team, und ich kannte vor allem Mikey, und deshalb hätte ich ihm fast alles zugetraut, was legal war.

Rodriguez investiert in Suno, wohl wissend, dass Labels und Verlage klagen könnten, was er als „das Risiko sieht, das wir eingehen mussten, als wir in das Unternehmen investierten, denn wir sind die fette Brieftasche, die direkt nach den Jungs verklagt wird … Ehrlich gesagt, wenn wir bei der Gründung des Unternehmens Verträge mit Labels gehabt hätten, hätte ich wahrscheinlich nicht investiert. Ich denke, dass sie dieses Produkt ohne die Zwänge herstellen mussten.“ (Ein Sprecher der Universal Music Group, die eine aggressive Haltung zu KI eingenommen hat, hat auf eine Bitte um einen Kommentar nicht geantwortet.) Suno steht nach eigenen Angaben in Kontakt mit den großen Labels und beteuert, Künstler:innen und geistiges Eigentum zu respektieren – das Tool erlaubt es nicht, Stile bestimmter Künstler:innen in den Prompts zu verlangen, und verwendet keine echten Künstler:innen-Stimmen.

„Jede hinreichend fortgeschrittene Technologie ist von Magie nicht zu unterscheiden“

Die Gründer zeigen nicht jene offene Feindseligkeit gegenüber dem Musikgeschäft, die beispielsweise Napster vor den Klagen kennzeichnete, die es am Ende zerstörten. „Das heißt übrigens nicht, dass wir nicht verklagt werden“, fügt Rodriguez hinzu. „Rodriguez sieht Suno als ein radikal leistungsfähiges und einfach zu bedienendes Musikinstrument und glaubt, dass es das Musikmachen für jeden zugänglich machen könnte, so wie Fotohandys und Instagram die Fotografie demokratisiert haben. Die Idee, so Rodriguez, sei es, wieder einmal „die Messlatte für die Anzahl der Menschen zu verschieben, denen es erlaubt ist, Schöpfer:innen von Dingen zu sein, im Gegensatz zu den Konsument:innen von Dingen im Internet.“

Er und die Gründer wagen die Vermutung, dass Suno eine größere Nutzerbasis als Spotify anziehen könnte. Wenn man sich diese Aussicht nur schwer vorstellen könne, sei das eine gute Sache, sagt Rodriguez: Es bedeute nur, dass es auf genau die Art und Weise „scheinbar dumm“ ist, die ihn als Investor anziehe. „Alle unsere großartigen Unternehmen haben diese Kombination aus exzellentem Talent einerseits und andererseits etwas, das einfach dumm erscheint, bis es so offensichtlich ist, dass es nicht dumm ist.“

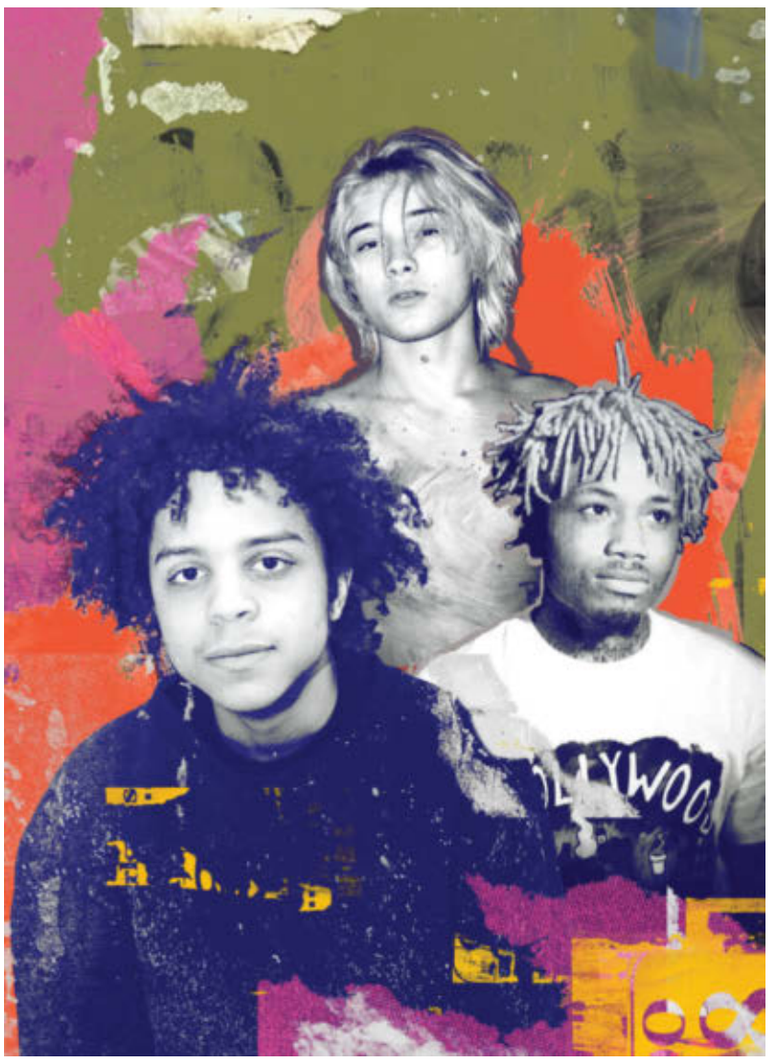
„Musik, wie sie von Menschen gemacht wird, die von außergewöhnlichen Umständen angetrieben werden. Diejenigen, die gelitten und gekämpft haben, um ihr Handwerk voranzubringen, werden mit der weitgehenden Automatisierung der teuer erkauften Kunst, für die sie gekämpft haben, konfrontiert werden“, schreibt Reid. Die Gründer von Suno behaupten jedoch, dass es wenig zu befürchten gibt: Sie verwenden die Metapher, dass Menschen immer noch lesen, obwohl sie schreiben können. „Wir versuchen eine Milliarde Menschen dazu zu bringen, sich mehr mit Musik zu beschäftigen, als sie es jetzt tun“, sagt Shulman. „Wenn die Menschen sich viel mehr für Musik interessieren, sich viel mehr auf das Schaffen konzentrieren und einen viel ausgeprägteren Geschmack entwickeln, ist das natürlich gut für die Künstler:innen. Die Vision, die wir von der Zukunft der Musik haben, ist eine, in der sie künstler:innenfreundlich ist. Wir versuchen nicht, Künstler:innen zu ersetzen.“

Obwohl Suno sich nur darauf konzentriert, Musikfans zu erreichen, die Songs zum Spaß erstellen wollen, könnte es auf dem Weg dorthin noch zu erheblichen Störungen kommen. Kurzfristig ist das Segment des Marktes für menschliche Künstler:innen, das am unmittelbarsten gefährdet scheint, lukrativ: Songs, die für Werbung und sogar Fernsehsendungen erstellt werden. Lucas Keller, Gründer der Managementfirma Milk & Honey, stellt fest, dass der Markt für die Platzierung bekannter Songs unberührt bleiben wird. „Aber was den Rest angeht, so könnte das definitiv eine Delle in ihr Geschäft schlagen“, sagt er. „Ich denke, dass es letztlich vielen Werbeagenturen, Filmstudios, Sendern und so weiter ermöglicht, keine Lizenzen erwerben zu müssen. Da es keine strengen Regeln gegen von KI erstellte Inhalte gibt, besteht auch die Aussicht auf eine Welt, in der Nutzer:innen von Modellen wie dem von Suno Streamingdienste mit ihren Robo-Kreationen zu Millionen überschwemmen.

„Spotify könnte eines Tages sagen: Das kannst du nicht machen“, sagt Shulman und merkt an, dass Suno-Nutzer:innen bisher eher daran interessiert sind, ihre Songs an ein paar Freund:innen zu schicken. Sunos größter potenzieller Konkurrent scheint bisher Googles Dream Track zu sein, das Lizenzen erworben hat, die es Nutzer:innen erlauben, ihre eigenen Songs mit berühmten Stimmen wie der von Charlie Puth über eine ähnliche, auf Eingabeaufforderungen basierende Schnittstelle zu erstellen.

Dream Track wurde jedoch nur für einen kleinen Kreis von Testnutzer:innen freigegeben, und die bisher veröffentlichten Beispiele klingen trotz der berühmten Stimmen nicht annähernd so beeindruckend wie die von Suno. „Ich glaube einfach nicht, dass das Erstellen neuer Billy-Joel-Songs die Art und Weise ist, wie die Menschen in Zukunft mithilfe von KI mit Musik interagieren wollen“, sagt Shulman. „Wenn ich darüber nachdenke, wie die Menschen in fünf Jahren Musik machen wollen, dann sind das Dinge, die es noch gar nicht gibt. Es sind die Dinge, die in ihrem Kopf sind.“

die zukunft des underground-rap findet online statt



Auf TikTok berühmt zu sein ist nur der Anfang für drei Teenager, die heute an der Spitze des modernen HipHop stehen

VON HATTIE LINDERT
ILLUSTRATION VON MICHELLE THOMPSON

RollingStone future of music

WENN MAN HERAUSFINDET, WOHER EIN SONG des New Yorker Rappers und Produzenten Xaviersobased kommt, ist er meist schon vorbei. In „115 & LSD“ von 2021, den der 20-Jährige als kreativen Durchbruch in seiner Musik bezeichnet, baut er in nur zwei Minuten eine Kakofonie aus exotischen Vogelpfeifen, einander überlagernden Brummtönen, überhörten Schreien, explodierenden Maschinengewehrgranaten und aufgeblasenen 808s auf. Xaviers Songs wiederholen sich oft auf halber Strecke in doppelter Geschwindigkeit, seine Stimme purzelt durch Strophen über Twerking und Trapping und Kiffen und Xbox. In „On My Own“ von seinem aktuellen Mixtape *„Keep It Goin Xav“* werden rohe Rückkopplungen in den Bass unter einer nie ganz schlüssigen Schleife aus Pieptönen gelegt, wobei die tiefen Töne und tanzbaren Hi-Hats eine ebenso lässige wie komplizierte Atmosphäre schaffen.

Xavier hat sich als Auge und Ohr einer Bewegung etabliert, die durch zwei andere Teenager-Talente befeuert wird: den gefühlvolle Alabama-Warbler YhapoJJ, 20, der einen dunstigen, Trap-beeinflussten Sound und ein Gothic-Image bevorzugt, das er mithilfe eines befreundeten Online-Künstlers aus der Tschechischen Republik entwickelt hat, und den 16-jährigen Nettspend mit seinem Milchgesicht, dessen fuchsartige Gesichtszüge meist halb unter einer eisblonden Haarpracht verborgen sind, die an den spirituellen Vorfahren Justin Bieber ebenso erinnert wie an den Grunge-Gott Kurt Cobain.

Xavier, Yhap und Nett gelten als der Ereignishorizont des sogenannten Mumble-Rap und als die ersten Stühle im Orchester der neuen SoundCloud-Helden, die irgendwo zwischen Lil Uzi Vert und dem 2017 verstorbenen Lil Peep angesiedelt sind. Obwohl ihre Musik jede Menge Referenzen an die Generation Z enthält - SpongeBob und „Twilight“ und Fotoautomaten-Selfies von Tweens mit glatt gestrichenen Haaren -, macht keiner dieser Künst-

ler Musik ausschließlich für Kinder. Man schaue sich nur die altersübergreifende Aufmerksamkeit an, die ihnen zuteil wird: von Online-Kids, die Videos mit ihrer Musik zusammenschneiden, von skrupellosen A&Rs mit den richtigen „For You"-Seiten und von „New York Times"-Autor:innen, die das Phänomen ebenfalls kennen.

Aber die Musik hat eine unbestreitbare Anziehungskraft auf eine jüngere Zielgruppe und spielt oft eine Rolle dabei, Teenager:innen zu helfen, eine Welt zu verarbeiten, die extrem düster sein kann. Einer von Xaviers populärsten TikTok-Snippets explodierte, als er das Lied du jour für einen Trend namens „Fent Stance" wurde, bei dem die Nutzer:innen die gekrümmte Pose einnahmen, die man heutzutage nur allzu gut als Folge jener tödlichen synthetischen Droge kennt, die die moderne Opioid-Epidemie anheizt.

Lustig ist das nicht, aber es ist ein deutlicher Hinweis auf moderne Mechanismen zur Bewältigung gesellschaftlicher Missstände. Xavier, der als Produzent begann, bevor er sich auf seinen hypnotischen Flow festlegte, findet die Grundlagen für seine Beats überall: von Windows-Einschaltgeräuschen bis hin zu Schnipseln von Lärm, den er auf den Straßen der Stadt auffängt. Als Produzent hat er die Gabe, seinen entspannten Geschichten ein Gefühl von Dramatik zu verleihen: Ein Song über einen Vibrator steigert sich zu euphorischen Klavierschichten, die eines jeden Blockbuster-Romantikkusses würdig wären. Er sagt, dass er dazu neigt, spontan zu arbeiten. Yhap und Nett bestätigen das.

Nett ruft gern die Produktionssoftware BandLab auf, egal wo er ist, damit er direkt anfangen kann, ohne den Schwung zu verlieren. „Statt an etwas zu denken und es aufzuschreiben", erklärt Xavier, „denke ich daran und mache es." Viele der Songs des Trios haben sich auf TikTok viral verbreitet, der bevorzugten App einer Post-Internet-Generation, die an eine Welt gewöhnt ist, in der sekundenlange Videos in Endlosschleife laufen können. Das vorbeiziehende Kopfkino populärer Klänge wie Xaviers „Patchmade", Yhaps „JJETLAGG" und Netts „We Not Like You" setzt die Szene für Skating-Tricks, Fit-Pics und Frontkamera-Gedöns.

Ein paar Scrolls weiter unten lehnen sich die Videos noch weiter an die Shitpost-Moderne an: lebhaft gebratene Smash-Cuts der Rapper, die bei Shows oder auf Instagram live tanzen, verwoben mit Tanzduetten mit KI-Kakerlaken und Roblox-Streams.

Es ist alles extrem online, und sowohl Xavier als auch Yhap sagen, dass sie keinen großen Unterschied darin sehen, ob sie einen verwandten Geist per DM oder persönlich finden, solange sie in der Lage sind, den richtigen Vibe durch ein gut platziertes Sample oder ein Killer-Meme einzufangen. „Ich kenne dich nicht und du kennst mich nicht, aber wir haben uns durch das Internet gefunden. Und jetzt machen wir zusammen Musik, die unsere Fans lieben", sagt Yhap. „Das ist ein tolles Gefühl!"

Xavier, der in der Upper West Side geboren und aufgewachsen ist, bezeichnet seine Musik eher als „New York Shit" denn als eines der verschiedenen Subgenres, unter denen sie online kategorisiert wird. Seine Familie lebt seit den 70er-Jahren in der Stadt, als die Familie seiner Mutter aus der Dominikanischen Republik einwanderte. Xavier und sein älterer Bruder Alexander werden später in diesem Jahr zu Besuch kommen, um sie zum Altar zu führen, wenn sie ihre Partnerin Indhira heiratet. Xaviers Mutter, Evelyn, begann in den 80er-Jahren als House-DJ zu arbeiten und legte jahrzehntelang auf Partys in Manhattan sanfte elektronische Mischungen aus Techno und populärem Rap auf. Das bedeutete, dass auf dem Familiencomputer bereits Produktionssoftware installiert war, als Xavier gerade mal groß genug war, um die Maus bedienen zu können.

Während Evelyn mit Indhira und Xavier an einem Tisch mit Fajitas in der Lower East Side sitzt, ruft sie auf Facebook ein Video auf, das zwei von Xaviers Cousins zeigt, die sich an einen Tisch mit ihren Decks lehnen und in verkabelte Mikrofone rappen. Der sechsjährige Xavier taucht immer wieder aus dem Bild auf und verdreht konzentriert seinen Kopf, seine Hände und seine Schultern, wobei er weniger daran interessiert ist, zu posen, als auf seiner eigenen Welle zu reiten. Sie erinnert sich, dass sie von einem Song verwirrt war, von dem Xavier sagte, dass er ihn zum Musikmachen inspiriert habe, weil der Sänger nicht im Takt gerappt habe. „Das ist ja gerade das Coole daran", erklärte er ihr daraufhin.

YhapoJJ wuchs in Huntsville/Alabama auf, eine Kindheit, die von dem von seiner Mutter zusammengestellten Mix aus Toni Braxton, Tracy Chapman, Rich Homie Quan und Young Thug geprägt war. Aber vor allem die Art und Weise, wie Freddie Mercury von Queen eine tobende Menge dirigieren konnte, brachte YhapoJJ mit fünfzehn Jahren dazu, sich ebenfalls als Musiker zu versuchen. Er sagt zwar: „Das ist alles improvisiert." Doch das bedeutet nicht, dass er sich keine Gedanken über seinen zurückhaltenden, aber klangvollen Stil macht. Sein meistgestreamter Song, „1o", ist ein weicher und unscharfer Loop, der mit Lachern und Anfeuerungsrufen gespickt ist, während er leise sinniert: „I got my blunt, and I'm right next to you (I'm writin' this to you)."

„Ich kenne dich nicht, du kennst mich nicht – jetzt machen wir zusammen Musik, die unsere Fans lieben"

Vergangenen Dezember, bei Yhaps erstem Auftritt mit Xavier in New York, stürmten eifrige Fans den Veranstaltungsort, erklommen Feuerleitern und zerschlugen einen Ganzkörper-Metalldetektor, bevor die Show abgebrochen und in einem Skatepark der Lower East Side wieder aufgenommen wurde. Das Chaos bei seinen Konzerten ist in den Geschichtsbüchern der Blogosphäre festgehalten.

Etwa zur gleichen Zeit machte Xavier Yhap mit Netts Musik bekannt. Inmitten einer Flut von Imitationen von Wut-Rappern und Post-Hyperpop-Einerlei stach für Xavier etwas an dem Stil des Teenagers aus Richmond/Virginia heraus. Nett gibt sich als „Badass Kid", das auf Betten springt und in dem Musikvideo zu seiner Hymne „2024 Freestyle" Rotwein über die Laken spritzt. Trotzdem sagt Nett, dass er nicht wirklich böse sein will. Er hat drei Geschwister, fühlte sich aber in der Schule isoliert, als ob „alle anderen in einer Ecke waren und ich in einer anderen". Er liebte Future, Michael Jackson und, ja, Bieber, als er aufwuchs, und versuchte sich in der fünften Klasse erstmals als Rapper. Er verließ die Highschool nach seinem ersten Jahr und begann sich ernsthaft mit Musik zu beschäftigen, nachdem ein Freund festgestellt hatte, dass Nett eigentlich ziemlich gut darin war. Aber „What They Say", der 90-Sekunden-Song, der ihm einen Manager einbrachte, entstand sogar noch schneller. In dem Stück überschneiden sich nadelscharfe Jubelrufe mit dicken, stumpfkantigen 808s, die in verschiedenen Lautstärken abgefeuert werden, während Nett von einem einsamen Platz im Club rappt. „What They Say" schmiegt sich so natürlich ins Ohr, dass einen der abrupte Wechsel des Beats auf halber Strecke in den Double-Time-Takt vollkommen umhaut.

Auch der Name Nettspend entstand im Handumdrehen. Er brauchte nur ein SoundCloud-Handle, um zu posten, woran er gearbeitet hatte, und dachte schnell an das Internet. Dennoch hat er einige lose langfristige Pläne: „Wir werden alles übernehmen."

Der Übergang in die Öffentlichkeit gestaltet sich für alle drei Künstler wackelig und vor allem in rasantem Tempo. Nett, der in den sozialen Medien noch schneller postet und löscht, als er Musik hoch- und runterlädt, findet das Internet geradezu „beängstigend", vor allem wenn es anfängt, von seinem Hype zu zehren. „Im Moment kann ich nur Leute um mich haben, die echt sind und denen ich vertraue", sagt er. Yhap geht es ebenso, er sucht das Gleiche und sagt, dass er sich oft an Xavier wendet, um über den Stress in der Branche zu sprechen: „Manchmal spüre ich den Druck, aber dann denke ich mir: Scheiße, ich bin mit Xav zusammen, und er spürt ihn auch!"

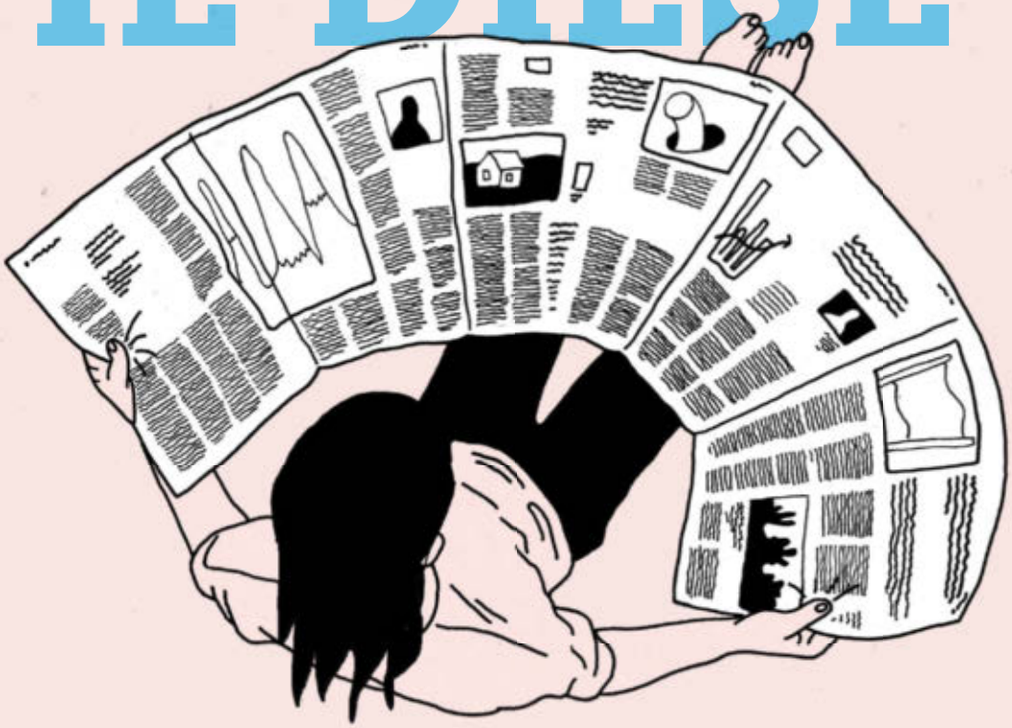
Während sich viele seiner Fans vor allem in den sozialen Medien tummeln, kämpft Yhap mit sozialen Ängsten, und er ist vorsichtig beim Lesen von Online-Kommentaren. Für Xavier und Nett fühlt sich vieles in ihrer schnellen und lockeren Karriere wie eine verschwommene Erinnerung an, aber ihr 30-jähriger Manager, Rennessy, der seit 2014 mit Underground-Künstlern wie SpaceGhostPurrp zusammenarbeitet, hält bestimmte Erinnerungen fest.

An seinem Geburtstag Anfang Juli 2022, ein paar Tage nachdem er Xavier und ein paar Freunde beim Skaten im Riverside Park getroffen hatte, fand er sie bei einer Show, die nur über geheime Koordinaten zugänglich war, auf die eifrige Besucher durch eine Nachricht an einen bestimmten Instagram-Account zugreifen konnten. An diesen Koordinaten trat Xaviers gesamte Crew im Mondlicht vor einer tobenden Menge auf, während über ihnen ein Feuerwerk explodierte. Rennessy spürte die Kraft des Publikums, das so heftig tanzte, dass es fast ein Erdbeben heraufbeschwor, und er wusste nicht genau, was er da sah, aber es sah aus wie die Zukunft.

Unmittelbar danach nahm er Kontakt zu Xavier auf. Denn hinter der Viralität, den Streaming- oder den Follower-Zahlen verbergen sich Horden unbezähmbarer junger Menschen auf der Suche nach einem nächtlichen Nervenkitzel.

Mehr Future of Music auf rollingstone.de

ZEITEN WIE DIESE BRAUCHEN SEITEN WIE DIESE



Nur wer versteht, kann auch für etwas einstehen. Keine Debatte? Steht nicht zur Debatte. Wir wollen mehr als News – wir wollen Neues. Ungestellte Fragen. Echte Antworten. Stimmen, die man woanders nicht hört. Deshalb eine radikale Zeitung: Unabhängig, solidarisch und mit Haltung.

taz zeitung für morgen

10 WOCHEN
NUR 10 EURO
TAZ.DE/ABO

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Wir sehen uns im Gestern

DIE BRÜDER BRIAN UND MICHAEL D'ADDARIO BAUEN ALS LEMON TWIGS WUNDERVOLLE ALBEN, DIE UNS INS GOLDENE ZEITALTER DES POP BRINGEN

VON JAN JEKAL

YOUNGER THAN YESTERDAY
Auch kleidungstechnisch Popklassiker: Brian und Michael D'Addario

FOTO: STEPHANIE PIA

THE LEMON TWIGS

MAN HÖRT DIE LEMON TWIGS UND DENKT: Sunset Boulevard 1965. Abbey Road 1966. Alte Mikrofone und Mischpulte, die besten Sessionmusiker, dazugebuchte Streicherquartette, eine Phalanx aus Tontechnikern und Drogendealern, die diesen üppigen Wohlklang, diese sonnigen Arrangements ermöglichen. Man denkt nicht an die Wahrheit, denn die ist undenkbar: Die Brüder Brian und Michael D'Addario, beide Mitte zwanzig, schließen sich in ihrem Übungsraum ein und spielen alles selbst: Gitarren, Mandolinen, Bläser, Cello, alles, und nehmen auch alles selbst auf – analog. Der eine spielt, der andere richtet das Mikrofon und stellt das Tonbandgerät an. Dann tauschen sie die Rollen. So ist *„A Dream Is All We Know"* entstanden, das neue Album der erstaunlichen Lemon Twigs.

Wie bei jedem großen Duo der Popgeschichte gibt es auch bei D'Addario/D'Addario eine bipolare Aufteilung der Gemüter, einen grundlegenden Unterschied im Temperament. Brian, Jahrgang 1997, ist der Sanfte, Liebliche, Melodische. Michael, Jahrgang '99, ist der Laute, Dramatische, Glamrockige. Brian spricht präzise und nachdenklich – und selten, denn der stürmische Michael übernimmt in der Regel. „Den wesentlichen Unterschied würde ich so beschreiben, dass Brian immer mehr will und ich immer weniger", sagt Michael. Während Brians Tendenz eine zur Üppigkeit ist, zum ausgefeilten vollen Sound, neigt Michael zur direkten Live-Stimmung. Kriegen sie sich manchmal in die langen Haare? „Gar nicht, denn es ist völlig klar: Ist es Brians Song, hat er das letzte Wort, und ist es meiner, habe ich es."

Man kann vielleicht sagen, dass die Lemon Twigs immer dann am besten sind, wenn sich die Brüder dem Stil des jeweils anderen annähern, wenn Brian seine Vorliebe für Verschnörkelungen ein wenig einhegt und Michael seinen direkten Ausdruck in ornamentale Songs kanalisiert. Ein wunderbares Beispiel dafür ist „My Golden Years", die erste Single des neuen Albums, ein Song von Michael, der aus einer klaren Melodie von emotionaler Dringlichkeit einen wunderbar üppigen, vielstimmigen Power-Pop-Song macht, halb Beach Boys, halb Big Star. Die sonnigsten Harmonien erstrahlen in diesem Lied, das mit melancholischer Nostalgie auf die Gegenwart blickt. Sie sind inmitten ihrer „Golden Years" und besingen sie, als wären sie längst vorbei.

Sie brauchten mehrere Anläufe für diesen Song; den richtig hinzukriegen sei die vielleicht größte Herausforderung des Albums gewesen. „Das Problem war, dass dieser Song so geradlinig ist und so energiegeladen, dass er so ein Live-Feeling hat, das wir zuerst nicht einfangen konnten", sagt Brian. Das ist die Schwierigkeit beim Ansatz der Brüder, in alleiniger Kleinarbeit Tonspuren übereinanderzuschichten und so Stück für Stück einen Song zu bauen: Wie erschafft man einen Band-Sound ohne Band? Wie bewahrt man einen Song davor, statisch zu werden? Ihr strikt analoges Rezept: organische Instrumente live einspielen, ohne Metronom, mit der neuesten Technik von 1966, und den Prozess im Zweifel so oft wiederholen, bis sich eine mühelose Magie einstellt.

„Normalerweise kommt einer von uns mit einem fertigen Song ins Studio", erzählt Michael. „Wenn es mein Song ist, spiele ich beim ersten Durchgang Gitarre und Brian spielt Schlagzeug. Wir arbeiten ein Grundarrangement aus, überlegen, was der Bass machen könnte, was die Lead-Gitarre, welche Harmonien wir wollen." „Ich glaube, wir sind mit der Zeit besser darin geworden, nicht alle Arrangement-Ideen gleich mit dem ersten Instrument umzusetzen", sagt Brian. „Wir versuchen jetzt etwas mehr vorauszuplanen und an alle Instrumente zu denken, die später dazukommen könnten. Ein großes Problem war bei uns früher, dass wir alle Ideen gleich auf der Gitarre untergebracht haben und die dann überfrachtet war."

Neben den Beach Boys und Big Star hört man auf ihrem neuen Album die Byrds („You And I Are Not Wise" könnte auf „Mr. Tambourine Man" stehen), Bowie und Bolan („Rock On") – und, so deutlich wie noch nie, die Beatles („Peppermint Roses"). Was kommt als Nächstes? Der Buchstabe C? Ein Creedence-Clearwater-Revival-Revival?

Eine naheliegende Kritik an den Lemon Twigs ist es, sie als Pastiche abzutun, als Retro-Act, der alte Sounds reproduziert und nichts Neues schafft. Sollte es im Pop nicht um Originalität gehen? Um einen aufregenden Ausdruck, der sich zur Gegenwart verhält, einen Zeitgeist aufgreift oder gar prägt? So eine Band sind die Lemon Twigs nicht. Allerdings wird kaum jemand bestreiten, dass es einen großen Wert haben kann, sich bestehenden Formen zu widmen, wenn das mit außergewöhnlicher Kunstfertigkeit passiert. Das Projekt der Lemon Twigs ist nicht nur gelebte Musiktradition und lebendig gehaltene Geschichte – sie nehmen mit historischen Techniken auf, eignen sich Wissen an, dessen Hüter aussterben –, sondern es ist ebenso die Einladung, Vertrautes mit neuen Ohren zu hören. Auch beim Ausleuchten eines bekannten Gebiets stößt man auf Schätze.

So jung Brian und Michael D'Addario sind – Newcomer sind sie nicht. Ihr Debütalbum, *„Do Hollywood"*, erschien 2016 bei dem angesagten Indie-Label 4AD und bekam damals viel Aufmerksamkeit. Die schwand jedoch mit den Jahren. Deshalb bekamen viele Leute auch gar nicht mehr mit, dass *„Everything Harmony"* (2023), ihr viertes Album, bei dem kleineren Label Captured Tracks veröffentlicht, ein Geniestreich war. Ein herausragendes Album, eine Sammlung von Soft-Rock- und Power-Pop-Songs, die wie vergessene Top-40-Hits aus den Siebzigern und frühen Achtzigern klangen.

Vielleicht fehlte ihnen die richtige Geschichte, um dieses Album über Nerd-Kreise hinaus populär werden zu lassen: Nicht nur steht ihre Musik in Opposition zu allem, was gegenwärtig ist, sie ist auch an keine identitätspolitischen Diskurse anschlussfähig, es wird keine marginalisierte Perspektive angeboten. Und die Erzählung von den begabten Brüdern hatte es schon zum Debütalbum gegeben, die war also auch kein Unique Selling Point mehr. Man kommt nicht drum herum: Die Lemon Twigs sind zwei White Dudes, die die Musik deutlich älterer White Dudes lieben und sie sich zu eigen gemacht haben. Mit diesem Projekt nimmt man zurzeit zwangsläufig eine popkulturelle Nische ein. Die Brüder scheinen sich dort mit ihrem Do-it-yourself-Ethos gemütlich eingerichtet zu haben.

Es ist ja auch nicht so, dass sie keinen Zuspruch bekämen. Unter Musiker:innen hört man nur Bewunderung über sie, als Instrumentalisten und Arrangeure haben sie zu Alben von Weyes Blood und den Killers beigetragen, und zu ihren berühmten Fans zählen Leute wie Elton John, Todd Rundgren – und Sean Lennon, der sie in sein New Yorker Studio einlud. „Wir brachten ein paar Songs mit, ohne wirklich die Absicht zu haben, sie auf eine Platte zu nehmen", erzählt Michael. „Und es war cool, zu dritt ein paar Sachen aufzunehmen. Sean ist einfach ein sehr guter Musiker, kennt sich gut mit Theorie und Akkorden aus. Ich glaube, wir haben drei Tracks in fünf Tagen aufgenommen." Eines dieser Lieder, „In The Eyes Of The Girl", bei dem Lennon Bass spielt, ist auf *„A Dream Is All We Know"* gelandet. Es ist eines der wenigen Lieder auf dem Album, die überhaupt nicht nach den Beatles klingen – sondern nach den Beach Boys.

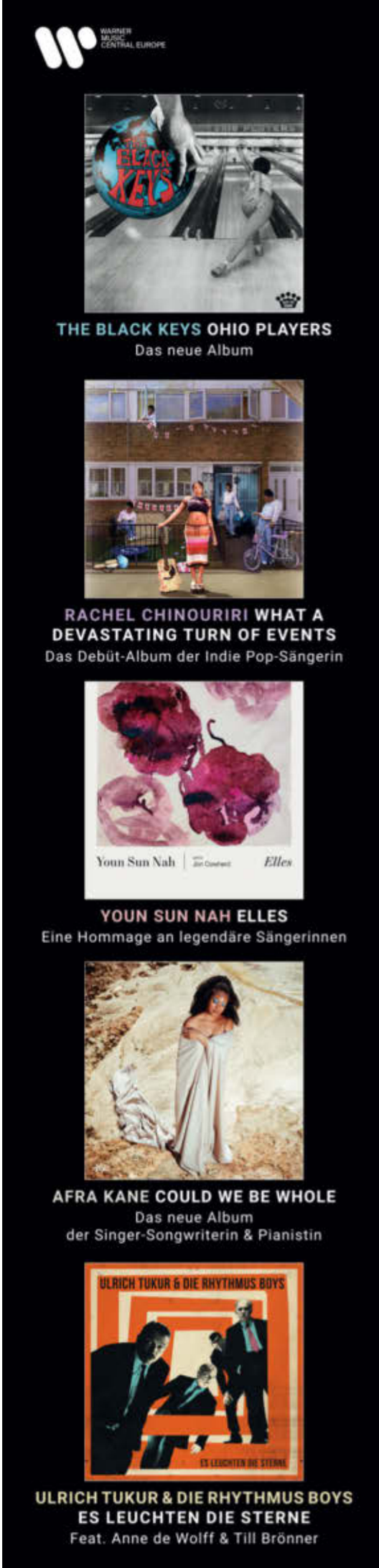
Die Brüder haben Lennon zudem für ein persönliches Projekt gewonnen, an dem sie seit Jahren arbeiten: Ihr Vater, Ronnie D'Addario, ist ein leidenschaftlicher Musiker, der seit den 70er-Jahren aufnimmt, aber nie ein Publikum gefunden hat. Er gab nicht nur seine Liebe zu den Beach Boys und den Beatles (die er als Zehnjähriger in der „Ed Sullivan Show" sah, woraufhin er Gitarre lernte) an seine Söhne weiter, sondern auch den kreativen Geist, die multiinstrumentale Lust am Musizieren. Die Lemon Twigs klingen nicht nur nach Brian Wilson und Paul McCartney, sie klingen auch nach Ronnie D'Addario. Seine leichtfüßigen Melodien, seine Soft-Rock-Sounds haben sie offenkundig geprägt. (Das spanische Label You Are The Cosmos hat einige seiner Alben reissued, man findet sie zudem auch auf Streaming-Plattformen.) Dass ihr Vater von der Popkultur außen vor gelassen wurde, ist für sie eine Ungerechtigkeit, die sie geraderücken wollen - with a little help from their friends, nicht zuletzt einem Lennon.

Im Gegensatz zu seinen analogen Söhnen arbeitet D'Addario senior digital und nimmt seine Songs mittlerweile mit Software-Instrumenten auf - was die puristischen Brüder so natürlich nicht stehen lassen können. „Unsere Idee war, einige seiner Songs, die er in den letzten zwanzig Jahren gemacht hat, neu aufzunehmen", erzählt Brian, „und seine MIDI-Instrumente durch echte Instrumente zu ersetzen. Außerdem dachten wir, dass ein paar Gäste den Bekanntheitsgrad seiner Musik erhöhen würden." Sean Lennon ist als Sänger an Bord. „Und wir haben Todd Rundgren. Wir haben Mac DeMarco." Auch einige Musiker der Brian Wilson Band. „Meistens produzieren Michael und ich, und unser Vater hilft uns mit den Arrangements." Ihr Vater habe immer Musik herausgebracht, das aber so independent und ohne Promotion, dass dies im Grunde unter Ausschluss der Öffentlichkeit passierte. „Wir hoffen, dass dies ein Weg sein könnte, sein Material unter die Leute zu bringen. Es gibt so großartige Sachen, die er zu Hause aufgenommen hat und die nie anständig veröffentlicht wurden!"

Als ich die Brüder das erste Mal traf - im Sommer 2016, vor der Veröffentlichung ihres Debüts -, erzählten sie mir auch von ihrem Vater und von ihrem Aufwachsen auf Long Island, eine Stunde von New York entfernt. Wir trafen uns damals in einem Kreuzberger Hotel, an ihrem ersten Tag auf europäischem Boden. Sie waren damals neunzehn bzw. siebzehn, und die brüderliche Dynamik war sofort erkennbar: Michael, damals mit Vokuhila und wasserstoffblonden Spitzen, dominierte und sprach die meiste Zeit, und Brian, mit James-Taylor-Mittelscheitel, präzisierte und korrigierte höflich. „*Do Hollywood*", ihr erstes Album, hatten sie mit Jonathan Rado aufgenommen, der damals noch nicht der angesagte Produzent war, der er heute ist, sondern den man vor allem als eine Hälfte des psychedelischen Duos Foxygen kannte. Mit Rado arbeiteten sie in dessen Heimstudio in Los Angeles zusammen. Er bestärkte sie in ihrem Geschmack und gab sicher ein gutes Vorbild ab: ein Musik-Nerd und Multiinstrumentalist, der analog arbeitete und an Old-School-Techniken festhielt, aber mit guten Labels verbunden und in der Indie-Welt vernetzt war. Von ihm schauten sie sich einiges ab.

„*Go To School*" (2018), ihr zweites Album, produzierten sie dann selbst, eine Glam-Rock-Oper über einen Schimpansen, der von einem Menschenpaar adoptiert und auf eine Highschool geschickt wird. Ein rührendes Album, das fantastische Momente hat (das infernalische „The Fire"!), dessen überbordende Schulmusical-Energie die Sinne aber durchaus strapaziert. Sie wohnten noch bei ihren Eltern und nahmen im Keller auf. Todd Rundgren kam vorbei, um Gesang aufzunehmen. Das folgende Album, „*Songs For The General Public*" (2020), ihr letztes Album bei 4AD, wirkte ein wenig, als hätte das Label ihnen geraten, wieder etwas kommerzieller zu arbeiten, für „the general public" eben - mit solidem Resultat. Aber es ist „*Everything Harmony*", das als der bisherige Höhepunkt ihres Werks gelten muss, ein Album, das man gar nicht oft genug loben und hervorheben kann.

„Das war das erste Mal, dass wir uns mit Leuten der nächsten Generation beschäftigt haben", sagt Michael über das Album, „dass wir uns Leuten wie Elliott Smith, also einem modernen Einfluss, geöffnet haben." „Auch wenn Elliott Smith mehr als zwanzig Jahre her ist." „Für uns ist das neue Musik!" „So nah an der Moderne, wie es geht." „Bei diesem neuen Album sind wir wieder in unserem üblichen Modus und konzentrieren uns auf die Sechziger." Gibt es dort für sie noch Neues zu entdecken? Vehementes Nicken. „Wir sind vor Kurzem auf eine schwedische Band gestoßen: Tages. Die haben 1967 ein Album gemacht, das einfach ‚*Studio*' heißt. Das hat uns umgehauen. Eine Post-‚*Sgt. Pepper*'-Platte. Wenn du die hörst, willst du einfach nur Musik machen. Und noch ambitionierter sein."



TAYLOR SWIFT

LANG LEBE DIE NEUE QUEEN OF POP!

JETZT AM KIOSK

GROSSES SPECIAL: ALLES ZUM LIVE-SOMMER DER SUPERSTARS

MARSIMOTO: DAS LETZTE KAPITEL VON MARTERIAS ALTER EGO

+ SOUNDGARDEN, KAMASI WASHINGTON, LAUFEY, JUSTICE U.V.M.

Jetzt flexible Abo-Modelle ab 9,95€ testen

MUSIKEXPRESS.DE/ABO

Reviews

SCHÖNSTES MELODRAM

Das Meisterwerk der Portishead-Sängerin – nach mehr als einem Jahrzehnt Arbeit

Von JÜRGEN ZIEMER

Beth Gibbons

Lives Outgrown

DOMINO

★★★★½

Sie nahm sich schon immer alle Zeit, die sie brauchte – geschadet hat es nie. Das letzte Portishead-Album ist 16 Jahre her, die Zusammenarbeit mit Rustin Man liegt sogar schon 22 Jahre zurück. Da bleibt Zeit für Unerwartetes, wie die enorm berührende Aufnahme der „Sinfonie der Klagelieder" von Henryk Górecki. Zuletzt hörte man Beth Gibbons 2022 die markanten Zeilen „I wish I was somebody/ Anybody but myself" singen, in „Mother I Sober" von Kendrick Lamar.

Die Sängerin gilt als enorm schüchtern, gibt keine Interviews und steht auch nicht gern auf der Bühne. Doch nun verblüfft sie mit einem außergewöhnlichen Album. Mehr als ein Jahrzehnt arbeitete Beth Gibbons mit dem ehemaligen Talk-Talk-Schlagzeuger Lee Harris an den Songs von *„Lives Outgrown"*, ihrem ersten echten Soloalbum überhaupt. Die Schwermut sich im Wind wiegender Weiden ist auch hier wieder allgegenwärtig. Auf einem Bett aus dramatischen Rhythmen wälzt sich Gibbons in unruhigen Träumen: „The loss of faith, filled with doubt. No relief can be found!", klagt sie in „Beyond The Sun", einem mit Arabesken geschmückten Klangpanorama, das sich filigran entfaltet. Fast alle Instrumente – und es gibt hier eine Menge davon – wurden eingespielt von Lee Harris und James Ford, der nebenbei das neue Album der Pet Shop Boys produziert hat. Normales Schlagzeug ist kaum zu hören, stattdessen Tupperware, Pappkartons mit Erbsen gefüllte Dosen. Die Kickdrum war eine mit Gardinen gefüllte Kiste.

Abschiede von Familie und Freunden, auch das eigene Altern und die damit einhergehenden Veränderungen beschäftigen Gibbons. „Forever ends, you will grow old", stellt die 59-Jährige in „Lost Changes" fest, und es klingt wie eine liebevoll tröstende Umarmung. Ein zartes Pfeifen über aufbrandendem Orchester, dazu diese immer besser werdende Stimme – mehr bewegendes Melodram ist schwer vorstellbar. Das von weichen Paukenschlägen und Chören getriebene „Rewind" zeigt, dass auch die Klima-Katastrophe Gibbons' Stimmung nicht verbessert: „Gone too far. Too far to rewind."

Dennoch: Selten klang das Gewicht der Welt, die Last des Lebens so schmerzhaft schön, so grandios berührend. Zehn Songs in zehn Jahren, und jeder stimmt bis ins kleinste Detail. *„Lives Outgrown"* ist Beth Gibbons' Meisterwerk.

ILLUSTRATION: LIVIA GIORGINA CARPINETO

Maggie Rogers

Don't Forget Me

★★½☆☆

Mit Manierismen in die goldene Mitte

Manch grammyprämierter „Best New Artist" verschwand so schnell, wie er auftauchte. Maggie Rogers war 2020 „nur" nominiert, ist aber immer noch da, nachdem sie sogar Pharrell Williams vom Nature-meets-Berghain-Stück „Alaska" überzeugt hatte. Auf ihrem dritten Album bastelt die 30-Jährige aus Maryland weiter an einem Sound, der die goldene Pop-Mitte zwischen Folk-Introspektion („All The Same") und Dance („Drunk") treffen soll. Dazu kultiviert sie jene Auf-ab-Manierismen, die sich wie eine Seuche über diese Vocal-Generation gelegt haben und vermutlich für ganz große Emotion stehen sollen. Dabei ist Rogers gerade dann gut, wenn sie's eine Nummer kleiner macht, wie im Laid-back-Mac-Vibe von „So Sick Of Dreaming" oder allein am Klavier mit „I Still Do". *(Universal)*

JÖRG FEYER

Villagers

That Golden Time

★★★★☆

Folk-Grandezza aus dem Schneckenhaus

Conor O'Brien kultiviert auf *„That Golden Time"* die Gesellschaftsdiagnose am empathisch beleuchteten Exempel des strauchelnden Individuums. Mit gewohnt introvertierter, kauzig-zaudernder Stimme zeigt er sich auf seinem sechsten Album verletzlicher, gleichzeitig resoluter und resilienter als je zuvor. Die zehn Songs (herausragend: „I Want What I Don't Need") hat er zu Hause eingespielt und selbst produziert, dazu Gastmusiker:innen eingeladen. Das Psychedelisch-Kaleidoskopische von *„Fever Dreams"* (2021) blitzt nur noch selten auf, der Ire priorisiert sein Folk-Faible: Klampfe und Klavier, garniert mit Streichern, Pedal-Steel-Gitarre und Bouzouki. Arrangements, die nie opulent werden müssen, um grandios zu klingen. *(Domino)*

INA SIMONE MAUTZ

KICKS

FAVORITEN AUF 33 – VON WOLFGANG DOEBELING

Josh Fortenbery

Josh Fortenbery *No Such Thing As Forever* ★★★★½

In Juneau/Alaska beheimatet, zieht Josh Fortenbery Weisheit und Lebensmut aus dem Alltag in Abgeschiedenheit wie ein nordischer John Prine. Seine Gesangsstimme mag nicht so weich sein wie die Prines in dessen frühen Jahren, ein wenig harscher, doch bewegen sich die Songs auf ähnlichem Terrain, zwischen Naturverbundenheit, Gesellschaftskritik und Lakonie. Und es spricht derselbe burleske, grimmige Sinn für Humor aus diesen Liedern. Er liebe Hunde, hasse das Internet, bekennt Josh, und auch seine Songs machen daraus kein Hehl. „If you believe what you read online", weiß er, „you're gonna die bitter." Und wer den Priestern glaubt, die Rettung von der allgegenwärtigen Leere durch das Gebet versprechen, ja das ewige Himmelreich, ist erst recht betrogen: „Prayers aren't being answered/ In fact, there's been no word from God for centuries/ And there's no such thing as forever." Musikalisch unterlegt Fortenbery solche Gewissheiten mit fein gewobenen, streng akustischen Tönen aus Gitarren, Mandolinen, Fiddle und Organ, durchaus Bluegrass-affin, indes nicht Bluegrass-konform. „Heirlooms" wirkt gar mit dramaturgisch angelegtem Arrangement, das um verwandtschaftliche Abhängigkeiten und die zunehmende Bürde des Alterns kreist. „It's getting harder to choose a pair of shoes/ Don't want to bend to tie the laces." Der finale Song relativiert dann wieder alles. „Another Existential Crisis" spendet die Sorte Trost, die eines John Prine würdig gewesen wäre: „We all live like we're infinite/ And I guess, in some ways, that's correct/ 'Cause in several hundred years, when we're not here/ All our molecules are gonna be reused." *(Bandcamp)*

The Glass Hours *The Glass Hours* ★★★★½

Die Glass Hours sind ein Folkrock-Duo aus dem Staat New York, das den uralten, disparaten Musiktraditionen der Appalachen und des Tiefen Südens Tribut zollt, qua gegenseitiger Durchdringung, auf dem belastbaren Rücken eigener Tunes, die hier mehr sind als Brücken zwischen Stilen, diese vielmehr transzendieren. Megan Barberas Country-Folk-Sensibilität und Brad Armstrongs Blues-informierte Intonation ergänzen sich zu einer beeindruckenden Debüt-LP: neun Tracks, die musikalisch divers und eigenständig auftreten, gesanglich umhegt und, von der Fiddle abgesehen, vom Duo auch selbst gespielt. Großartig. *(Cornelius Chapel)*

Colby T. Helms *Tales Of Misfortune* ★★★½☆

Colby ist ein Hinterwäldler aus Virginia und stolz darauf. Er ist noch sehr jung, nahm sein erstes Album mit zwanzig Jahren auf. Seine Haare sind lang, auf dem Kopf trägt er eine Basecap. Auf der prangt in goldenen Lettern ein Name, der den noch pickligen Musiker als Wissenden ausweist und obendrein als bemerkenswert cool: George Jones. Colbys Songs sind Lifestyle-Derivate seiner Umgebung, er reimt „holler" auf „dollar", besingt „Daddy's Pocket Knife" und „Mountain Brandy", letzteres Gebräu gepriesen als Allheilmittel gegen sämtliche Gebrechen und Malaisen dieser Welt. Colby offeriert seine LP auf schwarzem und dunkelblauem Vinyl. *(Photo Finish)*

Elena Rud

Heimlich weinen

★★★½☆

Dopamin, Tränen und Neue Neue Deutsche Welle

Obwohl es hier ständig um Therapiesitzungen und Weinanfälle geht und Elena Rud mit ihrer dezent heiseren Stimme am liebsten davon singt, dass sie ihr Leben versäumt („Problem"), keine Ambitionen hat („Dopamin") und sich einsam fühlt („Durch die Nacht"), kommt *„Heimlich weinen"* wunderbar daueraufgeregt daher. Ähnlich wie *„Haare eines Hundes"* von Die Tränen wirft einen dieses Album mit zackigen Beats, Slogan-Refrains, Ratatata-Gitarren und lustig quengelnden Synthies hinein in die Neue Neue Deutsche Welle. Bei „Fassade" ist dann konsequenterweise Tränen-Sängerin Gwen Dolyn zu Gast. Und „Blaue Augen" borgt sich zwar nur im Refrain Annette Humpes Worte aus der Ideal-Nummer, das Lied klingt aber trotzdem wie ein NDW-Hit. *(Eskapaden Musik)*

GUNTHER REINHARDT

Gglum

The Garden Dream

★★★★☆

Schillernder Lo-Fi-Indie von der jungen Londonerin

Der längst totgesagten Gitarrenmusik geht's prächtig. Zumindest auf *„The Garden Dream"* von Gglum. Gglum kommt aus England, heißt eigentlich Ella Smoker, und Inspiration findet die 21-Jährige in ihren Albträumen. So entstehen facettenreiche Songs, getragen von Smokers verruchter Stimme und innovativem Spiel auf der Akustischen. Mal zupft sie fragmentierte Rhythmen („Pruning 2"), mal rifft sie wie Kurt Cobain bei *„MTV Unplugged"* („Eating Rust"). Dazwischen gibt's immer wieder Interludes mit übersteuerten Sprachsamples, als hätte sie die Gedankenwelt von Jim Jarmusch vertont. Gglums Lo-Fi-Ästhetik klingt sowieso sehr amerikanisch: „Glue" fiele bei Phoebe Bridgers nicht weiter auf, „Easy Fun" ist tomwaitsiger Weirdo-Rock. *(Secretly Canadian/Cargo)*

FABIAN BROICHER

FOTO: ANNIE BARTHOLOMEW

St. Vincent
All Born Screaming
★★★½☆
Dystopischer Rock und Selbstfindungs-Pop

Das Bekenntnishafte ist Annie Clarks Sache nicht. Als St. Vincent ist sie zu einer der besten Maskenspielerinnen der jüngeren Pop-Geschichte geworden. Aber seit dem soulgefärbten *„Daddy's Home“* (2021) lässt sie uns ein bisschen in ihr Herz schauen. Oder ist auch das wieder nur eine Maske? Auf *„All Born Screaming“* malt St. Vincent ein Schlachtengemälde aus Lust und Verlust - und geht der drängenden Frage nach, ob wir nicht bzw. gerade im Angesicht der größten Katastrophen das Leben in vollen Zügen genießen sollten.

Der Sound dazu überwältigt. Da sind die James-Bond-Balladigkeit von „Violent Times“ und Clarks Beth-Gibbons-gleicher Schmerzensgesang in „Reckless“. Würden Air ein Stück von Arthur Lee remixen, es könnte so etwas wie „Hell Is Near“ dabei herauskommen. Die Hälfte von *„All Born Screaming“* ist Rockmusik. Dave Grohl spielt in „Broken Man“ das Schlagzeug. „Big Time Nothing“ wummert am Abgrund wie Björks „Army Of Me“. Diese Platte ist ein Traumapatient, der die Liebe im Exzess sucht. Autoaggression als Weg. Aufregend, aber auch ein bisschen hohl. *(Virgin)*

MAX GÖSCHE

The Avett Brothers
The Avett Brothers
★★★☆☆
Wenigstens klingen die Brüder, als hätten sie Spaß

Die Wege der Avett Brothers sind unergründlich. Die gottesfürchtigen Geschwister, die in den Nullerjahren wunderbare Americana-Platten gemacht haben, halten immer noch am glatten Sound fest, zu dem sie einst der bärtige Mystiker Rick Rubin, auch hier ihr Produzent, verführt hat. Diese klangliche Perfektion läuft ihrem erdigen Charisma und ihrer ansteckenden Energie entgegen; sie bleibt bedauernswert. Aber davon abgesehen: Die Brüder aus North Carolina, die das letzte Jahrzehnt eine kreative Wüste durchquert haben, sind endlich wieder auf eine Quelle gestoßen. Es ist nicht das klarste Wasser, aber man kann es trinken.

Es gibt launigen Country („Country Kid“), schleppenden Folk mit verzerrten Atmo-Gitarren („Cheap Coffee“), Piano-Streicher-Balladen („2020 Regret“). Besonders schön auch das melancholische Eröffnungslied „Never Apart“, dessen frommer Wärme sich nur der größte Zyniker verwehren kann. Die Uptempo-Stücke gelingen vielleicht weniger, aber zumindest klingen die Brüder, als hätten sie Spaß. Sie sind wieder auf dem richtigen Weg. *(Ramseur/American/Thirty Tigers)*

JAN JEKAL

Vampire Weekend
Only God Was Above Us
★★★½☆
Hyperoriginelle Rückbesinnung im Vorwärtsgang

Nach der verspielten Wundertüte *„Father Of The Bride“* (2019, Grammy-Gütesiegel), die mit 18 Tracks etwas zu ausführlich geraten war, knüpft das fünfte Album von Vampire Weekend nun unüberhörbar an *„Modern Vampires Of The City“* (2013, ebenfalls grammydekoriert) an. Diesmal werden weniger lichtdurchflutete Räume eröffnet, stattdessen wird jede sanft klaffende Lücke üppig ausstaffiert: mit Jazzbass und indischen Intarsien („Classical“), aber auch mit grobkörniger Eskalation, verzerrten Verstärkern und herrlich rumpelndem Schlagzeug. Wie eine Symbiose zwischen den Pixies und den Killers.

Ein Vergnügen ist es nach wie vor, weil die Melodien und Arrangements immer noch aus der regenbogenbunten Experimentierküche kommen: zauberhaft komplex und stets hyperoriginell. Auch die nostalgischen Nuancen hat sich das New Yorker Trio um Ezra Koenig bewahrt, („Capricorn“). Clevere Ideen und irrwitziger Sound-Schabernack sprudeln weiterhin im Sekundentakt. Man braucht ein waches Ohr, um wenigstens der Hälfte der akustischen Attraktionen folgen zu können. *(Columbia/Sony)*

INA SIMONE MAUTZ

Peter Garrett
The True North
★★★☆☆
Der Midnight-Oil-Sänger bleibt bei der Natur

Auch auf seinem zweiten Soloalbum (nach *„A Version Of Now“*, 2016) bleibt sich der australische Ex-Minister (2007-13) und Midnight-Oil-Sänger treu, indem er gegen Ausbeutung, Ungerechtigkeit und Ökozid singt. Aber zu Peter Garrett gehört genauso die Lobpreisung der Natur, in der er den True North des Menschen, ja aller Dinge erkennt. Auch ohne die Oils, die nach dem Tod von Bassist Bones Hillman 2020 wohl nicht mehr auftreten werden, mag Garrett seine Musik kantig und mit altem Wave-Punk-Drang. Schön zu hören etwa bei dem patzig melodischen „Innocence, Parts 1 & 2“.

An die großen Hooks der Oils erinnert der hymnische Refrain von „Permaglow“, inhaltlich ein verzweifelter Versuch, die Screenagers aus der Apathie zu reißen. Zur Rockmusik kommen meditative Lieder über das Leben und das Sterben, etwa das tragisch-tröstliche „Everybody“. Peter Garrett schreibt seine Lieder allein, nur das Stakkato-Lied „Paddo“ entstand mit Midnight Oils Martin Rotsey, der auf *„The True North“* auch die Gitarren spielt.

Ach, diese Stimme und diese Haltung! *(Sony)*

JÖRN SCHLÜTER

Slash
Orgy Of The Damned
★★★☆☆
Der GN'R-Gitarrist hat den Blues – und viele Stargäste

Man kann sich jetzt natürlich fragen, ob man ein Dutzend Blues-Coverversionen vom berühmtesten Zylinderträger der Welt braucht. Man kann aber auch feststellen, dass es wohl nur Slash gelingt, so eine Gästeliste an Sänger:innen zusammenzustellen: Billy Gibbons, Paul Rodgers, Brian Johnson, Beth Hart und noch mehr, etwas überraschend auch Demi Lovato (die „Papa Was A Rolling Stone" leider arg verkreischt). Chris Robinson singt „The Pusher" (Steppenwolf), Iggy Pop „Awful Dream" (Lightnin' Hopkins), das sind die Highlights - beide klingen genau so, wie sie eben immer klingen. Um Ambitionen geht es hier sowieso nicht, sondern einfach um Spaß. Für den Ehrgeiz war ja schon bei Guns N' Roses dieser andere zuständig. *(Starwatch Entertainment)* **BIRGIT FUSS**

Justice
Hyperdrama
★★★½☆
Nach 20 Jahren Electro-Gewitter etwas Vangelis

Das sind die mit dem Neonkreuz. Wildes Electro-DJ-Gebratze aus Frankreich, erfunden vor gut zwanzig Jahren. Raver und Düsterrocker mögen die Konzerte im Überwältigungsmodus gleichermaßen. Das erst vierte Album von Xavier de Rosnay und Gaspard Augé mit Gästen wie Tame Impala und Thundercat bleibt im bewährten Themenspektrum. Gleichwohl sind Tracks wie „Mannequin Love" oder „Explorer" vielfältiger geraten. „Generator" haut mächtig auf die Glocke. Über Langstrecke haben sie einige Spuren mehr Psychedelia, Vangelis und Disco-Verzückung angebaut. Ihre Ausflüge in die Musikgeschichte zeugen immer noch von hoher Kennerschaft. Süßliche Verspieltheiten wie die Meditation „Moonlight Rendezvous" seien ihnen dabei von Herzen gegönnt. *(Ed Banger)* **RALF NIEMCZYK**

In Bewegung

Der Meister erweitert furchtlos die Grenzen des Jazz

Von JÜRGEN ZIEMER

Kamasi Washington
Fearless Movement
YOUNG/BEGGARS
★★★★½

Musik und Tanz sind bekanntermaßen spielerische Anverwandlungen der Welt. Schon deshalb ist es wichtig, in Bewegung zu bleiben, körperlich und intellektuell, sonst verliert man die angeborenen Fähigkeiten eines elastischen Wesens, wird steif und unflexibel. So weit die These, die der Komponist, Bandleader und Saxofonist Kamasi Washington seinem neuen ausschweifenden Album zugrunde legt. Auch *„Fearless Movement"* besitzt die opulente Wucht der Vorgänger *„The Epic"* und *„Heaven And Earth"* - doch diesmal sind die Rhythmen stärker im Vordergrund, frei nach dem Chic-Motto „Dance, Dance, Dance".

Das Video zu „Prologue" ist ein perfekter Einstieg: Washington und seine in afrofuturistisches Ornat gekleidete Band sind hier nur Zuschauer:innen. Im Mittelpunkt steht, was ihre Musik mit einer Gruppe von Tänzer:innen macht, den Körpern, die hier eine grenzenlose Freiheit und Hingabe zelebrieren. Eine perfekte Spiegelung der rauschhaften Musik, die auf einer Komposition des Tango-Meisters Astor Piazzolla basiert. Trotz des Titels ist „Prologue" das letzte Stück und der Höhepunkt eines Albums, das die Grenzen des Jazz ähnlich stark erweitert wie *„Bitches Brew"* oder *„Escalator Over The Hill"*. Hier geht es nicht nur um virtuose Soli, vertrackte Rhythmen und komplexe Harmonien, sondern ums Ganze. Um ein Gefühl des Verbundenseins, das die Grenzen kultureller Felder und Genres sprengt.

„Lesanu" beginnt mit einem in der afrikanischen Sprache Ge'ez gehaltenen Gebet. Die Musik erinnert an den äthiopischen Jazz von Mulatu Astatke, klingt spirituell und suchend. „Asha The First" ist deutlich urbaner und beruht auf einer Melodie, die Washingtons zweijährige Tochter am Klavier erklimperte. Dennoch ist das Stück, zu dem Bassist Thundercat und die Rapper Taj und Ras Austin beitrugen, eine komplex arrangierte Hymne an Gott und das Leben. Ebenfalls sehr besonders ist das meditative „Dream State", in dem Ex-Outkast-Rapper André 3000 in seiner neuen Rolle als Flötenspieler aufgeht. Die furchtlosen Bewegungen dieses Albums machen alles möglich.

Beyoncé
Cowboy Carter
★★★★☆
Mit Banjo und Beatles: Opus Magnum in Sachen Country

Doppelstunde in Geschichte mit Giselle Knowles-Carter. 27 Songs, dutzende historische Bezüge, Querverweise und Pamphlete. Es gibt Banjos und Breakbeats, spröde Miniaturen und großes Besteck. Und nur Menschen mit einer gewissen Vorkenntnis werden verstehen, was eine Ballade vom Weißen Album der Beatles, Miley Cyrus oder ein paar Schnipsel „Good Vibrations" von den Beach Boys mit Country Music zu tun haben.

„Cowboy Carter" ist ein vollgepacktes Diskurs-Album, das über einzelne Entdeckungen funktioniert und weniger als geschlossenes Opus. Die Entscheidung etwa, „Jolene" von Dolly Parton zu covern, wäre auch schlichteren Geistern eingefallen. Beyoncés musikalische Bearbeitung ist werkgetreu, ihre Version des präfeministischen Textes wiederum hat sich gewaschen. Und dass die Beatles mit „Blackbird" ein fulminantes Statement zur „Civil Rights"-Bewegung in den späten 60er-Jahren abgegeben haben, steht in den Büchern. Man kann den Song aber auch als netten, unaufgeregten Akustik-Track hören.

Es ist ein Album, das kein Produktmanager einer Indie-Künstlerin hätte durchgehen lassen, weil „too much". Ein Kompendium, das mehr noch als der Vorgänger *„Renaissance"* zur Historie von House Music zu musikalischen Tiefenbohrungen einlädt. Willie Nelson etwa taucht zweimal als griesgrämige Type auf, die derbe vom Leder zieht, und musikalische Einsprengsel in der Satteltasche hat. Von Chuck Berry, Sister Rosetta Tharpe oder vom 1988 verstorbenen Bluessänger Son House, der wiederum Muddy Waters und Robert Johnson beeinflusste. Eine Platte, die auch veritable Angeber und Ahnunghaber:innen auf den Plan rufen wird. Okay, für das Marketing-Feuerwerk mit leuchtendem Stetson und Rodeo waren die vergleichsweise knalligen Vorab-Singles „Texas Hold'em" und „17 Carriages" zuständig, die auch im Mainstream-Radio funktionieren. Man muss also keine Pop-Seminare auf der Kunsthochschule besucht haben, um *„Cowboy Carter"* zu goutieren. Aber es hilft. *(Sony)* **RALF NIEMCZYK**

FOTO: B+

Iron & Wine
Light Verse
★★★★½
Fantastisches Comeback nach überstandenen Krisen

Im erdenschweren Americana-Segment ist Sam Beam ein Meister der Leichtigkeit, ein Dompteur der schwebenden Harmonien. Das fiel in den vergangenen zehn Jahren nur nicht so richtig auf, weil der Mann hinter Iron & Wine seine Talente auf Platten anderer verstreute. Er hat ein Album mit dem Band-Of-Horses-Sänger Ben Bridwell aufgenommen und eines mit der Songschreiberin Jesca Hoop. Zuletzt erschien *„Years To Burn“* (2019), eine Zusammenarbeit mit Calexico. *„Light Verse“* entschädigt für die lange Wartezeit mit einigen der schönsten Songs in Beams bisherigem Schaffen.

Irgendwer muss ihm als Kind eingeflüstert haben: Dream big! Zumindest in melodischer Hinsicht, denn solche schwelgerischen Bögen, wie Beam sie singt, trauen sich heute nicht mal mehr 20-jährige Herzschmerz-Akrobaten zu. Das geht schon in „You Never Know“ los, das sich von zartem Fingerpicking zu einer Polyphonie aufschwingt, über der Beams himmlische Kopfstimme thront. Und die Streicher! Bereits auf *„Ghost On Ghost“* (2013) spielten sie eine tragende Rolle, auf *„Light Verse“* bilden sie ein ganzes Orchester. „All In Good Time“ ist ein Duett mit Fiona Apple - und da haut es einen völlig aus der Kurve. Wie diese geschundene Seele Beams ungetrübten Vortrag bricht, ihn anzweifelt und schließlich doch mit einstimmt, darin liegt etwas so Versöhnliches, vielleicht gibt es das nur in der Kunst. Es ist, als würden uns die beiden ungleichen Freigeister zurufen: Trotz aller Krisen - es lohnt, sich weiter durch dieses merkwürdige Leben zu schlagen! Auch „Cutting It Close“ und „Taken By Surprise“ verströmen so eine Mensch-im-besten-Alter-Weisheit. Das schwärmerische „Yellow Jacket“ erinnert sogar an den romantischen Utopisten Paddy McAloon.

Beam wollte keine Songs über die Corona-Pandemie, die ihn gelähmt hat, schreiben. Nichts könnte weiter von der Einöde jener Jahre entfernt sein als dieser von Brian Wilson, Grateful Dead, Jesse Winchester und alten Hollywoodmusicals inspirierte Lichtstrahl. *(Sub Pop/Cargo)* **MAX GÖSCHE**

Laura Carbone
The Cycle
★★★☆☆
US-Indie-Rock mit Ausflügen ins Sphärische

Eine Gitarre spielende Singer-Songwriterin aus der Kurzpfalz geht seit gut fünfzehn Jahren einen willensstarken Weg. Im DIY-Stil wurde sie zur englisch singenden Indie-Rockerin mit internationaler Reputation. Erst im Dark Wave unterwegs, fand sie in ihrer Zeit mit ausgedehnten Touren und Studioaufnahmen in den USA zum heutigen Stil. Statt in Lederjacke zeigt sie sich auf ihrem Cover im Kate-Bush-haften Schleiergewand. Laura Carbone interpretiert ihr Amerika-Faible wie einst die Frauenband The Bangles in warmherzigen Arrangements („Silver Rain“) oder in der dramatischen Ballade „Red Velvet Fruit“. Dass sie mittlerweile auch im Emo-Coaching engagiert ist, fällt hier nicht weiter ins Gewicht. Avancierter Rockstoff. *(Cosmic Dreaming)* **RALF NIEMCZYK**

Jane Weaver
Love In Constant Spectacle
★★★½☆
Psychedelisch eingefärbter Zartbitter-Pop und Folk

Während sich ein tänzelnder Beat und ein Analogsynthesizer aneinanderkuschelnd im Kreis drehen, bittet Jane Weaver um Vergebung: „Don’t blame me, it’s the universe that’s wrong“, singt sie und nimmt im Song „Univers“ Abschied. Der klang mal nach Country, hat sich aber in der Zusammenarbeit mit dem großartigen John Parish (PJ Harvey) in eine zartbittere Synthiepop-Träumerei verwandelt. Wie widerspenstige somnambul-surreale Tanznummern kommen die meisten Songs auf *„Love In Constant Spectacle“* daher. Weaver vermengt psychedelisch eingefärbt Pop und Folk, besonders schön etwa in dem um einen Sequenzer-Groove kreisendenden Lied „Perfect Storm“, dem Akustik-Walzer „Motif“ oder im Alternative-Rock-Lovesong „Romantic Worlds“. *(Fire/Cargo)* **GUNTHER REINHARDT**

Pet Shop Boys
Nonetheless
★★★★☆
Das britische Duo feiert den goldenen Oktober des Pop

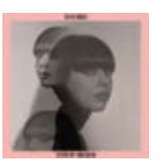
Neil Tennant feiert im Juli seinen 70. Geburtstag. Hört man das dem neuen Album der Pet Shop Boys an? Ja, aber genau diese Distanz bringt den gewohnten Blick auf das Liebesleid schwuler junger Männer so universell und lebensklug zum Klingen. Das von kraftvollen House-Beats getragene „Loneliness“ zeigt das ebenso wie das dazugehörige Video von Alasdair McLellan. Trotzdem geht es auf *„Nonetheless“* eher um das Älterwerden des Duos, etwa wenn es in „A New Bohemia“ heißt: „Like silent movie stars in sixties Hollywood/ No one knows who you are in the hipster neighbourhood.“ Eine süße Melancholie schwebt über den durchweg großartigen Songs des Albums, in dessen Melodien man versinken möchte wie in den weichen Kissen einer lieb gewonnenen alten Couch.

„New London Boy“ weckt Erinnerungen an die Zeit, als alle zu Roxy und Bowie tanzten, erzählt von der Unsicherheit eines jungen Protagonisten, in dem sicher auch ein Stück des Sängers steckt. „Dancing Star“ schließt daran nahtlos an, vertieft die Disco- und Wave-Reminiszenzen und ist nah bei der jungen Madonna. James Ford, der nicht nur *„Nonetheless“* produziert hat, sondern ebenso die letzten beiden Alben von Depeche Mode, besitzt ein gutes Gespür auch für die kleinen Dinge. Eine Neuerfindung gibt es zum Glück nicht. Neben Midtempo-Clubtracks - seit je Markenkern der Pet Shop Boys - beeindrucken auch üppig orchestrierte Balladen wie „The Secret Of Happiness“. Einsamkeit ist auf *„Nonetheless“* ebenso ein Thema: „Why am I dancing when I’m all alone?/ Maybe I can celebrate on my own“, sinniert Tennant in „Why Am I Dancing?“.

Eher lustig-ironisch geht es im hymnischen „The Schlager Hit Parade“ zu, wenn sich die Pet Shop Boys ein Leben als demente Greise ausmalen, die die ihnen noch verbleibende Zeit mit Sauerkraut und Happy Music füllen. Während sich Frank Sinatra dem September seiner Jahre eher sentimental und tiefsinnig näherte, gehen Tennant und Lowe also durchaus vergnügt in ihren Spätherbst. *(Warner)* **JÜRGEN ZIEMER**

Tinlicker
Cold Enough For Snow
★★★☆☆
Eine Bereicherung jedes Dark-Wave-Abends

Da kommen zwei Electronica-Freaks aus dem beschaulichen Utrecht daher und schaffen es, dass die Indie-Rocker Circa Waves sich auf ihrem Lead-Track „Nothing To Lose“ als Erasure verkleiden! Aber die eigentlich in der melodienreicheren Prog-House-Welt beheimateten Niederländer bieten auf ihrem dritten Album noch wesentlich mehr, verpflichteten Tinlicker doch Tom Smith (Editors), Brian Molko (Placebo) und Nathan Nicholson (The Boxer Rebellion) für Gastauftritte, die jenen Dark-Wave-Abend fortführen, der mit Crystal Castles und Robert Smith begann. Mit der einschmeichelnden Julia Church am Mikrofon konnten sie ohnehin nichts falsch machen. Zudem hämmert alles wie aus dem EBM-Lehrbuch. *(PIAS)*
FRANK LÄHNEMANN



Diane Birch
Flying On Abraham
★★★½☆
Soft wie der schönste Yachtrock der Siebziger

Die amerikanische Pfarrerstochter hat noch immer diesen Welpenblick, soft and tender, ist aber keineswegs blöd. Vor fünfzehn Jahren lieferte Diane Birch mit *„Bible Belt“* ein beeindruckendes Debüt ab. Damals wurden Carole King und Laura Nyro als Referenzen genannt, die auch heute noch taugen, um den klassischen Softrock der Singer-Songwriterin zu beschreiben. Acht Jahre ist das letzte Minialbum, *„Nous“*, her, doch die neuen, von Paul Stacey produzierten Songs knüpfen nahtlos an die Vorgänger an. Das Album vermittelt durchweg das Gefühl, als würde man in den Siebzigern auf einem Highway die Westküste entlangrollen. Im Radio laufen handverlesene Picks, die wie Yachtrock-Klassiker klingen, doch ausnahmslos von Diane Birch geschrieben wurden. *(Légère)* **JÜRGEN ZIEMER**

Lucy Rose
This Ain't The Way You Go Out
★★★★☆
Inspiriertes Album der britischen Singer-Songwriterin

Die Geschichte von Lucy Rose ist eine der Selbstermächtigung. Heraus aus den Schemata des Musikbusiness, hinein in eine kreative Freiheit, die man zuletzt 2019 auf *„No Words Left"* erlebte. Seitdem wurde ein Kind geboren, und danach musste Rose ein seltenes Rückenleiden überwinden, bevor sie wieder Songs schreiben und spielen konnte. Eine Kooperation mit US-Rapper Logic inspirierte zu neuen Rhythmusgefühlen. Die hört man hier im quirligen Piano-Jazz-Folk von „Could You Help Me". Andere Lieder atmen die klassischen Sounds etwa von Carole King und – früher mehr – Joni Mitchell, doch Rose fügt eine moderne Sensibilität hinzu. Auf diesem Album kommt das fabelhafte Songwriting der Britin mit Klarheit und Emotion auf den Punkt wie noch nie. *(Communion)* **JÖRN SCHLÜTER**

Dino Brandão
Self-Inclusion
★★★☆☆
Tanzbares, melancholisches Debüt aus der Schweiz

Wurde ja auch mal Zeit, dass ein junger Schweizer herzhaft „Fuck Nestlé!" ruft. „Pretty" heißt das Stück, in dem Dino Brandão als Globalisierung getarnten Neokolonialismus zwischen Afrobeat und Dream-Pop verhandelt. Was insofern typisch ist für dieses Debüt, als Brandão die Miseren dieser und – siehe Albumtitel – seiner eigenen Welt gern mit pulsierend-tanzbarer Musik auffängt, die auch auf seine angolanischen Wurzeln verweist, auf den Lokalmatador Bonga und dessen Semba-Stil. Über der eigenen Psychose scheint er in „Sweet Madness" gleich mal zu schweben, mit dieser markanten Stimme, die sich viele Freiheiten nimmt, ohne Sujet oder Song zu ersticken. „Life's a bouncy castle filled with tears and laughter", singt Dino Brandão. Hopp Schwiiz! *(Two Gentlemen)* **JÖRG FEYER**

EINE SELTSAME ZEIT

Was fanden wir als Teenager an Männern wie Nikki Sixx, die trotz Hypermännlichkeit viel mehr Make-up trugen als wir?

BIRGIT FUSS
FRAGT SICH DURCH

Schreiben in Zeiten des erweiterten Bewusstseins, was Patriarchat, fehlende Gleichberechtigung und Sexismus angeht: eine komplizierte Sache. Jetzt müsste ich in dieser Kolumne mal wieder über eine Frau schreiben, so viele Männer zuletzt. Vor Kurzem attestierte mir ein Bekannter, ich sei eine der wenigen weiblichen Musikbegeisterten in seiner Umgebung, die so „eindeutig männerliebend" sei. Es ging nicht um Heterosexualität, sondern um den Musikgeschmack. In den Jahres-Charts immer Männer-Überhang. Ich stammelte was von „Mag hohe Stimmen einfach nicht so gern", aber kam doch ins Grübeln. Für mich als 1972 Geborene ist meine Vorstellung von guter Rockmusik natürlich geprägt von Männern, sie sind ja (aus so vielen, auch strukturellen Gründen, die ich jetzt nicht alle noch mal aufliste) immer noch viel präsenter in dem Bereich. (Und dass kaum Nichtweiße darunter sind, von Jimi Hendrix, Lenny Kravitz und wenigen anderen abgesehen: hier jetzt auch geschenkt – dafür gibt es ja HipHop.)

Lustigerweise waren die ersten Musiker, die mich beeindruckten (nachdem ich meine kindliche Begeisterung für Chris Roberts überwunden hatte), zwar megahetero und fanden sich offensichtlich supermännlich, waren aber stärker geschminkt als die meisten Frauen und trugen die irrsten Fummel. Es war L.A.-Glamrock, eine eigene Welt. Mein Favorit Mitte der 80er-Jahre war Nikki Sixx. Er schien mir der Klügste unter den Wilden zu sein. Nicht nur schrieb er alle Songs bei Mötley Crüe, er kümmerte sich auch ums Geschäft und gab die interessantesten Interviews. Ich erinnere mich an eins im „Playboy" – sein Faible für leicht bekleidete Models ist recht ausgeprägt, das fand ich schon damals etwas peinlich. Allerdings hatte er eine sehr gute Antwort auf die Frage parat, wie er sich die Zuneigung dieser Frauen sichere: Drei Ls, sagte er: „Listen, lick, leave." Also, je nachdem was gerade gefragt ist: Zuhören, Lecken, in Ruhe Lassen. Viel Ahnung hatte ich von nichts davon, aber es kam mir schlau vor.

Bis Guns N' Roses alles umstürzten, bestimmten Mötley Crüe den L.A.-Glamrock. Schon ihr Debüt, *„Too Fast For Love"* (1981), war ein buntes Sammelsurium ruppiger Hardrocksongs, von Vince Neil damals noch herrlich quäkend gesungen, mit Tommy Lees Drive am Schlagzeug, dazu Mick Mars' Gitarre. Als Bassist fiel Sixx nicht weiter auf, dafür schrieb er Hymnen wie „Public Enemy #1" oder das Balladendrama „On With The Show".

Auch *„Shout At The Devil"* (1983) und *„Theatre Of Pain"* (1985) sind voller Lebenslust- und Chaos-Geschichten, bis sie mit *„Girls, Girls, Girls"* (1987) kurzzeitig die Orientierung verloren – zu viele Drogen machen nicht nur tot, sondern vorher schon blöd, das ist leider oft Realität. Mit dem Meisterwerk *„Dr. Feelgood"* (1991) kamen sie umso stärker zurück. Seitdem gab es viel Auf und Ab, etwas zu viele Abschiedskonzerte und fiese Rechtsstreitigkeiten. Doch die ersten paar Alben werden immer eine wunderbare Erinnerung an eine schöne, arglose Zeit bleiben – aus der Ferne spielte das seltsame Frauenbild dieser Typen keine Rolle, auch die Drogen kamen uns eher aufregend als desaströs vor. Es ging hier nicht ums Einfühlen mit den Leuten auf der Bühne, im Gegenteil. Der Autor Chuck Klosterman hat die Faszination einmal perfekt beschrieben: „Ich konnte mich überhaupt nicht mit Mötley Crüe identifizieren, ihre Welt war so unendlich weit weg von meinem Alltag. Deshalb werde ich sie immer lieben."

„Say I got trouble/ Trouble in my eyes/ I'm just looking for another good time ..."

Nikki Sixx, 1985

ILLUSTRATION: STUDIO PONG FOTO: GETTY IMAGES

Trille
Aus meiner Haut
★★★☆☆
Deutschpop, der ein paarmal andeut, was er kann

„Wie der Flaum auf deiner Haut/ Genauso weich und noch viel weicher will ich sein.“ Zwischen atemlosem Rezitativ und zart-lyrischem Gesang erweist sich die romantische Klavierballade „Mausmann“ in nicht einmal drei Minuten als eine Schule der Empfindsamkeit. Und die Indie-Pop-Nummer „Rumpelstilzchen“ hat nicht nur den knuffigsten Refrain der letzten Monate zu bieten („Ach, wie gut, dass niemand weiß, jede Zeile, die ich schreib, ist für dich!“), sondern taugt gleichzeitig noch als Meta-Lovesong. Wenn alle Lieder auf „*Aus meiner Haut*“ so gut wären wie diese beiden und es nicht auch einiges an gefühligem Deutschpop-Standard gäbe („Du“, „Fehler“), wäre dieses Album von Trille ein Meisterwerk. So ist es leider nicht mehr als nur gut. *(Trille/ Believe)* **GUNTHER REINHARDT**

Nubiyan Twist
Find Your Flame
★★★☆☆
Jazz-Funk, der leider nur manchmal Feuer fängt

„*Find Your Flame*“ heißt die vierte Platte von Nubiyan Twist. Ein passender Titel, denn wenn das neunköpfige Kollektiv die Flamme findet, dann brennt’s lichterloh. Im Titeltrack etwa: Eine verzerrte Kalimba jagt ein Breakbeat-Schlagzeug und einen paranoiden Basslauf, freiförmige, dissonante Pianoakkorde gießen Öl ins Feuer. Der futuristische Funk „Lights Out“ wird von Nile Rodgers veredelt, Godfather der Disco-Gitarre und brennender Fan der Briten. Leider erstickt der löschdeckenhafte Sprechgesang von Aziza Jaye die musikalische Eigenständigkeit. Und wenn dazu das Saxofon stupide auf die Offbeats tutet, lodert der Dancehall nicht, sondern qualmt nur noch. Schade, dass Nubiyan Twist Angst hatten, sich die Finger zu verbrennen. *(Strut)* **FABIAN BROICHER**

FOTO: KATHRIN LAWINCKY GRUBER

Boucher, Chateauroux & Accèle

Energielevel: hoch

Die Nürnberger zelebrieren ihren DIY-Indie-Pop-Garage-Rock Von JÖRN SCHLÜTER

The Truffauts
Refrain
TP9/MICROPAL
★★★½☆

Es ist schon das 14. Album der Truffauts, das muss man sich mal vorstellen! Seit 1987 erreichen uns aus dem Fränkischen Liedsammlungen mit froh machendem Jangle-Pop und Sixties-Garage-Rock, in dem die Liebe zur Musik steckt, zur schrängelnden Gitarre, zur schönen Melodie - und natürlich zum Frankophilen. Es hat Umbesetzungen und Schaffenspausen gegeben, doch die Urmitglieder Jean-Jacques Boucher (Bass, Gesang) und Ronald Chateauroux (Gitarre, Gesang) behauen mit gleichbleibend hoher Energie denselben Fels. Seit dem letzten Werk, „*Chez Simon*“ (2021), ist die Band, die zwischenzeitlich als Duo agierte, dank Schlagzeuger Monsieur Accèle wieder ein Trio.

Der Auftakt weist mit einem handfesten Garage-Rock-Riff den Weg ins Werk. Die Verse öffnen sich zu einer dieser jubilierenden Chorus-Hooks, die für das Œuvre der Nürnberger typisch sind. Chapeau! „Conundrum“ ist ein tolles Lied. Das folgende „Time“ ist ein Shuffle mit einem Bass-Motiv als Fundament. Etwas Entspanntes liegt in dem Song, aber auch etwas Unwirtliches - ganz traut man dem Frieden nicht. „Tim B.“ ist eine Hommage an Regisseur Tim Burton - das Interesse an Kino und Film gehört zu den Truffauts, gilt in der Regel aber zuerst der französischen Nouvelle Vague und ihrem wichtigsten Vertreter, François Truffaut, der der Band ihren Namen gab.

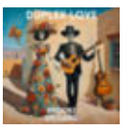
Auch auf „*Refrain*“ werden wieder Lieder in französischer Sprache gesungen, diesmal drei. „À mon inconnue“ hat ein harmonisch-spannendes, mysteriöses Gitarrenthema und ist der beste Song hier. Gitarrist Ronald Chateauroux hörte das Seventies-Melodram „Take To The Mountains“ von Richard Barnes als kleiner Junge im Fernsehen - hier bringt er dem Song mit wabernder Gitarre eine psychedelische Note bei.

Mit „*Refrain*“ gelingt den Truffauts, die sich auch nach bald vier Dekaden ihre DIY-Attitüde erhalten haben, ein in sich geschlossenes Werk. Ist es nicht das Schönste, wenn ein Album nicht ausschließlich eine Sammlung von Songs ist, sondern insgesamt etwas zum Vorschein bringt? „*Refrain*“ hat ein Gefühl, eine Farbe, ein Antlitz.

45s

VON WOLFGANG DOEBELING

Brooke Delgado
Duplex Love
★★★★½



„I live in a duplex in Denver/ As long as I can remember/ I’ve been on the run“: So eröffnet Brooke Delgado aus, richtig, Denver/Colorado ihre Erzählung über das glückliche Ende einer lebenslangen Flucht, zur Harmonica und beständigen Pedal-Steel. Auf der Rückseite der 7inch, „Darlin’ You’re On My Mind“, berichtet die Sängerin vom unerfüllten Sehnen, beteuert ihre Treue. Klassische Country-Motive, seit es Country-Songs gibt. Tolles Picture-Sleeve auch. *(Bandcamp)*

Alison Eales
Four For A Boy
★★★★☆

Wer Schönklang nicht schätzt, wird mit den vier Tracks dieser 7inch-EP nicht viel anfangen können. Das Angeschrägte, Dissonante liegt der studierten Multiinstrumentalistin aus Glasgow nicht, ihre Musik gefällt sich auch in gediegenem Dreiklang. Langweilig sind diese mit Partner Garry Hoggan verfassten Tunes deshalb keineswegs, aber eben harmonisch ausgereift und eher sparsam, ja minimalistisch arrangiert. Very nice indeed. *(Fika)*

Marissa Nadler
Where Do I Go
★★★★☆

Öfter mal was Neues aus dem Verschiebebahnhof für musikalische Stildefinitionen: Marissa Nadlers aktuelle 45 läuft unter der Bezeichnung Dream Drone, der Song selbst freilich ist alt und stammt im Original von Happy Rhodes. Deren Synth-wabernde Urfassung von 1986 findet sich nun auf der B-Seite dieser Split-Single, Marissa hingegen tönt wie aus einem verwunschenen Wald, umweht von eisigen Nebelschwaden und anderweltlichem Echo: „Oh Lord, please let me die!“ Funny it ain’t. *(Numero Group)*

König Boris
Disneyland After Dark
★★★☆☆

Ein Hamburger und das Leben nach dem HipHop

Fettes Brot haben sich, anders als Die Fantastischen Vier, im vergangenen Jahr aufgelöst. Erwachsene Väter halt. Und im HipHop ist nicht gut altern, vom Produzentenfach mal abgesehen. Boris Lauterbach alias König Boris will dennoch nicht aufgeben. Er ist solo „Zuhause angekommen", so der Titel einer elektronisch schwirrenden Wanderung durch die Straßen Hamburgs. Rappend („Unten an der Ecke") und singend („Kiss Me Kiss Me") zieht er kenntnisreich über den Kiez. Ein ironisches, mittelaltes „Narrativ" durchzieht dabei dieses Werk des sozial engagierten Flaneurs. Fleetwood Mac, Waterkant-Schoten und subtile Spitzen gegen die Gangsterkollegen kommen vor. Musikalisch kein Bruch mit dem Gestern. Einer, der weitermacht. *(Buback)*

RALF NIEMCZYK

Karwendel
Verbunden sein
★★★½☆

Der Hamburger Songwriter blickt auf das Wesentliche

Auf seinem zweiten Album erforscht Sebastian Król die Liebe in ihrer persönlichen und politischen Dimension - der Künstler selbst nennt die Autorinnen bell hooks und Şeyda Kurt als Einfluss. Es geht nicht zuletzt um die eigene Schattenarbeit, ohne die Frieden nicht möglich ist. „Wenn in Hanau Glück zerschellt und in Kiew noch 'ne Bombe fällt", singt der Hamburger, „hab ich genug gesehen von den Männern, denen was fehlt." Król hat in seiner Stimme eine Sensibilität ähnlich der von Gisbert zu Knyphausen, die Musik ist sehnsuchtsvoll sanfter Songwriter-Folk. Król arrangiert dazu weiche Bläser und lässt viel Raum, etwa im Outro von „Nur ein Schritt", in dem das ganze Hoffen auf Verbindung und Trost in einen wundervollen Moment mündet. *(Backseat)*

JÖRN SCHLÜTER

SOUNDS

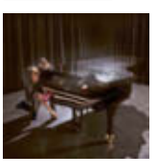
TO INFINITY AND BEYOND – VON JÜRGEN ZIEMER

Berthling, Werliin & Ambarchi

Oren Ambarchi/Johan Berthling/Andreas Werliin
Ghosted II ★★★★½

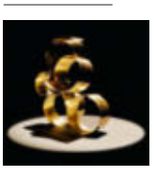
Der Vorgänger von 2022 galt schon als Geheimtipp – *„Ghosted II"* ist sogar noch besser. Das Trio spielt mit den psychedelischen Möglichkeiten des Groove ähnlich raffiniert wie die verwandten The Necks. Man nimmt sich Zeit, entwickelt minimalistisch-ruhige Klangflächen und Patterns durch minimale Verschiebungen im Detail. Dass Oren Ambarchi eine flach vor ihm liegende E-Gitarre spielt, erfährt man nur bei Konzerten, so schwerelos irrlichternd sind die stark bearbeiteten Sounds. Für den nötigen Druck sorgen Johan Berthling am Kontrabass und Andreas Werliin an einem Schlagzeug, das fast ohne Becken auskommt. Meisterlich improvisierte Musik zwischen Jazz und den Möglichkeiten des Dub. *(Drag City)*

Clarissa Connelly *World Of Work* ★★★★☆



Die Musik der in Schottland geborenen, aber in Dänemark aufgewachsenen Musikerin und Sängerin erinnert an Jenny Hval und Kate Bush – in einer nordisch geschichtsbewussten Variante. Connelly hat in Kopenhagen Komposition studiert, ihre extrem fein ausgearbeiteten Songs haben immer einen Fuß im Folk, trotz aller elektronischen Bearbeitungen und der Tatsache, dass das Klavier ihr Instrument der Wahl ist. In den Texten geht es um eine Philosophie der Widersprüche zwischen Arbeit und Verlangen. Die Einflüsse umspannen Jahrhunderte: französische Philosophen, Briefe aus dem 12. Jahrhundert, Visionen katholischer Heiliger und die Poesie von William Blake. *(Warp)*

Jlin *Akoma* ★★★★☆



Die Musik von Jerrilynn Patton darf man sich gern als schillerndes Fabelwesen vorstellen, als Geschöpf mit langen wendigen Tentakeln, die in alle stilistischen Richtungen streben und dabei auf die vertracktesten Weisen zucken, trommeln und vibrieren. Jlins Debütalbum, *„Dark Energy"* von 2015, wurde noch dem House-Subgenre Footwork zugeschlagen, bald darauf produzierte sie Musik für den Tanz-Innovator Wayne McGregor. *„Akoma"*, ihr bisher bestes Album, zeigt eine atemberaubende Vielfalt rhythmischer Mutationen. Ratternde Breakbeats, afrikanisch inspirierte Polyrhythmen, unterkühlte Techno-Welten – alles sehr eigenwillig und einzigartig. Zu Gast: Björk, Philip Glass und Kronos Quartet. *(Planet Mu)*

Harvestman *Triptych, Part One* ★★★½☆

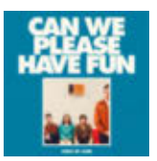
Steve Von Till ist der Gitarrist und Sänger der kalifornischen Metal-Band Neurosis, als Harvestman sucht er eher die sanft bekiffte Ruhe und den „Dialog mit Vorgängern und Ahnen" wie Tangerine Dream, Hawkwind oder Adrian Sherwood. *„Triptych, Part One"* ist der Beginn eines auf drei Teile angelegten Zyklus, alle Alben erscheinen an einem Vollmond des Jahres 2024. Entsprechend mystisch klingen seine kraftvoll fließenden, von Bass und dunklen Sounds getragenen Klangreisen. *(Neurot)*

Sam Evian
Plunge
★★★½☆

Nicht nur Todd Rundgren spitzt hier die Ohren

Man könnte Sam Evian als Big-Thief-Produzenten kennen. Als Protagonist in eigener Sache sollte man ihn unbedingt kennenlernen. Sein viertes Album badet im warmen Fuzzy-Sound der frühen Siebziger - als würde Todd Rundgren noch mal mit *„Something/Anything?"* schwanger gehen. Über der Leichtigkeit der Melodien, der Lieblichkeit mancher Harmonie, der Lebendigkeit der Performance könnte man überhören, dass die neun Songs auch die Beziehung seiner Eltern thematisieren, die einander verlassen mussten, um sich wiederfinden zu können. Adrianne Lenker (mit einem Gitarrensolo dabei) hat Evian überredet, Bass zu spielen und dazu live zu singen. Muss man ihn womöglich in eine Reihe mit Paul McCartney, Nick Lowe und Justin Currie stellen? *(Flying Cloud/Thirty Tigers)*

JÖRG FEYER



Kings Of Leon
Can We Please Have Fun
★★☆☆☆

Can we please have good rock music?

Wenn Bands verkünden, dass sie noch nie so viel Spaß im Studio gehabt hätten, sollte man misstrauisch werden. Kings Of Leon verkünden jetzt außerdem, dass sie sich von ihrer verwundbaren Seite zeigen. Spaß und Verwundbarkeit gleichzeitig auf die Kette zu kriegen ist für Südstaatenrocker ungefähr so realistisch wie eine Queer-Rap-Platte auf Französisch. Und so eiern sie auf *„Can We Please Have Fun"* heillos uninspiriert herum, zimmern sich mit „Ballerina Radio" eine festivaltaugliche Hymne zusammen, grooven ungelenk in „Nowhere To Run", mühen sich an einem von Caleb Followill tapfer gebrüllten „Mustang" ab und lösen sich in Allerweltsballaden auf. Nur selten, etwa in „Nothing To Do", blitzt sie noch durch, die alte überbordende Energie. *(Capitol/Universal)*

MAX GÖSCHE

FOTO: THOBIAS FÄLDT

Fletcher
In Search Of The Antidote
★★★½☆
Selbstverwirklichungs-Pop, von Miley Cyrus inspiriert

In einem störrischen Walzer namens „Ego Talking“ spielt Cari Fletcher die Trotzige: „You’ll never fuck somebody hotter, right?“, singt sie, ein Beziehungsende verarbeitend. Sie strotzt mal vor Selbstvertrauen, mal verliert sie sich in Selbstzweifeln, während sich der Song zur Powerballade mit Powerriffs und Chören aufbauscht, bis sie am Ende dann doch allein ist und schüchtern fragt: „And you’ll never love anybody else, right?“

„*In Search Of The Antidote*“ gehört zu den Alben, die einem als besonders persönlich angepriesen werden, weil jeder Song einem Bekenntnis gleicht, jeder Song vorgibt, tatsächlich von dem Menschen zu erzählen, der da singt, jeder Song den Prozess der Selbstfindung, Selbstverwirklichung, Selbsterkenntnis vertont. Das ist nicht sehr originell, im Fall Fletcher aber nachvollziehbar: Nachdem bei ihr vor einem Jahr Borreliose diagnostiziert worden war, musste sie mehr als das Ende ihrer Musikkarriere fürchten. Das verarbeitet die US-Amerikanerin in Songs, die geprägt sind von der Lust aufs Leben, vom Geist des Neuanfangs, davon, dass es ihr egal ist, wenn man sie als Narzisstin bezeichnet („Maybe I Am“), dass sie verbotenen Spaß haben („Joyride“) und an ihre Grenzen gehen will („I see Heaven when you crush me“, singt sie in „Crush“) und dass sie findet, dass Liebe nicht exklusiv sein muss („Two Things Can Be True“).

Fletchers Selbstverwirklichungsprosa klingt, als wäre sie bei Miley Cyrus in die Schule gegangen. Und weil „*In Search Of The Antidote*“ in Zusammenarbeit mit der grammydekorierten Produzentin und Songwriterin Jennifer Decilveo entstand, die schon Cyrus zu Hits verhalf, erinnert auch die musikalische Inszenierung, die den Rockgestus von Bon Jovi mit etwas R&B aufzuladen versucht, an Miley Cyrus. Allerdings hat diese die bessere Stimme und meist auch bessere Songs. Und für alle, die sich fragen, was denn nun das Gegenmittel ist, nach dem Flechter auf diesem Album sucht: Die Antwort, die sie gibt, ist schön, aber nicht besonders originell. Die Lösung für alles ist die Liebe. *(Universal)* **GUNTHER REINHARDT**

Jessica Pratt
Here In The Pitch
★★★★☆
Luftiger Folk: Retro-Moderne im Stil der Westcoast

Die kalifornische Fender-Gitarristin schwelgt in klassischen Strukturen. Ihr folkiger Gesang, eingespielt in Brooklyn, verbindet die flirrenden Harmonien der Westcoast mit der Aura der Swinging Sixties. Die 37-Jährige ist die Songwriterin einer Retro-Moderne, die mal als intimes Chanson wie „By Hook Or By Crook“ oder als gekonntes Chorus-Arrangement à la „Better Hate“ daherkommt. Mit heller Stimme singt Jessica Pratt auf der Single „Life Is“, im Video wedelt sie durch ein farbensattes Factory-Style-Video. Ihr Mezzosopran von „The Last Year“ ist cool reduziert, viel Luft und einige Pianotöne dazwischen. Wenn sie zu „Get Your Head Out“ leise die Saiten anspielt, dann ist das eine Antithese zum Produktions-Overkill unserer Tage. Zeitlos in Gut. *(City Slang)* **RALF NIEMCZYK**

Mandoki Soulmates
A Memory Of Our Future
★★½☆☆
Etwas steriler Prog-Pop von Leslies All-Star-Truppe

Leslie Mandoki ist ein Tausendsassa. Einst Teil der Schlagertruppe Dschinghis Khan, führt er heute die Mandoki Soulmates an - keine richtige Band, eher ein Auffangbecken für allerlei Musiker. Till Brönner und Al Di Meola machen mit, Jethro Tulls Ian Anderson und die Hälfte von Supertramp. Aber verderben nicht zu viele Köche den Brei? In „The Big Quit“ jagt zwar ein rasanter, virtuos gespielter Lauf den nächsten, das täuscht aber nicht über den einfallslosen Song hinweg. „Devil’s Encyclopedia“ klingt wie eine B-Seite von Toto. Besser ist das abwechslungsreiche Instrumental „Age Of Thought“, das Melodien aus Mandokis ungarischer Heimat verarbeitet. Vielleicht wären weniger Köche tatsächlich besser gewesen. *(InsideOut/Sony)* **FABIAN BROICHER**

Blitzen Trapper
100’s Of 1000’s, Millions Of Billions
★★★½☆
Wiedergeburt der Anfänge auf einem Fast-Soloalbum

Gut, dass er diesen Schuhkarton mit den alten Tapes noch nicht entsorgt hatte. So konnte Eric Earley Songs aus den 90er-Jahren wiederentdecken, die er mit neunzehn, zwanzig geschrieben hatte und die nun die Vorlage für „*100’s Of 1000’s, Millions Of Billions*“ lieferten. Doch der Blitzen-Trapper-Kopf hat zuletzt noch etwas anderes für sich entdeckt, wie Meditations-Profis schon dem Albumtitel entnehmen: eine wohlbekannte Phrase aus den Mahayana-Sutras. Buddhismus und eine Inspirationsexpedition zu den Anfängen - kann das gut gehen?

Es geht sogar ziemlich gut: weil Earley seine Songs nicht mit Message erschlägt, weil es nur selten wirklich nostalgisch wird, wie in „Cosmic Backseat Education“ (auch jenseits sexueller Initiation), und weil Earley, wenn’s doch mal etwas dicke wird mit der Reborn-Botschaft („Long Game“), einfach eine Melodie aus der Zeitschleife zieht, die heute noch genauso schmissig ist, wie sie es, sagen wir, 1973 gewesen wäre. Oder dieses schön schwankende Arrangement für „Dead God Of The Green Arising“.

Mehr als eine Band-Platte ist das elfte Album der Portland-Combo fast ein Earley-Solo, das nur dosierten Begleitschutz von Drummer Brian Adrian Koch und Keyboarder Michael Elson erforderte (während Nathan Vanderpool aufnahm und Backings sang). Die be- und verzauberndsten Stücke bleiben denn auch eher akustisch, wie das leicht elektronisch besprenkelte „Hesher In The Rain“, der Fiebertraum eines liebeskranken Heavy-Metal-Drummers, wie „Planetarium“ mit fernem Bluegrass-Touch dank Banjo und wie das in sich selbst versunkene „View From Jackson Hill“. Dazwischen lädt Earley in „Cheap Fantastical Takedown“ aber auch mal zum Tanz der traurigen Vampire: Ewiges Leben oder lieber nicht?

Man soll sich seine Kämpfe bekanntlich aussuchen. Eric Earley mag zum Kämpfen gar keine Zeit mehr haben, „between my lovin’ and the setting sun“. Diese Parole soll sogar den Teufel überzeugt haben, der ihm im Traum als „game show host“ erschien. Alte Tapes hatte er nicht dabei. *(Yep Roc)* **JÖRG FEYER**

Cold Years
A Different Life
★★★★☆
Exzellente Rockband, auf die man sich einigen wird

Manchmal schafft man etwas Magisches, wenn man am wenigsten damit rechnet. Laut Sänger Ross Gordon schleppte sich sein Team auf dem Zahnfleisch ins Studio - und kreierte aus dem Nichts ein drittes Rockalbum, bei dem alles passt: jedes Solo, jede Bridge, jeder Refrain, jeder Wutausbruch! Und das würden sogar Leute sagen, die eher Simon & Garfunkel zugetan sind als der besten schottischen Rockband seit Gun. Neben wirkungsvoller Punk-Munition und Green-Day-Artverwandtem findet man überraschend Gefühliges, wie das mit Keane-Piano beginnende und dann explodierende „Sick“. Oder wir begeben uns mit „Fuck The Weather“ auf ein friedliches Doo-Wop-Picknick. 38 Minuten lang geht man tatsächlich hinaus in „*A Different Life*“. *(Inside Job/MNRK/SPV)* **FRANK LÄHNEMANN**

Melvins
Tarantula Heart
★★½☆☆
DIY-Spirit und Psycho-Grooves für die Gegenwart

Keine andere Band hat den schludrig wirkenden, tatsächlich aber verbissen disziplinierten DIY-Spirit der 90er-Jahre so konsequent in die Gegenwart gezwungen wie die Melvins. Gleich zu Beginn ihres 27. Albums erlaubt sich das Trio eine Art 19-minütiges Intro, dann wird die bewährte Formel in vier weiteren Songvariationen durchexerziert. „Allergic To Food“ gibt die psychedelische Planierraupe. Das groovende „She’s Got Weird Arms“ klingt, als wären die Talking Heads keine feingliedrigen Kunststudenten, sondern Metzgerlehrlinge gewesen. Entweder man liebt den Captain Beefheart’schen Doom-Metal oder man ist davon genervt. Ein Dazwischen kann es kaum geben bei einer Band, die gleichermaßen von Yoko Ono und Gene Simmons verehrt wird. *(Ipecac)* **FABIAN PELTSCH**

A Certain Ratio
It All Comes Down To This
★★★½☆

Die Joy-Division-Wegbegleiter im Hier und Jetzt

Seit ihrer Reunion 2018 betrieben A Certain Ratio eine Art Denkmalpflege: Retro um des Retros willen. Zuletzt jagten sie auf *„1982“* ihrer eigenen musikalischen Geschichte hinterher. Fast genau ein Jahr später klingen sie nun wie ausgewechselt: *„It All Comes Down To This“* bricht zwar nicht mit allen Traditionen, doch Indie-Produzent Dan Carey entlockt der Band eine ungewöhnliche Aggressivität. „Keep It Real“ rockt energisch nach vorn. Eine verhallte Trompete schwebt durch „Estate Kings“. In „Surfer Ticket“ proklamiert Jez Kerr mit brüchiger Stimme „Nice to see you die“ über elektronischem Beat und quietschendem Synth. Und „Out From Under“ groovt retrofuturistisch. Das klingt dann fast so wie in den Achtzigern. Nur zeitgemäßer. *(Mute/PIAS)* **FABIAN BROICHER**

Fat White Family
Forgiveness Is Yours
★★★★☆

Einnehmender irischer Folk für den inneren Frieden

Es gibt Alben, die bringen die Musiker an den Rand der Existenz und reifen so zu etwas ganz Besonderem. Das vierte Werk der Südlondoner befindet sich in dieser Kategorie ganz vorn. Denn die Band hatte während der Aufnahmen viel zu tun, pflückte sie doch nahezu alles, was so am Wegesrand wucherte, zwischen Post-Punk und Cabaret, zwischen Glam und Industrial, zwischen Arab Strap und Pulp. Und auch zwischen Melodie und Atonalität. „Polygamy Is Only For The Chief“ entpuppt sich als härtester Brocken, während „What's That You Say“ erstaunlich leicht tänzelnd daherkommt – wie Jarvis Cocker im Disco-Himmel. Schließlich gibt es noch Treibjagden wie „Work“. Ein Album wie ein Halluzinogen – ganz ohne schädliche Nebenwirkungen. *(Domino)* **FRANK LÄHNEMANN**

Atomic
If This Wall Could Sing
★★☆☆☆

Sympathisch erwartbares Handwerk auf Oasis-Spuren

2024 so zu tun, als wäre man Oasis 1994, ist jenseits einer Coverband absurd bis lächerlich. Und mutig. Dafür müsste man nicht mal aus dem „tiefsten Bayerischen Wald“ (PR) kommen wie die Marschel-Brüder Thomas und Rainer (Brüder, klar). Atomic sind auch auf Album Nr. 4 „für irgendeinen Kunstscheiß“ (Liam Gallagher) so wenig die Richtigen wie der Ex-Oasis-Sänger gerade mit John Squire – und hauen mit „Back In The Race“ und „Gimme Your Love“ lieber gleich auf die vorhersehbare Pauke, bevor es später sogar byrds-y wird („I Am The Ocean“). Das ist sympathisch erwartbares Handwerk und live gewiss für eine halbe Stunde gut. Hätte es ein Song auf ein gutes Oasis-Album geschafft? Ganz Mutige fragen bei den Gallaghers nach. *(Marshall's House/Broken Silence)* **JÖRG FEYER**

Jakobs Castle
Enter: The Castle
★★★☆☆

Jakob Nowells unbeschwertes DIY-Experiment

Achtzehn Jahre nach dem Tod von Bradley Nowell tritt sein Sohn das Erbe an: Jakob Nowell ist seit Dezember 2023 Frontmann von Sublime. Parallel veröffentlicht er ein Soloalbum. Auf *„Enter: The Castle“* erinnert manches an Vaters Band: der Rocksteady, der Ska, der gelegentliche Gitarren-Punch. Doch Nowell sieht die Kontinuität vielmehr in der ungenierten DIY-Haltung. Und so lässt er unbeschwert Laptop-Punk-Attitüde mit aktuellem Mainstream kollidieren, er integriert Beats und hat keine Angst vor Megapop, den er aber unfertig genug sein lässt, damit man nicht an der Oberfläche abrutscht, etwa bei „Supervillain“, das in viele US-Chart-Nischen passen würde. „Lights Out“ könnte ein Hit für Katy Perry sein – dann gern mit No Doubt als Backing-Band. *(Epitaph)* **JÖRN SCHLÜTER**

SHORT CUTS

KURZKRITIKEN – VON MARC VETTER

Porij
Teething
★★★☆☆

Die Initialzündung der queer gestreiften Musik der Manchester-Formation ist der Anschluss an die Rave-Kultur der Stadt. Die Besetzung und auch der Spirit wechselten allerdings. Porij sind nun auf dem Sprung mit einer introspektiven Dancefloor-Energie, die sie bereits ins Vorprogramm von Coldplay hievte und von The-xx-Produzent David Wrench zu einem draufgängerischen Mix aus perlenden Synth-Beats à la Little Dragon und geisterhaftem Electro-Soul geschichtet wurde. Songs wie „Sweet Risk“ und „Slow Down“ klingen so, wie sie heißen. Der allerdings unbeschwerte Brecher der Platte ist „You Should Know Me“. Gewiss zu hören im Indie-Club in ihrer Nähe. *(PIAS)*

Rhodes
(Un-Finished)
★★★☆☆

Der schmachtende Brite setzt weiter auf Atmosphärisches: Wabernde Synthesizer hier, gestreicheltes Klavier dort, dazu wohlig Gezupftes und etwas Naturmystik. Schön sind vor allem die scharf beobachteten Alltagsausbruchs-Skizzen („Sunlight“). *(Nettwerk)*

Fischer-Z
Triptych
★★★½☆

Dreiklang aus Beobachtungen über Liebe, Macht und Allzumenschliches: so gruppiert Fischer-Z selbst sein ausuferndes Werk. Und so ist sein neues Album ein aufrichtiges Triptychon dieser Geisteswelten, sehr akustisch und melodiegetragen eingespielt. *(Area Entertainment)*

Penny Arcade
Backwater Collage
★★★★☆

Vieles sprach gegen das neue Projekt des einstigen Sängers von Veronica Falls: kaputte Tonbänder, abwesende Session-Musiker – das ganze Programm. Die still zu Hause aufgenommenen weich-warm-wohligen Shoegaze-Variationen fanden dennoch ihren Weg. *(Tapete)*

TV Smith
Handwriting
★★★★☆

Mit The Adverts prägte TV Smith den Punk, doch sein Solowerk weist längst weit darüber hinaus. Gemeinsam mit Gerry Diver schmückt er seine akustischen Folksongs zu kleinen kritischen Hymnen aus, mit heiserer und weiser Stimme eingesungen. *(JKP)*

Thomas Dybdahl
Teenage Astronauts
★★★½☆

Autobiografie mit Orchester: Der norwegische Sänger hat seine Jugend mit beispiellosem Aufwand und ineinander übergehenden Stücken zu einem sentimentalen akustischen Reigen vergrößert. Das ist so kitschig schön, dass der Kitsch dahinschmilzt. *(V2)*

Low 500
Jungle Concrete
★★★½☆

Sehr lange ließ die Superfan-Nachfolgeband auf ihr rauschhaftes Debüt, *„High Commissioner“*, einfach nichts folgen. Nun, fast zwanzig Jahre später (!), gibt es doch noch Nachschub. Ein schräger, referenzengesättigter Trip durch die Rockgeschichte. Für Genießer. *(Fuego)*

Erik Leuthäuser
Sucht
★★★☆☆

Der queere und experimentelle Jazz-Pop des Sängers ist auch so schon eine Gratwanderung. Die neue Platte ist zudem noch eine schmerzhaft ehrliche (und geisterhafte) Auseinandersetzung mit gleich mehreren Süchten. Aufwühlend und sehr fordernd. *(FITC/Bertus)*

Herr Wade
WorldWideWadeland
★★½☆☆

Kein Konzeptalbum übers Urlauben, sondern eher der Versuch einer musikalischen Backpacker-Tour. Dabei hätte dieser karg eingespielte, aber großspurig gedachte Genrecocktail des deutsch-norwegischen Duos eine künstlerische Grenzkontrolle schon manchmal nötig. *(Bureau Platiruma!!!)*

Bärchen und die Milchbubis

Die Rückkehr des Bumm!

★★★☆☆

Dooo-sen-bier wollen wir (immer noch)

Hannoveraner Punkerleben: „Ich will Liebe, ich will Bier/ Lokalrunde/ Davon gibt es nicht genug/ Lokalrunde“, so besingen Bärchen und die Milchbubis auf ihrem (nach 1980!) zweiten Album zentrale Themen. Die als Vorgruppe von Östro 430 gegründete Band, die nur eine LP, aber mit „Jung kaputt spart Altersheim“ *den* Slogan der deutschen Punkszene zustande gebracht hatte, verweigert sich mit 60 plus nach wie vor dem raffinierten Reimen („Du sagst: Sei doch bitte leise/ Doch ich hab heute eine Meise“), steht nicht auf Putzen („Überall Insektensterben, nicht in meinem Bett/ Bettwanzenalarm!“) und hockt im DIY-Modus an der Theke. Musikalisch wird ebenso standhaft auf wenigen Akkorden und Rhythmen herumgeschrabbelt - hübsch konsequent, aber mitunter etwas öde. *(Tapete)* **JENNI ZYLKA**

Beatenberg

The Great Fire Of Beatenberg

★★★½☆

Kosmopolitischer Dance-Pop mit Jazz-Tupfern

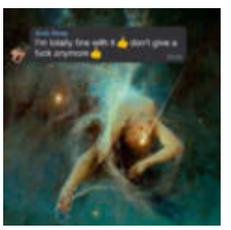
Alle Erwartungen sofort vergessen! Auch wenn „Beat“ im Bandnamen erwähnt wird (die Band benannte sich nach einem Ort in der Schweiz) - nein! Südafrikaner? Folkloristisch angehaucht? Nein! Beatenberg haben sich auf ihrem vierten Album zu einer international klingenden Combo entwickelt, die vor allem modernen, kosmopolitischen und somit mitreißenden Dance-Pop präsentiert. Nun gut, manchmal hört man etwas *„Graceland“*-Nuancen unter der Oberfläche. Aber das trägt nur zum wirklich sehr authentischen, sehr eigenen Sound bei, der auch Vampire Weekend ins Haus lässt. Und dann kommt diese wunderbare Akustikgitarre von „When I Fall Asleep“ vorbei. Nur echt mit Jazz-Einlagen. Tsjakkaa!, wie man heute im Volksmund sagt. *(Leafy Outlook)* **FRANK LÄHNEMANN**

Middleton und Moffat

Heitere Dystopie

Mit Gitarre und Genuss beerdigen die Schotten die Welt

Von RALF NIEMCZYK



Arab Strap

I Am Totally Fine With It, Don't Give A Fuck Anymore

ROCK ACTION/PIAS

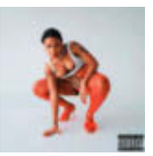
★★★★☆

Die bärtigen Songwriter-Kumpels Aidan Moffat und Malcom Middleton führen ihre düster-exzentrische Titelreihe vom 1998er-Zweitling, *„Philophobia“*, über das Vorgängerwerk *„As Days Get Dark“* in die Jetztzeit. 2024 ist dem schottischen Duo endgültig alles egal. Was soll der ganze Scheiß! „Wir feiern unsern Untergang!“ hieß der entsprechende Slogan in den Achtzigern.

Grummeln und Granteln konnten die beiden schon immer. Als Beatbox-Gitarren-Team wohnen sie in der Nachbarschaft von The Streets und Sleaford Mods. Auch bei ihnen setzt es bitterböse Gesellschaftsanalysen, gleichwohl mit versöhnlicher, zuweilen melodischer Instrumentierung. Da sind die Tindersticks oder gar Nick Cave nicht fern. Die von dem Zukunftstheoretiker Marshall McLuhan geprägte Vokabel „Allatonceness“ (all-at-once-ness) steht über dem Auftaktsong. Eine angemessene Übersetzung existiert nicht. Es geht um die zerstörerische Gleichzeitigkeit der Dinge. „Überall diese Reize, Unterdrückung und Schmach. Meinst du, ich sollte randalieren? Denkst du, ich würde weinen? Stattdessen sitze ich hier, verdammt betäubt.“

Ein Kanon der Verzweiflung in 13 Songs mit wortakrobatischer Note, wenn Tracks wie „Sociometer Blues“ oder „Dreg Queen“ anklingen. Der Wortwitz „dreg“ deutet hier nicht auf „in drag“ hin. Kein queeres Aufbrezeln also, sondern „Abschaum“. Am Ende der schlimmen Tour steht das Wiegenlied „Turn Off The Light“, geschaukelt von milderen Synthie-Tönen, die an die Soloplatten von Middleton erinnern.

Der Anti-Social-Media-Song „Bliss“ pluckert wie in der Disco, die Zeile „a walk in the park“ der Nick Straker Band von 1979 wird kenntnisreich zitiert. „Strawberry Moon“ zitiert die Knalligkeit von Funk, und zu „Summer Season“ lässt es sich bestens in der Hängematte schaukeln - bevor die Katastrophe mit einigen süßen Pianoschlenkern aus dem Himmel bricht: „I disappear, but I'm happy here.“ Ein dystopisches Spätwerk, das seine gespenstische Balance zwischen krass kaputt und trotzdem heiter gefunden hat.



Yaya Bey

Ten Fold

★★★★☆

Smartes Juwel an der R&B-Soul-HipHop-Schnittstelle

Sie lebt in Brooklyn, ist die Tochter des Old-School-Rappers Grand Daddy I.U. (hier mit Kurzauftritt), hat sich die queerfeministische Schriftstellerin Audre Lorde zum Vorbild genommen und mit ihrem Debüt, *„Remember Your North Star“*, vor zwei Jahren ein etwas zu wenig gewürdigtes Juwel auf der Schnittstelle zwischen R&B, Modern Soul und HipHop geschaffen. Nun ein Skizzenbuch: Die 16 Stücke ihres neuen Albums sind aus zwei bis drei Ideen gebaut, mehr braucht es nicht. Wie der Rhythmus ihr enteilt, wenn sie elegant-schläfrig von „Chrysanthemums“ singt, oder wie sie mit ein paar getupften Akkorden den Soulsängern Frankie Beverly und Carl Thomas Reverenz erweist: smart, klug, wundervoll. *(Big Data/Ninja Tune)* **SEBASTIAN ZABEL**

The Lemon Twigs

A Dream Is All We Know

★★★★☆

Ein riesengroßer Retro-Spaß ohne Checker-Dünkel

In dem DDR-Film „Sonnenallee“ trägt die Hauptfigur ein selbst gemaltes Fan-Shirt mit der Aufschrift „Rock & Pop“. Die Lemon Twigs sind dieses T-Shirt. Wahllos musikbegeistert und ohne Checker-Dünkel kochen die Brüder auch auf ihrem fünften Album die Klassiker-Rezepte der goldenen 60er-und 70er-Jahre nach. Dass dabei nach wie vor keine ranzige Suppe rauskommt, liegt an ihrer Hingabe. „My Golden Years“ klingt, als hätten The Association, Brian Wilson und die Alessi Brothers den Vorspann einer 90er-Jahre-Teenieserie komponiert, die in den frühen 70er-Jahren spielt. Retro to end all retro, und ein Riesenspaß obendrein. Nur: Eine KI wird das wohl bald ebenso gut hinkriegen. Ob man sich das dann noch munden lässt, ist eine philosophische Frage. *(Captured Tracks/Cargo)* **FABIAN PELTSCH**

FOTO: KAT GOLLOCK

Stefanie Schrank
Schlachtrufe BRD
★★★½☆

Wenn Soft Pop und Deutschpunk zusammenfinden

Zu wabbeligem Synthie bedankt sich Stefanie Schrank bei den Deutschpunks, die ihr als Teenie in den 90er-Jahren mit den *„Schlachtrufe BRD"*-Samplern den Weg zeigten, auch wenn sie inzwischen erkennt, „wie weiß, wie männlich, wie orthodox sie waren". Die Locas-In-Love-Bassistin, die vor fünf Jahren das tolle Solodebüt *„Unter der Haut eine überhitzte Fabrik"* veröffentlichte, dekonstruiert nicht nur im Titelsong ihres mit Ambient und Krautrock infizierten Synthie-Art-Pop-Albums die Verve des Deutschpunk. „Dude, What The Fuck...?" von den Kaput Krauts verwandelt Schrank mit oszillierendem Synthiebass in eine Weltuntergangs-Traumnovelle, die genauso sehnsüchtig-zart klingt wie ihr Cover der Air-Supply-Schnulze „All Out Of Love". *(Staatsakt)* **GUNTHER REINHARDT**

Mick Harvey
Five Ways To Say Goodbye
★★★★½

Wunderschönes Spätwerk des genialen Australiers

Die Solo-Platten des Ex-Bad-Seeds-Gitarristen wurden oft unter ferner liefen einsortiert. Aber *„Five Ways To Say Goodbye"* ist ein so faszinierendes und berückendes Spätwerk, dass sogar sein ehemaliger Chef neidisch werden dürfte. Harvey indes kommt ohne den Ton des salbungsvollen Hohepriesters aus. Er taucht Eigenes („Heaven's Gate", „When We Were Beautiful & Young") und Einverleibtes (Ed Kueppers „Demolition", Lee Hazlewoods „Dirtnap Stories") in warmes Abendlicht. Ein Streichquartett verortet die Lieder zwischen Walkabouts, Tindersticks und Go-Betweens. Wie es Harvey gelingt, den Reigen mit dem Marlene-Dietrich-Klassiker „Ich hab' noch einen Koffer in Berlin" und Neil Youngs „Like A Hurricane" zu beschließen, bleibt sein Geheimnis. *(Mute)* **MAX GÖSCHE**

ROCKS

HÄRTERES UND HARTES – VON FRANK SCHÄFER

My Dying Bride *A Mortal Binding* ★★★★☆

Gothic Doom ist mittlerweile ein absolutes Minderheitenprogramm. Ich sah My Dying Bride, wie sie beim Metal Hammer Paradise eine volle Halle ganz langsam und mit stoischer Unerbittlichkeit leer spielten, weil die Leute vor ihren eigenen düsteren Gedanken Angst hatten. Zweihundert Aufrechte ließen sich die schlechte Laune nicht verderben und tauchten ein in dieses schwerst elegische Stahlbad. Für sie ist *„A Mortal Binding"* Teil der Lösung und nicht des Problems. *(Nuclear Blast)*

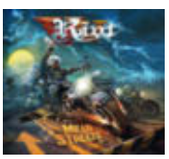
Accept *Humanoid* ★★★½☆

Nachdem alle Ehemaligen Wolf Hoffmann verlassen hatten und das letzte Album, *„Too Mean To Die"*, nicht mehr verbergen konnte, dass ihm die memorablen Riffs ausgingen, hat er sich offenbar noch einmal das Accept-Frühwerk vorgenommen. Mit dem fast schon beschwingt hardrockigen „Nobody Gets Out Alive", der Powerballade „Ravages Of Time" oder der AC/DC-Hommage „Straight Up Jack" lockert er die Bänder des engen Band-Korsetts noch einmal spürbar. *(Napalm)*

Attic *Return Of The Witchfinder* ★★★½☆

Wenn Cagliostro ins Falsett wechselt, dass ihm die weiße Schminke vom Gesicht blättert, hat die Kirchenuhr mal wieder Mitternacht geschlagen. Attic inszenieren nicht nur optisch, sondern auch musikalisch sehr authentisch ihre Mercyful-Fate- resp. King-Diamond-Verehrung. Natürlich ist das epigonal, aber die liebevolle Detailversessenheit rührt einen, und ihre Songs können durchaus mit den Vorbildern konkurrieren. *(Ván)*

Riot V *Mean Streets* ★★★☆☆



Wenn Mark Reale noch unter uns weilen und kompositorisch die Fäden ziehen würde, wären Riot sicher mal wieder stilistisch einen Siebenmeilenschritt weiter. Aber ohne ihn hat sich seine Band am Power Metal festgezurrt. Hin und wieder sind die Refrains zu vorhersagbar und schlageresk, aber solange immer noch hochpotente Hymnen wie „Feel The Fire" abfallen, muss keiner von Etikettenschwindel sprechen. *(Atomic Fire)*

Grand Slam *Wheel Of Fortune* ★★★☆☆

Phil Lynott beendete 1983 das Kapitel Thin Lizzy und machte mit Grand Slam weiter. Wie ähnlich die beiden Bands waren, zeigte sich auch daran, dass man Songs der Grand-Slam-Phase nach Lynotts Tod einfach seiner Stammband zuschlug. Gitarrist Laurence Archer fühlte sich zu Recht betrogen. Er probiert seit 2016 mit Mike Dyer am Mikro einen Neuanfang, der eigentlich keiner ist, denn auch auf dem zweiten Album konservieren sie den Lizzy-Nostalgiesound, ein paar Tränen inklusive. *(Silver Lining)*

John Smith
The Living Kind
★★★½☆

Würdiger Einstand fürs neue Joe-Henry-Hausstudio

Joe Henry und der Britfolkie schätzen sich seit Lisa Hannigans *„Passenger"* (2011). Nun weihte Smith Henrys neues Hausstudio (über der Garage) in Maine ein. Die intime Luft der Vier-Tage-Session im Trio (mit Henrys Sohn Levon am Sax) transportiert das Kreuz einer Alzheimer-Diagnose („Candle") ebenso gut wie das vibrierende Trotz-alledem im Titelsong oder die Zerrissenheit des Familienvaters als Tourmusiker, immer noch bereit „to trade a milestone for a piece of wood". Inspirationen wie John Martyns *„Solid Air"* und Joni Mitchells *„Hejira"* kommen Smith/Henry in Tracks wie „Silver Mine" und „The World Turns" am nächsten, derweil „Trick Of The Light" wie ein James-Taylor-Klassiker klingt und „Lily" wie ein Lovesong-Evergreen von morgen. *(Commoner/Thirty Tigers)* **JÖRG FEYER**

Grace Cummings
Ramona
★★★☆☆

Die Australierin mit der Pose einer großen Chanteuse

Genügte Grace Cummings auf bisher zwei Alben karge Introspektion, öffnen sich nun die Kulissen. Mit Produzent Jonathan Wilson entstand ein Werk voller Grandeur und theatralischer Gesten. Beim Opener, „Something Going 'Round", spielt ein Streichorchester, die Drums liegen in einer dunklen Hallfahne, Cummings steht darin wie eine Schauspielerin auf großer Bühne. Diese Geste zieht sich durch alle Lieder, die manchmal Soul in sich haben, manchmal Folk, Blues und Western. Bei der Pianoballade „Love And The Canyon" überschlägt sich Cummings' Stimme wie die einer reifen Jazz-Chanteuse. Sie stellt sich auf diesem Album vor, die Ramona aus Bob Dylans Lied zu sein - der Meister erinnert darin eine melancholische Frau an die in ihr wohnende Kraft. *(PIAS)* **JÖRN SCHLÜTER**

FOTO: MATT WELLS

WER IST HIER DER BOSS?

EXKLUSIVE SAMMLERAUSGABEN UND SONDERHEFTE

UND NOCH VIEL MEHR:

rollingstone.de/shop

Reissues

ZUKUNFT AUS DER PROVINZ

Jubiläums-Edition des Debütalbums der Krautrock-Supergroup mit Remix-Versionen

Von MARC VETTER

Harmonia mit Brian Eno (li.)

Eine kleine Kommune in Forst in Niedersachsen wurde in den Siebzigern zu einer Art Wallfahrtsziel jener eigentümlichen deutschen Experimentalrock-Anarchie, die mangels alternativer Begriffe heute immer noch Krautrock heißt. Ein Refugium der Stille, in dem Melodien gepflückt wurden, die schwingen wie der Wind über Weidegras oder das unruhige Wasser der vorbeifließenden Weser. Hier nahmen Harmonia, diese Supergroup aus den Cluster-Musikern Dieter Moebius und Hans-Joachim Roedelius sowie Neu!-Gitarrist Michael Rother, ihre Soundscapes auf.

Wer die Vorstellung von einem bequemen Rückzugsort hegt, mag die Augen davor verschließen, dass es sich zunächst um ein ziemlich mittelalterliches Anwesen handelte, mit zubetonierten Fenstern und ohne Toilette. Ablenkungen sollten vermieden werden. Für alles andere gab es ein kleines Bordell direkt in der Nähe. Brian Eno kam später, 1976, als er in den Stücken von Harmonia die „Musik der Zukunft“ ausgemacht hatte, dennoch vorbei, jammte etwas mit und spielte im Hof Tischtennis. Eno verhehlte nie, wie sehr er von Rother beeinflusst wurde.

Eigentlich waren Harmonia zufällig zusammengekommen: Michael Rother und Klaus Dinger waren 1971 Mitglieder von Kraftwerk, traten an einem Abend gemeinsam mit Cluster auf. Später, als Rother und Dinger an dem Material für *„Neu! ’75“* arbeiteten, aber nicht so recht weiterkamen, suchte Rother Musiker, um die Tracks auch live zum Leben erwecken zu können. Er erinnerte sich an Cluster und verbrachte ein Osterwochenende bei den Kollegen. Die völlig losgelösten Improvisationen gefielen dem Trio, Proben gab es nicht.

Trotz der Gemeinsamkeiten ist das Harmonia-Debüt ein von Ambient-Strukturen getragenes Cluster-Album, am schönsten zu hören gleich in „Watussi“, dem hypnotischen Einstiegsgroove des Albums. Der Einsatz von Rother, der in Gedanken womöglich doch schon durchspielte, wohin es ihn mit Neu! treiben könnte, ist vornehmlich bei „Dino“ zu hören. Auf dem Nachfolger, *„Deluxe“*, sollte das Amalgamieren der unterschiedlichen Klangkonzepte zwischen experimenteller Elektronik und mechanischen Rhythmen noch besser aufgehen.

Harmonia

Musik von Harmonia

GRÖNLAND

★★★★☆

Entgegen ihrer geradezu grotesken Unverfügbarkeit für lange Zeit war die Platte zuletzt Teil einer inzwischen vergriffenen Vinyl-Werkschau von 2015 und der *„Complete Works“*-Kompilation, die 2021 erschien und neben den bekannten Werken auch Raritäten enthielt, deren Existenz man kaum für möglich gehalten hätte. Wohl nur in der Perspektive auf das vollständige Schaffen des unbeständigen Kollektivs erschließt sich, was Iggy Pop einmal bewundernd „pastorale Psychedelik“ genannt hat.

Es ist mehr als nur ein Bonus, dass das 50. Jubiläum von *„Musik von Harmonia“* mit einem Album mit Remix-Versionen und „Reworks“ gewürdigt wird. Das Ergebnis ist unterschiedlich prägnant, einiges erscheint auch nur digital, aber die Dubifizierung von „Ahoi!“ durch Matthew Herbert und das mit analogen Instrumenten eingespielte „Harmoniumm“ von David Pajo verdeutlichen, dass sich Krautrock in seiner fluidesten Form als extrem anschlussfähiges Experimentallabor erwies, das seinen eigentlichen Einfluss auf die Popmusik, vor allem auf das, was mit all den Spielarten des Techno erblühte, erst sehr viel später offenbarte.

Dass Michael Rother hier ebenfalls mit eingreift, sein eigenes Material neu montiert und mit seiner italienischen Partnerin Vittoria Maccabruni romantisiert, zeigt, wie dringlich und unbedingt weiterführbar diese Musik ist.

FOTO: HARMONIA

Wham!
Fantastic / Make It Big
★★★½☆
Die ersten zwei Studioalben des Duos, neu aufgelegt

Hieße das Duo nicht Wham! und hätte dessen Sänger nicht „Last Christmas“ gesungen, George Michael wäre schon 1983, mit 21 Jahren, als das anerkannt worden, was er war: ein herausragender Komponist. Das Debüt, *„Fantastic“*, enthielt „Wham Rap! (Enjoy What You Do)“ mit dem Bandnamen als Proklamation (vom Punk übernommen, leider aus der Mode gekommen), das von einem Schmarotzer handelt, der Sozialhilfe kassiert, statt sich einen Job zu suchen. George Michael trat dem halbwegs neuen Genre HipHop, wie so viele weiße Künstler, mit Satire entgegen, rappt wie vom Blatt abgelesen. Das wunderbar swingende „Club Tropicana“ ist, damals selten erkannt, pure Ironie, ein Kommentar gegen den Pauschaltourismus. Lediglich die Disco-Hymne „Bad Boys“, die Michael später als seinen schlechtesten Song bezeichnete, klingt tatsächlich wie Frankie Goes To Hollywood in Dünn und ohne Sex.

Fünfzehn Monate später erschien *„Make It Big“*. Die Platte enthielt mit „Careless Whisper“ jenes Lied, das Michael mit siebzehn Jahren komponierte und das er, was ihn wirklich Nerven gekostet haben muss, vier Jahre zurückhielt. Er produzierte alles selbst, was dieses Werk streng genommen auch zu seinem Solo-Debüt macht. Vier der acht Songs waren Singles - und allesamt Hits, die neben den Stars des Jahres, Prince und Springsteen, bestanden und den Briten selbst zum Weltstar machten: „Careless Whisper“, „Freedom“, „Wake Me Up Before You Go-Go“ und natürlich „Everything She Wants“, die wohl unerreichte Arbeiterklasse-Hymne der Generation Electro-Pop, neben „Careless Whisper“ das einzige Lied der Wham!-Ära, das George Michael auch Jahrzehnte später noch live aufführte.

„If You Were There“ ist die erste von Michael veröffentlichte Coverversion. Das Stück der Isley Brothers bot einen Vorgeschmack auf die Soul-Songs der von ihm verehrten Künstler, denen er sich bis an sein Lebensende mit Song-Interpretationen widmete. *(Sony)*

SASSAN NIASSERI

The Rolling Stones
Live At The Wiltern
★★★★☆
Grandioses Konzert in mediokrer Klangqualität

Manche legendären Konzerte, bei denen die Rolling Stones zu absoluter Topform aufliefen, wie am 24. Februar 1973 im australischen Perth oder beim spektakulären Gastspiel im Capitol Theatre in Passaic/New Jersey am 14. Juni 1978, sind nie regulär veröffentlicht worden, weil sie damals nicht auf Film dokumentiert wurden. (*„Brussels Affair“* 2011 nachzureichen war trotzdem Pflicht!) Im November 2002 gefilmt, liegt der Auftritt im Wiltern Club jetzt als Bluray, DVD, CD und Vinyl-Set vor. Eine Auswahl von fünf Songs hatte Bob Clearmountain für das 2004 erschienene *„Live Licks“*-Set abgemischt. An jenem Abend schwang sich die Band zu damals nicht unbedingt immer üblicher Hochform auf. Beim Blues-Intermezzo „No Expectations“ erinnerte Ron Wood an der Lap-Steel an große Brian-Jones-Beiträge in den Anfängen der Band. Den „Stray Cat Blues“, einen der absoluten Höhepunkte, mimte Mick Jagger ebenso glaubwürdig wie amüsant als einen Fall von akutem sexuellen Notstand. Der Auftritt von Solomon Burke im Vorprogramm hatte ihn anscheinend dazu animiert, sein Talent für große Show überzeugend bei diesem Klassiker zu demonstrieren.

Mit dem nostalgischen Ska-Arrangement war Keith Richards’ „You Don’t Have To Mean It“ einer der ausgefallensten in einem eher ungewöhnlichen Set, in dem die Band fast ein Dutzend selten gespielter Songs der frühen Jahre performte. Allerdings hatte man ausgerechnet für die Aufzeichnung dieses Konzerts kein Team spezialisierter Profis engagiert. Im Vergleich zum unlängst vorgelegten Mitschnitt des Newark-Auftritts 2012 enttäuscht die schon ungewöhnlich dürftige Optik. Überhaupt wurde nichts sorgfältig postproduziert, auch nicht der Ton, so wie für den vor zwei Jahren vorgelegten El-Mocambo-Auftritt 1977. Die von Sam Wheat neu abgemischten Songs klingen nicht annähernd so gut wie in den exzellenten Mixes und Remasters von Bob Clearmountain und Stephen Marcussen, die für das *„Live Licks“*-CD-Set ausgewählt wurden. *(Mercury)*

FRANZ SCHÖLER

Manic Street Preachers
Lifeblood
★★★★☆
Das ungeliebte, tolle Visconti-Album

Der Misserfolg des Synthpop-Albums von 2004 trieb die Manics zur Verzweiflung. Eine Trennung stand im Raum. Vielleicht reproduzierte Tony Visconti für sie nicht so deutlich wie erhofft Bowies retrofuturistischen *„Low“*-Sound. Aber die einzige experimentelle ihrer 13 Platten lässt Platz für Electro-Flächen („Always/Never“) und viele Gesangs-Leerräume. Umso schöner sang Bradfield da, wo er vors Mikro durfte. Das 3-CD-Set enthält viele „Drum Machine Demos“. Als Single-B-Seite wurde unter anderem „Automatik Teknicolour“ versteckt, ihre eigentliche Zielrichtung: eine (etwas zu deutliche) Hommage an New Order und Kraftwerk. Mit dem „Extended Eighties Mix“ des Songs „1985“ gibt es aber auch einen neuen Remix, angefertigt von Steven Wilson. *(Sony)*

SASSAN NIASSERI

Garbage
Bleed Like Me
★★★½☆
Das schwierige vierte Album der Alternative-Helden

Fast wäre *„Bleed Like Me“* nie erschienen. 2003 standen Garbage kurz vor der Auflösung, Shirley Manson litt an einer Schreibblockade, während Butch Vig die unergiebige Studioarbeit frustrierte. Erst Dave Grohl pumpte neues Leben in die Band, als er bei einer Session einsprang. Sein treibender Drum-Beat in „Bad Boyfriend“ wirkte wie eine Herzmassage. Und plötzlich war die Marschrichtung klar: weniger elektronische Einschläge, mehr bratzende Gitarren, umgarnt von Mansons erotisch-kühler Stimme - eine Rückkehr zu den Wurzeln der Band. Diesen Kontrast erforschten Garbage noch ausgiebiger auf den B-Seiten, die die Neuauflage alle versammelt. *„Bleed Like Me“* war ein lautes Lebenszeichen, danach wurde es ruhig um die Band. *(Stunvolume/BMG)*

FABIAN BROICHER

Deep Purple
Machine Head
★★★★☆
Deluxe-Ausgabe des Hardrock-Meilensteins

Deep Purple hadern mit dem aseptischen Vorgänger, *„Fireball“*. Um ihre Live-Qualitäten besser aufs Band zu bekommen, versuchen sie eine Bühnensituation zu fingieren. Sie buchen das Montreux Casino, das ihnen vom Auftritt im April 1971 noch in guter Erinnerung ist, und karren das mobile Studio der Rolling Stones heran. Am Vortag der Sessions allerdings fackelt ein durchgeknallter Fan bei einer Frank-Zappa-Matinee mit einer Leuchtpistole das Casino ab. Kurzerhand wechseln sie in die abgerockte Konzerthalle Le Pavillon, aber die Polizei setzt die Band schon nach ein paar Tagen wegen Lärmbelästigung an die Luft. Schließlich weichen sie in das leer stehende Hôtel des Alpes-Grand Hôtel aus, und hier kann *„Machine Head“* endlich fertiggestellt werden, auch dieser eine Song mit dem ingeniösen Vier-Akkorde-Riff, der von nun an Gitarrenhändler weltweit in den Wahnsinn treiben wird und Ian Gillan eine hübsche Vorlage liefert, die heißen Ereignisse in Montreux in Verse zu gießen.

Die logistischen Herausforderungen machen es spannend, zudem sind sie besser vorbereitet als sonst. So reichen ihnen zwei Wochen, um *den* Deep-Purple-Klassiker schlechthin aufzunehmen, der sich nach seinem Erscheinen im März 1972 sofort in allen Charts festsetzt und die Band endgültig neben Led Zeppelin und Black Sabbath an der Spitze des Hardrock etabliert.

Die „Super Deluxe Edition“ bringt neben einem aufgefrischten Remaster Stereo- und Dolby-Atmos-Mixe von Dweezil Zappa. Natürlich wagt er es nicht, den Signature-Sound des Albums gravierend zu verändern. Paice’ Schlagzeug bekommt etwas mehr Punch, schön zu hören beim Elefant-im-Porzellanladen-Intro von „Pictures Of Home“, und gelegentlich legt er größere Hallräume an. Hinzu kommen noch zwei Live-Sets, darunter der unveröffentlichte Mitschnitt des so wegweisenden Montreux-Gigs. Ein rüpeliges Bootleg, das eine obsessive Jam-Band zeigt, die noch nicht ganz ihr Maß gefunden hat. Das änderte sich mit *„Machine Head“*. *(Universal)*

FRANK SCHÄFER

VINYL PICKS

VON WOLFGANG DOEBELING

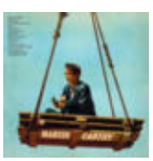
Julie London
Calendar Girl
★★★☆☆

Als Torch-Sängerin hatte Julie London ihre größten Erfolge zu Beginn ihrer Karriere in den frühen Fünfzigern, dafür schien ihre Contralto-Stimme wie geschaffen. Stilistisch fielen ihre populärsten Aufnahmen in die Zeit zwischen Big-Band-Swing mit Schmackes und den dezenteren Arrangements kleiner Jazz-Combos. Eine Bandbreite, die sie auch auf ihrer dritten LP von 1956 anklingen lässt, konzeptionell entlang des Kalenders, mit herzigen Songs, die jeweils für einen Monat stehen. Bis auf den letzten natürlich: „Thirteenth Month". *(SoundsGood)*

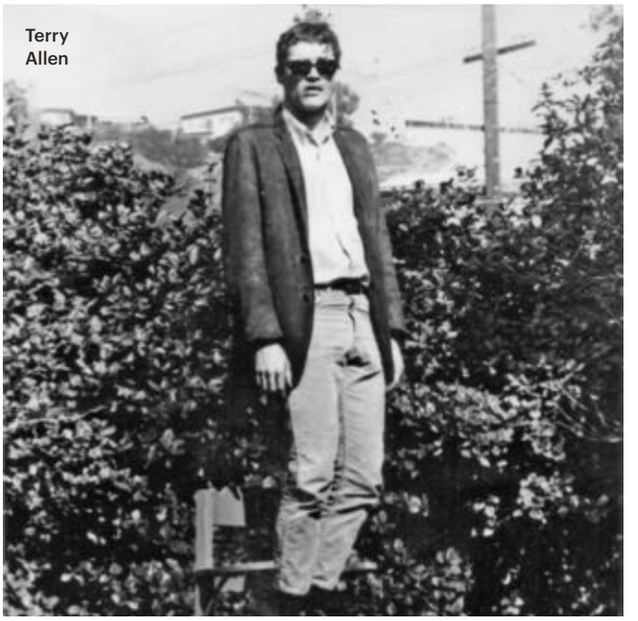
John Lee Hooker
Burnin'
★★★★☆

Aufgenommen im Herbst 1961, an einem einzigen Tag, kreisen diese Electric-Blues-Boogie-Volten wieder mal um das weibliche Geschlecht, Hookers Libido und seine rechtschaffenen Beschwerden an die Girls im Allgemeinen. Es geht um Eitelkeiten, Eifersucht und Besitzansprüche, ganz unverblümt: „Keep your hands to yourself", warnt er den Nebenbuhler, „she belongs to me, she's my baby, all mine, my property." An Hookers Seite glänzen Motowns spätere Funk Brothers, die Grooves sind roh und gründen tief: „Boom Boom". *(Craft)*

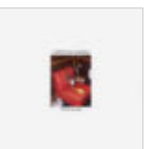
Martin Carthy
Martin Carthy
★★★★☆



Einen wichtigeren Künstler als Martin Carthy hat der britische Folk nicht hervorgebracht. Neben Shirley Collins war zuvorderst er es, der dem Folk-Revival den Willen zur Eigenständigkeit einimpfte, in den elektrifizierten Siebzigern mit Steeleye Span, davor bereits als Pionier auf Solopfaden sowie im Gespann mit dem kongenialen Fiddler-Renegaten Dave Swarbrick. Dies war 1965 Carthys Debüt-LP auf Fontana, durchaus noch unter dem Einfluss der Folk-Szene Amerikas, in transatlantischer Mission sozusagen und mit Swarbrick noch in beiständiger Nebenrolle. *(Topic)*


Terry Allen

Terry Allen
Lubbock (On Everything)
★★★★★



Das Leben und Wirken des Renaissance-Mannes, Exzentrikers, Outlaws und Allround-Kunstbesessenen auch nur grob anzureißen würde den Platz hier sprengen. Also in gebotener Kürze: Geboren im Mai 1943 in Wichita/Kansas, aufgewachsen in Lubbock/Texas, zog es Terry Allen zum Studium der Architektur und alternativer Lebensentwürfe nach Kalifornien, wo er sich nach allerlei akademischen Umtrieben auf dem Kunstmarkt umtat. Inzwischen hatte sich Allen auch medial einen Namen unter anderem als bildender Künstler erworben, als Bildhauer auch, und nicht zuletzt als Musiker und Singer-Songwriter.

Ende der Siebziger zentrierte Terry Allens Lebensmittelpunkt wieder um Texas, und so benannte er sein Opus magnum *„Lubbock (On Everything)"*. Die Doppel-LP erschien 1979, überbordend von gedankenvollen, sarkastischen Songs über Verhältnisse, die dem kompromisslosen Ästheten wohlbekannt waren. Und wohlverhasst. Den Kunstbetrieb etwa knöpfte sich Allen mehrfach vor, etwa im Spottlied „The Collector (And The Art Mob)" und in der pittoresken Saga „Truckload Of Art" mit durchaus autobiografischen Bezügen: „Some time ago back on the East Coast/ In New York City, to be exact/ A bunch of artists and painters and sculptors and musicians and dancers and architects and poets and writers/ Started feeling real superior to their ego-counterparts/ Out on the West Coast, so they all got together and decided they would show those snotty surfer upstarts a thing or two ..." Der wilden Story, so viel sei verraten, ist kein Happy End beschieden.

Terry Allen bot einige seiner besten Tunes und bösesten Texte auf für angehende Evergreens des Texas Country wie „New Delhi Freight Train" oder „The Wolfman Of Del Rio", bärbeißig gesungen und musikalisch untermauert von einigen der gefragtesten Session-Cracks des Lone Star State, darunter Jesse „Guitar" Taylor und Lloyd Maines.

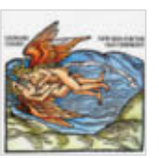
In die weißen und schwarzen Tasten haute Allen höchstselbst, jeder Track eine furchtlose Kampfansage an die Stupiden, Selbstgerechten und Angepassten, Nachsicht erfährt nur eine Kellnerin, die vor dem Zeichnen eines Pferdekopfes kapituliert. Der Songtitel erklärt Allens unerwartet warmherziges Verständnis: „The Beautiful Waitress".

Das Reissue von *„Lubbock (On Everything)"* ist ohne Fehl und Tadel. Abgesehen von klanglichen Aspekten der Überspielung ist es vor allem die haptisch hochwertige Aufmachung nebst dem so informativen wie erhellenden 28-seitigen Buch, dessen Vorablektüre hiermit ausdrücklich empfohlen sei. Ebenfalls ans Herz gelegt, obschon auch nicht gerade billig, seien die jüngst wiederentdeckten und restaurierten frühesten Aufnahmen Allens von 1965 auf 7inch-Single: „Gonna California"/„Color Book". Die Deluxe-Edition mit Extras auf demselben Label ist auf 500 Exemplare limitiert. *(Paradise of Bachelors)*

Marianne Faithfull
Faithfull Forever ...
★★★½☆

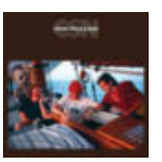
Sanfter Barockpop mit mädchenhaft-charmantem Folk-Flair: Als drittes Faithfull-Album 1966 erschienen, war *„Faithfull Forever ..."* eigentlich nicht mehr als eine weitere Compilation für den US-Markt, parallel zur seinerzeit üblichen Veröffentlichungspolitik britischer Acts in Übersee. Man vermengte UK-Singles wie „Tomorrow's Calling" mit älteren LP-Tracks, ergänzt um gefällige Coverversionen aktueller Hits wie „Monday, Monday", weil die enorme Nachfrage nach Neuerscheinungen aus England möglichst zeitnah befriedigt sein wollte. *(ABKCO)*

Leonard Cohen
New Skin For The Old Ceremony
★★★★☆



Um den verklemmtesten Moralisten den Anblick zweier gekrönter Engel in sexuell anzüglicher Umarmung zu ersparen, hatte man einst ein alternatives Covermotiv angeboten: ein Foto des Poeten. Zum 50. Jubiläum des Albums glaubt man nun wohl dem Publikum wieder die sündige Zeichnung zumuten zu dürfen: Hallelujah! Kurzum, *„New Skin"* mag keines von Cohens essenziellsten Alben sein, musikalisch interessanter als so manches andere ist es schon. Und thematisch leider immer wieder aufs Neue brandaktuell: „There Is A War". *(Columbia)*

Crosby, Stills & Nash
CSN
★★★½☆



Nicht wenige Kritiken waren vernichtend, aber ein Fiasko war *„CSN"* nicht. Nur schrecklich saturiert und allzu angestrengt bei der Sache. Und die Sache war halt überambitioniert. Um nicht weniger ging es als um das Heraufbeschwören längst verlorener Magie. Darum, 1977 klingen zu lassen wie 1968, ebenso kühn und himmelstürmend. Graham Nash fiel dazu ein abstruser Trip ein, der ihn im LSD-Rausch zum Altar der Winchester Cathedral führt, vom Glauben fallend. Kein Wunder. Hochpreisiges Reissue, all-analog Remastering, audiophile Pressung, Doppel-LP, 45 rpm. *(Analogue Productions)*

FOTO: COURTESY OF TERRY AND JO HARVEY ALLEN

Giant Sand

Chore Of Enchantment

★★★★☆

Howe Gelbs famoses Folk-Rock-Album mit Extras

Rainer Ptacek war für immer gegangen. Joey Burns und John Convertino hatten schon den Absprung zu Calexico gewagt (doch noch nicht ganz vollzogen). Die verdammte Sonne über Tucson/Arizona war schon 1999 „punishing“ genug für einen Song. Und Howe Gelb tastete sich nach einer kleinen „Overture“ in sein neues Werk hinein, als wäre er bloß geblendet, bevor sich die langen Schatten zeigen, die sie wirft. „A new morning, I was only sick from the night before, the day attacked me without a warning …“

Ein Warnsignal für *„Chore Of Enchantment“* waren auch gleich drei Produzenten. Wobei erstaunlich geblieben ist, dass sich dabei der meinungsstarke Memphis-Mystiker Jim Dickinson, John Parish (PJ Harvey etc.) und der sträflich ignorierte Kevin Salem (sein famoses *„Ecstatic“* kam wenig später) so wenig in die Quere kamen. Gelb indes zeigt sich skurril unterwegs, mit „Temptation Of Egg“ (und Juliana Hatfield als Backing-Stimme) und dem Drumloop-Moodpiece „Wolfy“.

Doch ihren emotionalen Kern findet die Platte erst mit „Shiver“, so nah dran an konventionellem Folk-Rock wie für Gelb gerade noch möglich. Gattin Sofie tröstet hier mit Backings, und Gelb singt: „The spine waits to feel the shiver/ Right now deals with a great lack of it/ Way up in the desert/ Or down in anywhere France.“ So viel zum Genius Loci. Die nur leicht angeschossene Ballade vom „Bottom Line Man“ gibt er am Klavier, singt „she’s the bottom line man“ und ermuntert sein Geschlecht: „Keep in touch with your feminine side/ In case she loves you there.“ Nur vermeintlich versöhnlich walzt „Way To End The Day“ vor sich hin, derweil der kleine Chor sein „I-i-isolation“ anstimmt. Das letzte Wort kann hier nur der verstorbene Rainer Ptacek haben, der einen kleinen „Shrine“ für seine Slide bauen darf. Als Zugabe unter anderem eine wirklich alternative Lesung von „Punishing Sun“, und das Demo für „Shiver (In Tucson)“ mit dieser dominanten Orgel ist fast noch schöner als die Albumversion. *(Fire)* **JÖRG FEYER**

The Cure

Paris

★★★★☆

Wiederveröffentlichung des Konzerts der „Wish“-Tour

Das *„Show“*-Doppelalbum von The Cure dokumentiert ein nahezu komplettes Konzert der „Wish“-Tour aus Detroit. Diese Nachfolgeplatte widmet sich Raritäten, die die Band in Paris spielte, beim letzten Auftritt mit Gitarrist Porl Thompson - und ist die bessere Kollektion. Robert Smith vermengt „One Hundred Years“ mit Hendrix’ „Purple Haze“, und „At Night“ gab es live vor 1993 noch gar nicht zu hören. In „The Figurehead“ stellt Schlagzeuger Boris Williams unter Beweis, dass er stoischer trommelte als der Drumcomputer früherer Tage. Der Chorgesang des Publikums in „Play For Today“ wurde derart einflussreich, dass fortan alle weltweiten Cure-Konzertgänger ihn imitierten. Bonus der Neuauflage: „Shake Dog Shake“ und „Hot Hot Hot!!!“ *(Universal)* **SASSAN NIASSERI**

School House Rock, Vol. 1: School Is In!

★★★★½

Rockabilly-Zeitreise rund um das Thema Schule

Jerry Lee Lewis verklärte mit „High School Confidential“ die Schulzeit romantisch. Chuck Berry nicht: Im ersten Song der Debüt-LP, *„After School Session“*, feierte er mit „Hail, hail rock and roll/ Deliver me from the days of old“ Rock’n’Roll-Songs in der Jukebox nach der Schule als Erlösung. Das definitive Statement zum Thema mit dem Song „School Day (Ring! Ring! Goes The Bell)“ findet man in dieser Retrospektive genauso wie Klassiker von Larry Williams, Frankie Lymon und Wilbert Harrison. Den erotischen Subtext des Evergreens „Good Morning Little School Girl“ betonte die Aufnahme des Duos Don & Bob nicht, obwohl laut Linernotes vermutlich vom in Sachen Sex nicht prüden Blues-Großmeister Willie Dixon produziert. *(Bear Family)* **FRANZ SCHÖLER**

These Immortal Souls

Extra

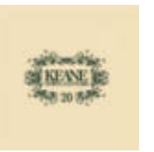
★★★★☆

Gothic-Post-Punk im Schatten von Nick Cave

Mit seinen Gitarrenattacken voller Rückkopplungen und Noise-Splitter prägte Rowland S. Howard die Musik von The Birthday Party. Das Verhältnis zu Nick Cave war allerdings nicht das beste, beide verfügten über riesige Egos und waren dazu meist vollgepumpt mit Heroin und anderen Drogen. Als der Sänger 1983 mit den Bad Seeds weitermachte, stieg Howard zunächst bei Crime & The City Solution ein, der anderen Nachfolgeband. Mit These Immortal Souls wurde er 1987 Bandleader und Haupt-Songwriter seiner eigenen Truppe, die Musiker rekrutierte er aus Crime & The City Solution und dem engsten persönlichen Umfeld.

Das Debütalbum, *„Get Lost (Don’t Lie!)“* (★★★★☆), knüpft nahtlos an die Musik der Vorgänger an und entwickelt dabei eine kaputt-romantische Form von Post-Punk. „Marry Me (Lie! Lie!)“ war seinerzeit beliebt unter Trägern von Schnallenstiefeln und wild zerrupften Frisuren. Rowlands Gesang war nah an dem von Cave, expressiv und immer leicht torkelnd. Das zweite Album, *„I’m Never Gonna Die Again“* (★★★½☆), folgte erst fünf Jahre später, Howard war viel beschäftigt, arbeitete auch mit Lydia Lunch und Nikki Sudden. Das als Single ausgekoppelte „The King Of Kalifornia“ besticht durch einen wuchtigen Gitarrensound, hat aber melodisch nicht viel zu bieten. Das Album leidet etwas darunter, dass nun auch andere Australier wie Beasts Of Bourbon und The Scientists einem ähnlich lärmenden Mad-Max-Sound frönten. Nick Cave & The Bad Seeds waren da schon weiter.

Eine angenehme Überraschung im Rahmen der Wiederveröffentlichungen ist das Album *„Extra“* (★★★★☆), das überwiegend Live-Aufnahmen und Raritäten enthält, etwa eine Version von Alice Coopers „Luney Tune“. Vor allem die furiosen Konzertmitschnitte erinnern an die wilde Magie von Birthday Party und die Worte von Nick Cave: „Rowland Howard’s guitar sound defined a generation. He was the best of us all. His influence continues to reverberate, down the years, to this day. Truly one of the greats.“ *(Mute)* **JÜRGEN ZIEMER**



Keane

Hopes And Fears

★★★★☆

Jubiläums-Edition des Britpop-Klassikers

Keane stießen 2004 in die Britpop-Lücke vor, die die schwächelnden Kollegen von Travis hinterließen, und veröffentlichten ihr Debüt ein Jahr vor der Invasion um Arctic Monkeys und Kaiser Chiefs. Ihre erste Single, „Somewhere Only We Know“, wurde clever als „Britpop-Song ohne Gitarre“ beworben, was natürlich stimmt, aber die Klasse der Pianoballade unterverkauft. Besungen wird, in der Tradition Kate Bushs, eine mystische Zuflucht, später von Songwriter Tim Rice-Oxley als Schlachtfeld von Hastings offenbart, Schauplatz des ersten Siegs der französischen Normannen im England des Jahres 1066, eine Touristenattraktion und natürlich kein „Ort, den nur wir kennen“.

Die drei hochgewachsenen, hübschen Engländer klangen dann in den folgenden Jahren seichter. Wie die Bee Gees, nur mit schlechteren Songs und ohne Falsett. Sänger Tom Chaplin entdeckte den Schlager und entstieg auf dem Cover eines späteren Soloalbums in einer Ich-fühl-mich-so-verrückt-Pose im Smoking den Wellen. Das Cover der ersten Keane-Platte aber schmückt, der Zeitlosigkeit des Materials entsprechend, selbstbewusst nur der in ein Ornamentmuster eingebundene Band-Schriftzug. Die zweite Single, „Everybody’s Changing“, ist vielleicht noch besser als die erste. Nun ist nicht mehr die Landschaft, sondern die Innenwelt des Erzählers ein sagenumwobener Ort.

Von den fünf Keane-Alben wird möglicherweise kein zweites mehr eine Jubiläumsedition erhalten, und die Plattenfirma hat getan, was deshalb nötig ist. Aufgestockt auf 37 Tracks (B-Seiten, Demos), liest sich das Zubehör des Boxsets wie die Liste an Wanderutensilien zum Aufbruch ins Königreich der Fantasy: „nummerierte Eintrittskarte, Notizbuch, Umschlag mit Bandsilhouetten-Druck, zwei von Dave Lupton entworfene Postkarten (1 signiert), ausklappbarer Postkartenrahmen, 3 CDs, ‚Love Actually‘-Vinyl-Single, bedruckte Innentasche mit handgeschriebenen Texten, Wandposter“. Puh. *(Island/Universal)* **SASSAN NIASSERI**

Travis

Mit „L.A. Times“ erscheint im Mai ein neues Album von Travis. Ein Überblick über das bisherige Schaffen der Indie-Band

Von SASSAN NIASSERI

Essenziell

The Man Who
1999

Oasis–Radiohead–Travis–Coldplay: die letzte bedeutende zusammenhängende Achse britischer Rockbands. Von Mitte der 90er- bis Mitte der Nullerjahre dachte man, die Ära neuer aufeinanderfolgender UK-Supergruppen würde niemals enden. Heute sind ausgerechnet Travis diejenigen der vier, von denen kaum mehr einer redet, obwohl sie im Gegensatz zu Oasis tatsächlich noch aktiv sind. „Writing To Reach You“, „Turn“, „Driftwood“, „Why Does It Always Rain On Me?“ – vier ihrer Klassiker schrieben sie fast noch zu Beginn ihrer Karriere, dies war erst ihr zweites Album. Mit letztgenanntem Song wurden Travis zur Glastonbury-Legende: Vor der ersten Songzeile von „Why Does It Always Rain On Me?“ verschwand beim Festival die Sonne und es fing an zu schütten – als wäre Fran Healy der Eumel, für den Gott nur Spott übrig hat. Andererseits: Wo, wenn nicht in Glastonbury, sollte es denn kräftig regnen?

The Invisible Band
2001

Das gar nicht so „schwierige dritte Album“ enthielt die Hits „Sing“, „Flowers In The Window“ und „Side“ – aber zwei Wochen nach der Veröffentlichung kam 9/11. „Das Momentum war nicht mehr da“, sagte Fran Healy im ROLLING-STONE-Interview. Er glaubt, dass dies ihr größter Erfolg hätte werden müssen. Stimmt wahrscheinlich. Dann brach sich auch noch Schlagzeuger Neil Primrose beim Sprung in einen Swimmingpool den Nacken und wäre fast gestorben. Travis standen kurz vor ihrem Ende.

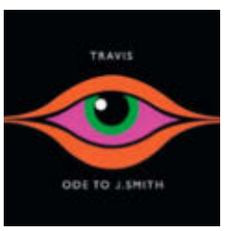
12 Memories
2003

Der Irakkrieg begann, und Fran Healy befand sich in einer Depression. Es war die Zeit der Friedensdemos. „Ich marschierte mit. Alle marschierten mit“, sagte er. Und griff zu drastischen Maßnahmen: Für die Aufnahme von „Peace The Fuck Out“ ging er bei einem Spiel von Celtic Glasgow auf den Rasen und animierte die Tausenden Zuschauer, die Songzeile einzusingen. Die Platte erhielt zudem einen „Parental Guidance“-Sticker, wegen des Gebrauchs des F-Worts, ihre bis heute beste Single, „Re-Offender“, handelt von häuslicher Gewalt. Und auch ein Rap war geplant. Aber der schottische Akzent hielt Healy davon ab: „Wer als Glasgower rappt, hört sich an, als würde er sich bei einem Bibliothekar beschweren.“

The Boy With No Name
2007

„Closer“ hätte ein Evergreen werden müssen, aber Travis waren nicht mehr hip. An den YouTube-Kommentaren zum Song erkennt man, woher die Leute das Lied kennen: von den Games FIFA 06 oder FIFA 14. Mit „Selfish Jean“ versuchten Travis sich an einer Variation von Iggy Pops „Lust For Life“, aber auch diese zweite Albumsingle wurde kein Erfolg. Stattdessen wurde Healy Vater, und „My Eyes“ ist das erste von einigen bewegenden Liedern, die er für seine Familie schreiben würde. „Deep in my heart, there's no room for crying/ But I'm trying to see your point of view“, singt er, gerichtet an seine Ehefrau, „ich kann mir vorstellen, was du gerade durchmachst, aber ich könnte es nicht nachfühlen.“ Das Album ist „too fucking long“, da hat Healy recht, aber die anderen drei von Travis wollten sich – erstmals – an der Komposition beteiligen.

Lohnend



Ode To J. Smith
2008

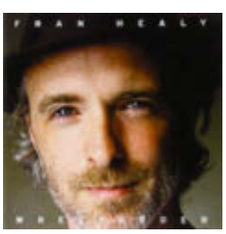
Die ungeliebte Platte, eine Meinung, die Healy teilt – Travis spielen daraus nichts mehr live. Das ist ungerecht, denn Album 6 ist, nicht nur weil es innerhalb von zwei Wochen aufgenommen wurde, ihr letztes experimentelles. Es vereint Noise-Rock („Something Anything“) mit dramatischen Kirchenchören („J. Smith“) und klassischem Travis-Sehnsuchts-Pop („Song To Self“). Sie erreichten gerade noch Platz 20 in den britischen

FOTO: GETTY IMAGES

Charts – eine Enttäuschung. Dies würde für fünf Jahre ihr letztes Werk sein.

Where You Stand
2013

Fran Healys Umzug nach Berlin zeigte Wirkung. Für „Another Guy“ drehten Travis ein extrem lustiges Kastanienallee-Video mit Wolfgang Becker als Objekt der Sehnsucht. „Where You Stand“ mag dem früheren „Closer“ vielleicht etwas zu ähnlich sein und „Mother“ eine In-your-face-Hommage an Springsteen. Aber „Reminder“, das Vererben von Wissen an die Kinder, und „Boxes“, das Akzeptieren der Vergänglichkeit, zeigen Healy auf dem Höhepunkt seines Songwritings. Mit „Moving“ wurde erstmals ein Song aus der Feder von Bassist Dougie Payne als Single herausgebracht. Healy blieb skeptisch. „Es ist nicht ganz meine Tonlage. Die Lieder eines anderen zu singen ist wie ein Marathonlauf in dessen Schuhen.“



Fran Healy
Wreckorder
2010

Fran Healys bis heute einziges Soloalbum klingt wie ein Travis-Album, was einiges über seinen Stellenwert als Komponist innerhalb des Quartetts aussagt. Er selbst bezeichnet *„Wreckorder“* als „Travis in brackets“ (in Klammern). Als Gaststars arbeiteten Neko Case („Sing Me To Sleep“) sowie sein großes Beatles-Vorbild mit, weswegen er das entsprechende Lied ungewöhnlich benannte: „As It Comes (Bass: Paul McCartney)“. „Ich war so dankbar“, sagte Healy, „dass ich in Erwägung zog, Vegetarier zu werden!“ In „Rocking Chair“ imaginiert Healy sich als Großvater, der nicht weiß, ob das Leben gut zu ihm gewesen ist oder nicht.

FILM

„Almost Fashionable: A Film About Travis“

Die 2016er-Doku erzählt von der Mexiko-Tour. Pointe: Als Hauptdarsteller wurde der Autor Wyndham Wallace engagiert, der Travis als nett, also uninteressant, bezeichnet hat. Ob es Healy gelungen ist, den Kritiker umzustimmen, verrät (vielleicht!) dieser Film, der den Publikumspreis beim Edinburgh International Film Festival gewann.

Ergänzend

Everything At Once
2016

Das zweite Berlin-Album zitiert in „3 Miles High“ die berühmte Basslinie aus Omars „There’s Nothing Like This“, aber das aufgekratzte, mit Tim Rice-Oxley (Keane) komponierte „Magnificent Time“ klingt wie Musik zum „feucht-fröhlichen“ Vatertagsausflug. Das von Payne geschriebene „Animals“ ist reiner Schlager. Ein sehr durchwachsenes Album.

10 Songs
2020

„Eines unserer besten Werke“, befand Healy im Promo-Rausch, „deshalb der bescheidene Albumtitel.“ „Butterflies“ ist brillanter Westcoast-Pop, „All Fall Down“ spartanischer Folk. Für „The Only Thing“ erfüllte Healy sich den Traum eines Duetts mit Bangles-Chefin Susanna Hoffs. „Ich bin ein schottischer Glückspilz“, kommentierte er.

Schwächer

Good Feeling
1997

Hiernach war nicht absehbar, dass Travis schon zwei Jahre später und danach für immerhin drei Jahre zur größten Band Großbritanniens werden würden, obwohl Steve Lillywhite ihr Debüt produzierte. „All I Want To Do Is Rock“ bietet den Daddyrock, den sein Titel verspricht – Healy platziert den Song dennoch weiterhin stoisch im Zugabenteil der Travis-Konzerte. „U16 Girls“ soll eine „augenzwinkernde Warnung“ davor sein, sich versehentlich mit den falschen Girls einzulassen. Nun ja.

Weitere Texte und News zu Travis finden Sie auf der Website rollingstone.de

Preziosen

Raritäten und Obskuritäten

„... Baby One More Time“

Mit der Britney-Spears-Coverversion begründeten Travis 1999 die Indie-Band-erkennt-den-Charakter-in-Billigpopsongs-Welle.

„Killer Queen“

Wer könnte es wagen, den Queen-Sänger zu imitieren? Travis erkennen dessen Unvergleichlichkeit an, indem sich Healy, Dougie und Andy Dunlop Mercurys Gesang teilen. Gitarrist Dunlop ließ es sich nicht nehmen, Brian Mays rutschigen Glam-Sound nachzuempfinden. Die Interpretation ist dem Original nahezu ebenbürtig.

„Coming Around“

Die Standalone-Single sollte ursprünglich auf *„The Man Who“* erscheinen. Die Album-Fehlpressung mit diesem Titel auf dem Listing ist heute einiges wert.

„Walking In The Sun“

Eine weitere Single-only-Veröffentlichung, beigefügt der Best-of-Sammlung *„Singles“* von 2004.

„Past Perfect Future Tense“

Andy Dunlop ist a-ha-Fan, genau wie Will Champion und Guy Berryman von Coldplay. Alle drei wirkten am Solodebüt von Magne Furuholmen mit.

„Tumble And Fall“

Bassist Payne ist auch außerhalb von Travis als Songwriter und Sänger anerkannt. Er steuerte den Background-Gesang für dieses Lied des Feeder-Albums *„Pushing The Senses“* bei.

„Retriever“

Für Ron Sexsmiths 2004er-Album spielte Neil Primrose das Schlagzeug bei allen zwölf Songs. Weitere Gastauftritte absolvierte er etwa auf Platten von Yusuf Islam/Cat Stevens und Jamie Scott.

„Here With Me“

Ein von Fran Healy gemeinsam mit Brandon Flowers komponierter Song, der 2012 auf dem Killers-Album *„Battle Born“* erschien.

„Do They Know It’s Christmas?“

Healy gehörte zum Ensemble der 2004er-Einspielung des Band-Aid-Klassikers von 1984. Außerdem dabei: Dido, Justin Hawkins, Thom Yorke, Jonny Greenwood, Chris Martin, Bono und Paul McCartney.

Travis, 2008

FOTO: UNIVERSAL MUSIC

Konzerte

Pixies mit Black Francis

DER GELIEBTE DIKTATOR

Die Pixies spielen ihre besten Alben „Bossanova“ und „Trompe Le Monde“

Von SASSAN NIASSERI

Es gibt einen Pixies-Song, der aus nur sechs Wörtern besteht: „It is time for stormy weather“, Black Francis singt das dreieinhalb Minuten lang, bis er nur noch kreischt. Dem „Stormy Weather“ sah er sich in der Woche vor der Premiere ihrer Albentournee zu *„Bossanova“* und *„Trompe Le Monde“* ausgesetzt. Es hatte mal wieder eine Bassistin gehen müssen, und in den sozialen Medien wurde dem Sänger Misogynie vorgeworfen. Die Pixies schlossen ihre Kommentarspalten, das Netz reagierte weiter mit Vorwürfen des Frauenverschleißes.

Innerhalb der letzten elf Jahre hat das Trio um Black Francis, Joey Santiago und Dave Lovering vier Musikerinnen verloren, nach Gründungsmitglied Kim Deal eine zweite Kim, Kim Shattuck, wohl weil sie ein einziges Mal zum Stagediving ansetzte, das geht bei den imagemäßig introvertierten Pixies nun gar nicht, und jetzt, eine Woche vor Dublin, Paz Lenchantin. Ohne Begründung. Die Fans liebten sie.

Neu am Bass: Emma Richardson von Band Of Skulls. Sie überragt Black Francis um einen Kopf (immer gefährlich), imitiert Kim Deals Co-Gesang jedoch gut (selbst das sehnsüchtige „The Navajo Know“). Auf der Bühne wirkt sie verunsichert, sie muss am Ende aufgefordert werden, sich mit den schratigen Proudfoots aus dem Auenland vor dem Publikum zu verbeugen.

„Bossanova“ und *„Trompe Le Monde“* werden in Dublin live aufgeführt – eigentlich ein Grund zum Feiern. Die zwei fantastischsten Platten in voller Länge. Die Personal-Rochade lenkt ab von der Klasse dieser Werke, deren mangelnder Erfolg 1993 zur Trennung der Band beitrug. Sie vereinen Black Francis’ beste Kompositionen. Die Bibelerzählungen von *„Doolittle“* wurden abgelöst durch amerikanische Themen: Mythen der Ureinwohner, Surf, die Legenden von Roswell. Die Bühnendeko besteht nun aus den leuchtenden Erdbällen des *„Bossanova“*-Covers, umschlossen von Saturnringen – die Pixies wollten die Welt erobern und träumten von der Besiedlung neuer Planeten.

Von der Loge im Olympia ließen sich alle glücklichen Gesichter im Publikum erhaschen, „Thank God!“-Gebete, weil man manche Lieder erstmals seit 34 Jahren live hörte: „Hang

Pixies

Dublin, Olympia Theatre

★★★★½

Wire“, eine Western-Shootout-Fantasie, „The Happening“, eine Ufo-Fantasie, oder „Letter To Memphis“ über eine Frau, die anstelle von Elvis Graceland regiert. Das lieblichste Stück, „Havalina“, handelt von niedlichen, aber bissigen Prärieschweinen. Black Francis weiß, warum er diesen Tieren ein Lied widmet, in dem es um Nachsicht geht.

Aber auch das sind die Pixies: jene Band, zu deren Song „Allison“ hier in der Loge in Dublin eine Allison tanzt, Ali Hewson, Bonos Ehefrau.

Black Francis redet selten auf der Bühne. Zu Beginn, vor dem ersten Song, macht er etwas, das er noch nie tat: Er spricht drei Minuten über die Entstehung seiner Musik, warum mit „Cecilia Ann“ und „Head On“ zwei Coverversionen auf Pixies-Alben erschienen. Eine unbeholfene Ansprache, und die Geschichte hat einen Bart. Aber sie kommt an dieser Stelle wohl nicht ohne Grund. Der Vortrag ist Francis’ verquerer Versuch eines Dialogs nach dem Rauswurf von Paz Lenchantin, er will beweisen, dass er auch loben kann. Nur dass er hier eben nicht die gefeuerte Lenchantin, sondern andere Komponisten würdigt.

Gestürzt werden kann er nicht – ohne ihren Diktator existieren die Pixies nicht. „Your new bass player is great!“, ruft einer aus der Menge. Und am zweiten von drei Dublin-Abenden wirft Emma Richardson Kusshände zurück. Läuft also. Früher oder später, das hat Black Francis immer gewusst, würden die Leute ihm verzeihen.

FOTO: STE MURRAY

Lucinda Williams
Huxleys, Berlin
★★★★☆

In ein konzert von lucinda Williams und ihrer Band zu gehen ist, als würde man ein uraltes, im Sterben liegendes Handwerk beobachten, einem Hufschmid oder einem Glockengießer bei der Arbeit über die Schulter schauen. Das fällt im direkten Vergleich mit dem Support besonders auf: L.A. Edwards holen zwar bei Williams und einigen anderen Americana-Giganten den Most, bleiben aber unterm Strich kreuzbrave Nachahmer. Sie können ihr Zeug einfach nicht so an die Nieren gehend spielen wie die Frau aus Louisiana – den Kalifornien fehlen das Fiebrige, die Tiefe, der Schmerz des Südens und ein paar Tausend Meilen auf dem Highway der großen Enttäuschungen.

Erst vor gut einem Jahr tourte die Queen of Country Rock durch Europa. Damals erschrak man ein bisschen über ihre körperliche Verfassung. Williams ist jetzt 71. Sie hat einen Schlaganfall überlebt. Wie im Vorjahr lässt sie sich von einem Roadie zum Mikrofon geleiten. Wieder steht sie zwei Stunden lang ihre Frau, mit steifem Arm, Halt suchend bei ihren Musikern. Zu ihrer Linken die beiden Gitarristen Doug Pettibone und Stuart Mathis, zu ihrer Rechten die treuen Weggefährten David Sutton (Bass) und Butch Norton (Drums). Und mit jedem Song wird Williams sicherer. Die Gebrechen können ihrer Stimme nichts anhaben, weil die eh schon immer von Leid und dem Triumph darüber gefärbt war. Sie erzählt von Outlaws, vom „Drunken Angel“ und den „Ghosts Of Highway 20“, von Menschen, denen das Schicksal übel mitgespielt hat, und solchen, die sich selbst vom Weg abgebracht haben. Es sind Geschichten, die ja allesamt Klischees sein müssten (und es bei vielen Kolleg:innen auch sind). Aber Williams hat sie dem Leben präzise abgelauscht und ihnen eine empathische Form verpasst.

Der artige Applaus des Publikums lässt nicht unbedingt erkennen, wie beseelt die Klänge sind, die den Saal erfüllen. Klar, die Setlist könnte länger sein und ein paar mehr Überraschungen bereithalten. Klassiker à la „Car Wheels On A Gravel Road“ sind erwartbar, aber auch nach hundertmaligem Hören beeindruckend. Und sie bieten eine Masterclass in Songwriting für alle diejenigen, die selbst schon mal versucht haben, aus Wörtern und Tönen etwas Eigenes zu kreieren. Eine neue Generation von Americana-Musiker:innen – Alynda Segarra von Hurray For The Riff Raff ist nur das prominenteste Beispiel – entdeckt Williams gerade für sich. Eine Ballade wie „Out Of Touch“ haben sie alle noch nicht geschrieben.

Hier und da gönnt sich die Band einen Blues-Rock-Rausch („Protection“), jedoch nie so lange, dass der Kern der Songs Schaden nimmt. Natürlich gerät nicht alles gleichermaßen berückend. Was auch daran liegen mag, dass Williams auf ihren letzten Platten einen Hang zu Weisheiten entwickelt hat, die manchmal eine Spur zu flach ausfallen. Das unbehauene „Rock N Roll Heart“ zeugt davon. Oder das inzwischen traditionell als Auftakt dargebotene, etwas stumpfe „Let’s Get The Band Back Together“, dessen Titel allerdings Grabsteinspruch-Qualität aufweist. Sicher gibt es Menschen, die sich über Zeilen wie „Thank God for my corner bar/ So close I don’t need a car“ (aus „Jukebox“) lustig machen. Im Berliner Huxleys sind zum Glück nur Erwachsene, die wissen, was wirklich zählt, wenn sich Einsamkeit bleiern über die Seele legt.

Eines der schönsten Lieder an diesem Abend (und in Williams’ gesamter Diskografie) heißt „Fruits Of My Labor“. Genau dafür umrundet sie jetzt ein ums andere Mal die Welt: um die Früchte ihrer Arbeit einzusammeln. Sie wird noch lange unterwegs sein. **MAX GÖSCHE**

Lucinda Williams

FOTO: DPA

Bill Ryder-Jones
Kantine am Berghain, Berlin
★★★★☆

Wir haben viele songs vor uns“, sagt Bill Ryder-Jones zur Begrüßung, es klingt, als verfluche er jeden einzelnen, „so let’s get on with it.“ Aber etwas klappt noch nicht, er kann sich nicht hören. „Fuckin’ hell.“ Er justiert den Mikrofonständer nach, auch das glückt nicht ganz. „Smooth, man …“

Jeder Quadratzentimeter der Bühne ist besetzt: Schlagzeug, Cello, Keyboard, Mellotron, eine Handvoll alte Gitarren, eine Handvoll alte Verstärker. Sechs Musiker:innen stehen um Ryder-Jones herum und warten darauf, dass es losgeht. Er ist nervös. Er hält seine Hände Richtung Publikum, zeigt, wie sie zittern.

Dann beginnen sie. „I Hold Something In My Hand“, „Christinha“, „If Tomorrow Starts Without Me“ schnell hintereinander, alle vom wunderbaren neuen Album „*Iechyd Da*“, warmer, brüchiger Folkpop, dem fragilen Geist entsprungen, der gerade offenbar gegen eine Panikattacke ansingt. Seine Stimme ist dünn und krächzend, mitgenommen. Sein schwermütiger Gesang kontrastiert schön mit den üppigen Kammerpop-Arrangements. Auf seinem Gitarrengurt steht „The Coral“, der Name der Band, die er Mitte der Neunziger in der Nähe von Liverpool gegründet und in den späten Nullerjahren verlassen hat, weil sie ihm zu erfolgreich wurde, zu groß, und er fürchterliches Lampenfieber hatte.

Die Pausen zwischen den Songs scheinen ihm quälend lang vorzukommen. „Könnt ihr euch beeilen?“, sagt er zu den Gitarristen, die gerade noch ihre Instrumente stimmen. Er sagt es nicht böse. Dann spielt er, in lustig verzweifelten Überbrückungsmanövern, „This Charming Man“ an, „Boys Don’t Cry“, „There She Goes“, auf seiner kirschroten Gibson ES-335.

Im Laufe des Konzerts entspannt er sich dann – als würde er sich mit jedem weiteren Song freuen, dass er nun einen weniger vor sich hat. Das Gewicht fällt von ihm ab, er bewegt sich federnd über die Bühne, nimmt einen längeren Ausflug in seinen frühen Katalog, geht sogar auf Wünsche aus dem Publikum ein (etwa mit der schönen Akustik-Ballade „The Lemon Trees #3“) und kommt am Ende wieder zu „*Iechyd Da*“ zurück, zu dem resignativen Stück „Nothing To Be Done“, aber auch zu dem kämpferischen „This Can’t Go On“. Und geht schließlich erleichtert von der Bühne. **JAN JEKAL**

RS PRÄSENTIERT

Fontaines D.C.

Hurricane/Southside

Das große Festival-Doppel im Norden und Süden der Republik wartet unter anderem mit folgenden Künstlern auf: Ed Sheeran, The National, Deichkind, Ayliva, Giant Rooks, Feine Sahne Fischfilet, Idles, Frank Carter & The Rattlesnakes, Tom Odell, The Gaslight Anthem, Fontaines D.C. (Foto), Noga Erez, Me First And The Gimme Gimmes, The Hives, The Subways u. v. m.

www.hurricane.de // www.southside.de

21. bis 23.06. **Scheeßel**, Eichenring // **Neuhausen ob Eck**

Rufus Wainwright

Als Sänger, Songwriter und Komponist changiert Wainwright erfolgreich zwischen Pop und Klassik. Bei seinen zwei Solo-Konzerten konzentriert sich der Künstler auf das Wesentliche: Piano, Gitarre und seinen charismatischen Gesang.
www.bseliger.de

13.07. **Berlin**, Großer Sendesaal RBB
17.07. **Karlsruhe**, Zeltival

Chris Isaak

Zwölf Jahre sind seit dem letzten deutschen Bühnenbesuch des Roots-Rock'n'Rollers vergangen. Umso mehr freuen wir uns auf die Rückkehr des kalifornischen Twang-Traditionalisten.
www.rbk-fusion.de

27.07. **Lörrach**, Stimmen Festival
28.07. **Köln**, Palladium
30.07. **Berlin**, Admiralspalast

Kunst!Rasen Bonn

Auch in diesem Jahr lädt die so beliebte wie etablierte Open-Air-Konzertreihe wieder in die malerischen Rheinauen zu musikalisch bunt gemischten Freiluft-Festivitäten.
www.kunstrasen-bonn.de

04.07. **Nile Rodgers & Chic + Kool & The Gang** // 05.07. **ZZ Top** // 19.07. **Eurythmics feat. Dave Stewart** // 21.08. **Gossip**

The Breeders

1993 sorgte die Band um die Zwillingsschwestern Kim und Kelley Deal mit ihrem zweiten Album, *„Last Splash"*, für Furore im jungen Alternative-Rock-Segment. Die Jubiläums-Tour zur Feier des Meilensteins führt sie im Sommer auch zu uns.
www.fkpscorpio.com

03.07. **Köln**, Live Music Hall
04.07. **Berlin**, Huxleys

FOTO: GOOD NIGHT FILMS

Kettcar
Nicht nur die Veröffentlichung des neuen Albums *„Gute Laune ungerecht verteilt“* verspricht große Abende mit ebensolchen Liedern.
www.fleetunion.com

26.04. **Dresden**, Schlachthof
27.04. **Hamburg**, Sporthalle

Bernhard Eder
Als Singer-Songwriter fand der studierte Jazz-Sänger seine wahre musikalische Heimat in Folk und Pop.
www.bernhardeder.net

10.05. **A-Grieskirchen**, TraK BASE
20.06. **Leipzig**, Noch Besser Leben

The Kills
Nach siebenjähriger Albumpause bringt das Duo seinen Garagen-Indie-Rock zurück auf die Bühne.
www.bta.com

07.05. **Berlin**, Columbiahalle
11.08. **Hamburg**, Docks
13.08. **Köln**, Carlswerk Victoria

Chelsea Wolfe
Den Gothic-Folk der Anfangstage erweitert die Nordkalifornierin um elektronische Komponenten.
www.fkpscorpio.com

06.06. **Köln**, Kantine
07.06. **Berlin**, Astra
22.06. **Hamburg**, Gruenspan
26.06. **München**, Technikum
13.06. **Köln**, MTC

Orange Blossom Special
Das „beste kleine Open-Air-Festival der Welt“ begrüßt Annie Taylor, Brockhoff, Coach Party u. v. m.
www.orangeblossomspecial.de

17. bis 19.05. **Beverungen**, Glitterhouse Garten

The Dead South
Die Bluegrass-Klänge der Kanadier erfreuen sich stetig wachsender Beliebtheit. Familiäre Folk-Feststimmung ist live also garantiert.
www.fkpscorpio.com

30.05. **Hamburg**, Sporthalle
01.06. **Berlin**, Zitadelle Spandau
02.06. **Leipzig**, Parkbühne Clara Zetkin Park
09.06. **Stuttgart**, Wagenhallen
11.06. **Köln**, Palladium
12.06. **Wiesbaden**, Schlachthof Wiesbaden
13.06. **München**, Zenith
15.06. **Saarbrücken**, Garage

Mannequin Pussy
Das Quartett aus Philadelphia operiert seit Jahren im Spannungsfeld zwischen Indie-, Punk- und Noise-Rock.
www.fkpscorpio.com

11.06. **Berlin**, Cassiopeia
12.06. **Hamburg**, Molotow
13.06. **Köln**, MTC

Belle And Sebastian
Die Geschichte der Glasgower Indie-Band mit Kammerpop-Faible begann vor dreißig Jahren. Heute können Belle And Sebastian auf zwölf Studioalben und unzählige Tourneen zurückblicken.
www.fkpscorpio.com

07.06. **Berlin**, Admiralspalast
09.06. **Köln**, Gloria

Weltstars auf dem Roncalliplatz
Im fünften Jahr lockt die Kölner Konzertreihe abermals zu speziellen Shows mit Dom-Kulisse.
www.noisenow.de

25.07. **Chilly Gonzales** // 27.07. **Nick Mason’s Saucerful Of Secrets**

Mannequin Pussy

FOTOS: EBRU YILDIZ, CJ HARVEY

Chelsea Wolfe

Sirenen-Festival 2024
Mit Charlotte Brandi, International Music, Plewka & Schmedtje und Liedfett, Lesungen von Ella Carina Werner, Rocko Schamoni u. v. m.
www.sirenenfestival.de

19.07. bis 20.07. **Hohwacht**, Ostsee

Marius Müller-Westernhagen
Zur Werkschau *„Westernhagen 75“* präsentiert der Jubilar seine größten Erfolge auch live.
www.prknet.de

10.05. **Dortmund**, Westfalenhalle
12.05. **Hannover**, ZAG Arena
13.05. **Köln**, LANXESS Arena
16.05. **Leipzig**, Quarterback Immobilien Arena
17.05. **Hamburg**, Barclays Arena
20.05. **Frankfurt**, Festhalle
21.05. **Stuttgart**, Schleyerhalle
24.05. **Berlin**, Waldbühne
20.08. **Mönchengladbach**, Sparkassenpark
23.08. **Coburg**, Schlossplatz
24.08. **Dresden**, Elbufer
27.08. **Halle**, Peißnitzinsel
30.08. **Loreley**, Freilichtbühne
31.08. **Neu-Ulm**, Wiley Sportpark
03.09. **München**, Circus Krone
07.09. **Rostock**, IGA

AKTUELLE TERMINE GIBT ES AUF
www.rollingstone.dew

DER SCHMALE GRAT

Dieser Film ist große Kunst, berührend, ohne rührselig zu sein

Von THOMAS HUMMITZSCH

Eidinger als tragische Figur

Es ist schwer, den schmalen Grat zu treffen. Verpasst man ihn, bleibt nur der Kitsch für die Massen oder Kitsch für die Schlauberger. So sieht es zumindest der vom Leben erschöpfte Komponist Bernard, dem es in seinem neuen Stück „Sterben“ partout nicht gelingen will, dem Kitsch aus dem Weg zu gehen.

Dem Hamburger Filmemacher Matthias Glasner ist es bislang immer ganz gut gelungen, dem Kitsch aus dem Weg zu gehen. In „Der freie Wille“ erzählte er aufwühlend vom Neuanfang eines entlassenen Vergewaltigers; sein Film „Gnade“, in dem sich ein Paar eines Verbrechens schuldig macht, hat Elemente eines Psychothrillers. In „Sterben“ zeigt er das Neben- und Ineinander von Leben und Tod so umfassend und ergreifend wie nie. Der autobiografisch motivierte Film ist der Versuch, seinen verstorbenen Eltern nahezukommen, sich dem Schmerz und der Verlorenheit zu stellen. Es geht aber auch um die Unverschämtheit, mit der Krankheit, Niedergang und Tod in unserem Leben wüten.

Der Film beginnt mit der sprichwörtlichen Scheiße, in der das Ehepaar Lunies sitzt. Gerd leidet an Demenz und irrt halb nackt durch die Nachbarschaft. Als seine Frau, Lissy, wegen eines Herzinfarkts ins Krankenhaus muss, wird Gerd in ein Pflegeheim gebracht. Es ist ein trauriges Ende, das ihn dort erwartet, während Lissy noch etwas Zeit bleibt, die Dinge zu regeln, die zu regeln sind. Der Versuch, sich nach dem Tod ihres Mannes ihrem Sohn, Tom (Lars Eidinger), gegenüber zu öffnen, geht derart in die Hose, dass man sprachlos danebensteht.

Glasner fängt in beklemmenden Miniaturen die elende Situation von Lissy und Gerd Lunies ein, erzählt von Einsamkeit und Überforderung, Kontrollverlust und Verbitterung, Angst und Resignation. Jens Weisser und Corinna Harfouch nimmt man dabei jede Regung ab, ihr gleichermaßen physisches wie emotionales Spiel ist in seiner Schonungslosigkeit weltbewegend.

Dem steht die wackelige Existenz von Tom gegenüber. Er ist Dirigent und arbeitet mit seinem depressiven Freund Bernard an dessen „Sterben“-Komposition. Diese Arbeit ist ebenso eng mit dem Tod verbunden wie sein rührliges Engagement als Ersatzvater. Lars Eidinger beeindruckt als tragische Figur, die wie Hamlet kein Rezept gegen die innere und äußere Kälte findet. Seine Schwester, Ellen, wiederum versucht die kaputten Familienverhältnisse in rauschhaften Nächten zu vergessen und tanzt dabei - Lilith Stangenberg glänzt als selbstzerstörerischer Vamp - grandios am Abgrund. Bill Fays Zeile „I’m looking for lasting relations“ bringt die Sehnsucht der Figuren angesichts der dysfunktionalen Verhältnisse in dieser Familie auf den Punkt.

Dass sich Glasners Film und Bernards Komposition den Titel teilen, ist ein Hinweis auf die formale Gestalt dieses Episodenfilms, der als klassisches Drama erzählt wird. Wie das Orchesterstück geht der Film permanent vor und zurück, das Ringen mit der Existenz ist ein ständiges Anschwellen und Abklingen. Höhen und Tiefen, Lachen und Weinen, Lärm und Stille werden hier zu einem Requiem arrangiert, das das Leben feiert und den Tod ehrt.

„Sterben“ trifft den schmalen Grat, den Bernard bis zum tragischen Ende sucht. „Du musst machen, was dein Herz dir sagt“, empfiehlt Glasners fünfjährige Tochter in einem Handyvideo zu Beginn. Der Regisseur ist dieser Aufforderung gefolgt.

Die Tragik des Daseins liege darin, dass es für manche lebenswert sei, für andere unerträglich, hat Ingmar Bergman einmal gesagt. Dieser Ambivalenz kommt man in diesem ebenso zärtlichen wie überwältigenden Opus magnum näher.

Sterben

Corinna Harfouch, Lilith Stangenberg

Regie: Matthias Glasner

KINOSTART: 25. APRIL

★★★★☆

FOTO: JAKUB BEJNAROWICZ/PORT AU PRINCE

Ich Capitano

Seydou Sarr, Moustapha Fall

Regie: Matteo Garrone

★★★★½

Seydou und Moussa haben einen gemeinsamen Traum. Der führt sie nach Europa, wo ein besseres Leben als Musiker auf sie wartet. Ihr Wunsch ist so groß, dass sie alle Warnungen in den Wind schlagen und sich eines Morgens heimlich auf den Weg machen. Aus dem Traum von einem besseren Leben wird jedoch schnell ein Albtraum, der sie an die äußersten Grenzen führt. Matteo Garrone („Pinocchio“, „Dogman“, „Gomorrha“) hat für seinen in Venedig mit dem Regiepreis ausgezeichneten Film auf die Erfahrungsberichte von Jugendlichen zurückgegriffen, die wie seine Figuren von Europa träumten und es über das Mittelmeer geschafft haben. Deren Geschichten seien die einzige Möglichkeit, wahrhaft über die heutige Zeit zu erzählen, ist sich der Italiener sicher.

Und diese Zeit ist eine grausame. Indem die Geschichte dem Schicksal von Moussa und Seydou folgt, werden wir Zeugen des alltäglichen Horrors, auf den sich die Verzweifelten dieser Welt einlassen, um dem Elend in ihren kriegs- und krisengeschüttelten Herkunftsländern zu entfliehen. Wir erleben die Demütigungen durch geldgierige Schleuser, den leidvollen Fußmarsch durch die Wüste, die brutale Folter der libyschen Mafia, die Ausbeutung der Geflüchteten durch skrupellose Unternehmer und die lebensgefährliche Überfahrt nach Europa. Die Unmittelbarkeit der Erzählung macht den Film höchst authentisch. Die Kamera ist dabei immer nah an den Figuren, denen Seydou Sarr und Moustapha Fall eine große emotionale Bandbreite verleihen. Weitet sich das Bild, konfrontieren uns die epischen Panoramen mit der Verlorenheit dieser jungen Männer in einer lebensfeindlichen Welt.

Dieses erschütternde Drama spielt mit Elementen des magischen Realismus und greift so die spirituelle Dimension des afrikanischen Kinos auf, ohne dabei in postkolonialen Exotismus abzugleiten. „Ich Capitano“ ist ein Triumph der Menschlichkeit über die Ignoranz der Politik, der drastisch Tatsachen vor Augen führt, derer wir uns alle bewusst sein sollten. *(Kinostart: 4.4.)* **THOMAS HUMMITZSCH**

Auf trockenen Gräsern

Merve Dizdar, Deniz Celiloğlu

Regie: Nuri Bilge Ceylan

★★★★☆

Nuri Bilge Ceylan hat eine Art Dauer-Abo beim Filmfestival in Cannes, immerhin liefen sieben seiner zehn Filme im Wettbewerb an der Croisette. 2023 war auch „Auf trockenen Gräsern“ im Rennen um die Goldene Palme, Hauptdarstellerin Merve Dizdar erhielt den Preis als beste Darstellerin.

Ceylan begibt sich für sein Drama in ein abgeschiedenes Dorf in Anatolien, wo der junge Kunstlehrer Samet aus Istanbul seinen Pflichtdienst absolviert. Er hat sich mit dem Leben in der trostlosen Einöde irgendwie arrangiert, hofft aber darauf, bald wieder in die Metropole versetzt zu werden. Als ihm sein Mitbewohner Kenan die Kollegin Nuray vorstellt, die bei einem Terroranschlag ein Bein verloren hat, beginnt eine Dreiecksgeschichte. Aber die Dinge ändern sich grundlegend, als zwei Schülerinnen Samet und Kenan unangemessenes Verhalten vorwerfen.

Mit „Auf trockenen Gräsern“ bewährt sich Nuri Bilge Ceylan erneut als einer der großen europäischen Kinopoeten. Er nimmt sich 200 Minuten Zeit, um das Porträt einer Gesellschaft zu zeichnen, in der sich Individualismus und Kollektivismus gegenüberstehen. Und er lässt seine Figuren darüber diskutieren: Mit literarischer Wucht werden Emotionen und Standpunkte durchdekliniert und Positionen hinterfragt. Ceylan geht sehr behutsam mit seinen Figuren um, er erlaubt ihnen Widersprüche und Fehler, ohne sie zu verurteilen. Überhaupt interessieren ihn weniger die Themen Schuld und Sühne, sondern die Charakterzüge der Menschen und die Brüche in ihrem Handeln.

„Hoffnung macht müde“, sagt Samet an einer Stelle, und diese moralische Erschöpfung macht Ceylans Film spürbar. Kontrastiert werden die dichten Dialoge mit elegischen Landschaftsaufnahmen; die Schönheit und Einsamkeit der kargen Natur spiegeln das Innenleben der Figuren. „Auf trockenen Gräsern“ ist ein vielschichtiges, melancholisches Drama über enttäuschten Idealismus und die Subjektivität der Wahrheit. *(Kinostart: 16.5.)* **CORNELIS HÄHNEL**

Nightwatch 2

Fanny Leander Bornedal, Nikolaj Coster-Waldau

Regie: Ole Bornedal

★★★☆☆

Der dänische Thriller „Nightwatch“ war in den 90er-Jahren so erfolgreich, dass Ole Bornedal mit „Freeze“ ein US-Remake drehte. Dreißig Jahre später wagt er sich ein drittes Mal an den Stoff, „Nightwatch 2“ ist Fortsetzung und Reboot in einem. Bornedal nimmt die Figuren von damals und konfrontiert sie mit ihrem Trauma. Protagonistin ist nun Emma, die Tochter des damaligen Nachtwächters Martin, die neben dem Medizinstudium im Leichenschauhaus arbeitet und sich ebenfalls mit einem Killer rumschlagen muss. Natürlich trägt auch „Nightwatch 2“ die Bürde der Fortsetzung und erreicht nicht die Komplexität des ersten Teils. Aber wie Bornedal altbekannte Elemente neu arrangiert und weiterspinnt, ist durchaus spannend und unterhaltsam. *(Kinostart: 16.5.)* **CH**

Im Land der Wölfe

Regie: Ralf Bücheler

★★★★☆

Nachdem die Wölfe in Deutschland gut hundert Jahre ausgerottet waren, sind sie nun wieder zurück – und mit ihnen auch die alten Ängste und Vorurteile. Der Dokumentarfilm „Im Land der Wölfe“ von Ralf Bücheler blickt auf die hiesige Landkarte und geht dorthin, wo sie sich wieder angesiedelt haben. Und er zeigt, welche Probleme und Herausforderungen damit einhergehen. In Interviews mit Experten aus Verwaltung, Wissenschaft und Naturschutz wird aufgezeigt, welche Optionen es im Umgang mit Wölfen gibt und wie Aufklärung helfen kann. Aber es sind vor allem Aufnahmen von Wildtierkameras, die einen faszinierenden und genauen Einblick in das Leben der Tiere geben, denn wenn man einen Wolf bei der nächtlichen Jagd im Wald beobachtet, dann ist das so spannend wie ein Krimi. *(Kinostart: 2.5.)* **CH**

Teaches Of Peaches

Peaches, Leslie Feist, Chilly Gonzales

Regie: Philipp Fussenegger, Judy Landkammer

★★★½☆

„You came to see a rock show“ und „Are the motherfuckers ready for the fatherfuckers?“, sprechsingt die verschwitzte, halb nackte Peaches 2022 von der Bühne im Berliner Huxleys, und die Masse tobt. Damals trat die bunte Crew der kanadischen Musikerin auf der Jubiläumstour ihres Debütalbums, *„The Teaches Of Peaches“*, auch in ihrer Wahlheimat auf. Berlin ist das heimliche Zentrum des queerfeministischen Universums der Electroclash-Queen. Das Berliner Label Kitty-Yo produzierte 2000 ihre erste Platte als Peaches, danach rockte sie jahrelang mit Chilly Gonzales den musikalischen Underground der Stadt.

Die beiden Filmemacher Philipp Fussenegger und Judy Landkammer haben sich für ihre ansteckende Hommage tief durch die Archive gewühlt. In einem Mix aus körnigen Super-8-Bildern, schlechten Tapes, Interviews mit Weggefährt:innen sowie mitreißenden Onstage- und Backstage-Aufnahmen von der Jubiläumstour erzählen sie die Geschichte der explosiven Musikerin. Dabei erfährt man, dass sich ihr bekanntester Song, „Fuck The Pain Away“, wie von allein schrieb, aber nie in einem Studio aufgenommen wurde – als Live-Mitschnitt von einem der ersten Peaches-Konzerte fand es seinen Weg in die Welt.

Als junge Erwachsene wollte die Sängerin, dass Kinder uneingeschränkt ihre innere Energie und Kreativität entdecken können. Dieser Ansatz der Selbstverwirklichung zieht sich als Programm durch ihr Werk. Peaches habe sich dem verpflichtet, was sich richtig anfühlt, beschreibt das im Film Leslie Feist, die mit Peaches zeitweise in einer chaotischen WG lebte. Und richtig fühlt es sich an, die Welt zu einem Safe Space der Queeren und Weirdos zu machen, zu denen sie sich selbst zählt. Auf der Berlinale mit dem Teddy Award ausgezeichnet, zeigt die Dokumentation auch, wie stark diese Emanzipation mit Schmerz, Verlust und Zerstörung verbunden ist. „Teaches Of Peaches“ feiert die spektakuläre politische Kunst einer Avantgardistin, die ihrer Zeit weit voraus ist. *(Kinostart: 9.5.)* **TH**

Stand By Me
Wil Wheaton, River Phoenix
Regie: Rob Reiner
★★★★☆

Wenn man sich heute „Stand By Me“, Rob Reiners 1986 gedrehte Adaption von Stephen Kings Novelle „Die Leiche“, noch einmal ansieht, dann ist sie nicht vor allem deshalb gruselig, weil sich darin Kinder auf die Suche nach einem vermissten, wohl toten Jungen in den Wäldern von Maine begeben, um dabei – etwas plakativ erdacht – eine Coming-of-Age-Erfahrung wie in den Erzählungen John Steinbecks zu machen. Viel schauriger ist der Blick auf die spätere Entwicklung der beteiligten Schauspieler im echten Leben. Denn Corey Feldman sollte privat genauso abstürzen wie seine nervöse Figur Teddy. Wil Wheaton wurde ein schüchterner (Hollywood-) Außenseiter, später Schriftsteller wie seine Hauptfigur Gordie. Kiefer Sutherland landete wegen Trunkenheit und Randale im Knast wie der tyrannische Ace. Und River Phoenix' trauriger, vor seiner Zeit gealterter Rebell Chris? Ja, Chris starb jung. Wie Phoenix selbst.

Rob Reiner konnte ab den späten 70er-Jahren drehen, was er wollte, ihm gelangen sieben Klassiker in Folge, wie sonst nur Richard Donner, in sieben Genres: „This Is Spinal Tap“, „Der Volltreffer“, „Die Braut des Prinzen“, „Harry und Sally“, „Misery“ (zwar auch Stephen King, aber eben echter Horror), „Eine Frage der Ehre“, und dazwischen „Stand By Me“, das Anti-Bratpack-Statement. Dazu revitalisierte der Film die Karriere des 48-jährigen Ben E. King, von dessen Soulklassiker „Stand By Me“ er seinen Titel entliehen hat.

Ganze unglaubliche zehn Jahre nach Brian De Palmas „Carrie“ war dies der erste dem Kinopublikum erbrachte Beleg, dass Stephen King mehr konnte, als nur Monster zu erschaffen. Und manchmal konnte er auch lustig sein. Das legendäre Kuchen-Wettessen, das in gemeinschaftlichem Kotzen-im-Strahl-Exzess endet, ist ein willkommener Comic Relief, von Regisseur Reiner mit Blaubeerfontänen aus weit aufgerissenen Mündern souverän inszeniert. Er verleitet uns zur willentlichen Aussetzung unserer Ungläubigkeit.

(Blu-ray, Sony) **SASSAN NIASSERI**

Caren Miosga

TV

DER DISKURS ZUR NACHTRUHE

„Caren Miosga“ ersetzt am Sonntagabend in der ARD die Sendung von Anne Will – mit demselben Personal aus der deutschen Politik

ARNE WILLANDER
SCHAUT FERN

Bei der SPD spielt er die erste Geige, aber eigentlich wollte er Rockstar werden. Die SPD war einmal ein großes Konzert – 1972 haben unglaubliche 45 Prozent Willy gewählt.“ Und heute ist die SPD ein Kammerkonzert. Deshalb die Frage: „Wofür braucht es die SPD noch, Herr Klingbeil?“ Lars Klingbeil ist der Sohn eines Bundeswehroffiziers und kann „Smells Like Teen Spirit“ nachspielen. Der Rockstar wird bei ihm so mythisch wie bei Claudia Roth das angebliche Management von Ton Steine Scherben.

Es ist Sonntagabend, der frühere Sendeplatz von Anne Will mit „Anne Will“, den jetzt Caren Miosga mit „Caren Miosga“ okkupiert hat. Bei Anne Will saßen vier Menschen im Halbrund. Bei Caren Miosga sitzt ein Politiker an einem Tisch der Gastgeberin gegenüber. Miosga hat einst ein Kulturjournal beim NDR moderiert

„Miosga“ ist nah bei „Maischberger“ und hat das Plakative von „Hart aber fair“

und anschließend die „Tagesthemen“. Zu Ehren des verstorbenen Schauspielers Robin Williams stieg sie auf den Tisch und stellte damit das berühmte Ende von „Der Club der toten Dichter“ nach, ein wunderschöner und einzigartiger Moment.

Caren Miosga ist charmant und hartnäckig. Die gleichnamige Sendung ist nah bei „Maischberger“ und hat andererseits das Plakativ-Parolenhafte von „Hart aber fair“ – beide Sendungen auch in der ARD. Nach dem profunden Einzelgespräch kommen zwei Beisitzer, meistens Publizisten oder Politiker, an den Tisch, um das Motto des Abends zu stärken. Lars Klingbeil muss den SPD-Fraktionsvorsitzenden Rolf Mützenich verteidigen, der im Bundestag das Einfrieren des Ukrainekriegs forderte, als wäre er Papst Franziskus, und natürlich den Kanzler. Die Journalistin Annette Bobrowski beklagt, dass Olaf Scholz seine Versprechen nicht gehalten hat.

Eine Einspielung lässt Scholz immer wieder „You'll never walk alone“ sagen. Miosga sagt: „Ursprünglich war es der Titel eines Broadway-Stücks, 1963 machten Gerry & The Pacemakers einen Song daraus. Beim FC Liverpool wird es im Stadion gesungen. Das Lieblingswort des Kanzlers ist ‚sorgfältig‘. Passen so große Gefühle zu Scholz?“ Klingbeil weicht souverän aus: „Das letzte Mal hörte ich den Song im Stadion vom FC St. Pauli.“ Zum Abschied eines Kollegen der Linken spielte Klingbeil Gitarre, und Omid Nouripour von den Grünen rappte dazu. So kommt die Popkultur in die Politik.

Dann reden sie über die Rente.

FOTO: NDR/PHILIPP RATHMER ILLUSTRATION: STUDIO PONG

SERIEN

VON BIRGIT FUSS & GUNTHER REINHARDT

Andy Warhol's Dracula

Udo Kier, Maxime McKendry

Regie: Paul Morrissey

★★½☆☆

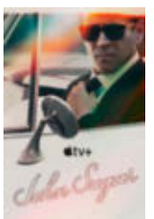
Wer kennt ihn nicht, den Fürsten der Vampire, dessen Reich sich von Rumänien über die ganze Welt erstreckt. In Paul Morrisseys Verarbeitung der Legende ist der Graf der Finsternis ein eitler Dandy, der sich auf der Suche nach frischem Blut nach Italien begibt, weil sein Diener in dem katholischen Land mehr Jungfrauen vermutet. Sie stoßen auf die Familie di Fiore, die zum verarmten Landadel gehört und das Vermögen des Fürsten der Dunkelheit gut gebrauchen könnte. Ihre vier Töchter scheinen wie gemacht für den kränklichen Grafen, doch die Dinge sind nicht so einfach. Die Erstgeborene, Esmeralda, war schon einmal vergeben und kommt deshalb nicht infrage, Nesthäkchen Perla ist noch zu jung für eine Ehe. Bleiben die aufreizenden Schwestern Saphiria und Rubinia, die sich aber regelmäßig mit dem Hausangestellten Mario vergnügen. In der Hoffnung, dies unterschlagen zu können, führt die Marchesa di Fiore dem Grafen ihre frivolen Töchter zu. Mit fatalen Folgen.

Die Idee zu dieser Horrorkomödie soll angeblich Roman Polanski gekommen sein, als ihm Morrissey Anfang der Siebziger erzählte, dass er einen 3-D-Film über Frankenstein machen wolle. Tatsächlich drehte er dann 1973 in Italien „Andy Warhol's Frankenstein", direkt im Anschluss nahm er mit dem gleichen Team die Dreharbeiten für seine Dracula-Interpretation auf. Udo Kier spielt darin den erbärmlichsten Grafen der Filmgeschichte, der sich weder gegen seinen eigenen Diener noch gegen den virilen Hausangestellten der Familie di Fiore durchsetzen kann. Der hält seinerseits die Fahne der kommunistischen Revolution hoch und reißt mit der Entschiedenheit der Bolschewiki alles an sich, was dem Adel lieb und teuer ist. Durchaus unterhaltsam, wie Morrissey (der für Warhol arbeitete und unter anderem The Velvet Underground entdeckte) Bram Stokers Erzählung mit der Geschichte des internationalen Klassenkampfs kreuzt. Keine Filmperle wird hier entdeckt, aber Pulp Fiction für das Kuriositätenkabinett. *(Blu-ray, Plaion Pictures)* **THOMAS HUMMITZSCH**

Farrell als John Sugar

John Sugar ★★★☆☆

Colin Farrell, Kirby Howell-Baptiste, Amy Ryan



Zunächst wirkt „John Sugar" wie eine klassische Krimiserie mit Film-noir-Touch. Colin Farrell spielt einen (natürlich traumatisierten) Privatdetektiv, der die vermisste Olivia Siegel wiederfinden soll – verschwundene Leute mit allen Mitteln aufzuspüren ist seine Spezialität. Von der mächtigen Produzentenfamilie Siegel ist Sugar erst mal beeindruckt – bis nach und nach dunkle Geheimnisse ans Licht kommen. Und schon sind wir mittendrin in einem #MeToo-Komplott. All das wäre genug, kombiniert mit deftigen Kampfszenen und vielen Anspielungen auf alte Hollywoodhelden – doch dann wartet die Serie mit einem Plot-Twist auf, der einen komplett aus der (Erdumlauf-)Bahn wirft. Sagen wir es so: Zumindest vorhersehbar ist „John Sugar" nicht, aber zwischendrin etwas langatmig und am Ende etwas irre. Und Colin Farrell kann immer noch ein sehr schönes finsteres Gesicht machen. *(Apple TV+)* **BF**

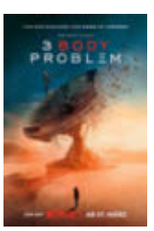
The Tattooist Of Auschwitz ★★★☆☆

Jonah Hauer-King, Anna Próchniak, Jonas Nay

Breslau im Jahr 1942. Lali Sokolov wartet auf den Zug nach Polen. Auf seinem Mantel klebt ein Judenstern. Als Lali beim Einsteigen einen alten Schulkameraden in Uniform sieht, ist dieser entsetzt: „Hau ab, Lali! Renn weg, so schnell, wie du kannst!" Doch dazu ist es zu spät. Als dann irgendwann die Türen des Waggons wieder aufgehen, ruft ein deutscher Kommandant: „Willkommen in Auschwitz!" Bald wird Lali die ersten Leichen sehen, die ins Krematorium gefahren werden, bald wird er dafür verantwortlich sein, Neuankömmlingen Nummern auf den Arm zu tätowieren – auch der jungen Gita, in die er sich verliebt. Wie Heather Morris' Roman „Der Tätowierer von Auschwitz" vermengt die auf der wahren Geschichte des slowakischen Juden Lali Sokolov beruhende Serienadaption Holocaust-Drama und Liebesgeschichte und erzählt in oft nicht leicht zu verdauenden Bildern von den Schuldgefühlen eines Überlebenden. *(Sky)* **GR**

3 Body Problem ★★★★☆

Jess Hong, Liam Cunningham, Rosalind Chao



Ähnlich wie bei „Game Of Thrones" erwartet einen bei „3 Body Problem" ein epischer Plot voller verworrener Handlungsfäden und komplexer Figuren, von denen die eine oder andere schneller einen gewaltsamen Tod findet, als einem lieb ist. Das nimmt man aber in Kauf, weil die Serie so virtuos einen Erzählbogen vor einem ausbreitet, der damit beginnt, dass eine chinesische Wissenschaftlerin in den 60er-Jahren Kontakt mit Außerirdischen aufnimmt. Diese begeben sich dann auf eine Reise zur Erde, die zwar 400 Jahre dauern wird, aber im Hier und Jetzt schon Panik auslöst, nachdem die Aliens ihr Kommen mit einem Satz ankündigen: „Ihr seid Ungeziefer!" *(Netflix)* **GR**

Diary Of The Dead

Alan Van Sprang, Amy Ciupak

Regie: George A. Romero

★★★★☆

Romeros vorletzter, aus Handkameraperspektive gedrehter Film erschien 2007 auf dem Höhepunkt des Found-Footage-Horrors („Cloverfield", „Rec", „Paranormal Activity"), floppte als einziger der dazugehörigen Filme und war als einziger hochpolitisch: eine Kritik an rechten Medien, in deren Kolportage der Patient Zero der Zombieseuche ein, was sonst, illegal Eingewanderter ist.

Sieben Filmstudenten flüchten mit stets angeschalteter Kamera durch Pennsylvania und treffen auf Menschen, die ihr Außenseiter-Status eint. Und die vieles richtig machen. Afroamerikanische Paramilitärs setzen ihre Waffen nicht zur Terrorisierung derjenigen ein, die sie rassistisch drangsaliert hatten, sondern zur Verteidigung aller. Gerade diejenigen, die wir ausgegrenzt hatten, können also diejenigen sein, die uns zur Seite stehen. In alter Romero-Tradition sind die Übeltäter Vertreter der herrschenden Klasse, weiße Soldaten, die die Vorräte der Studenten plündern.

„Diary Of The Dead" war auch prophetisch, zeigt die Macht der Blogosphäre auf unser Selbstbild, nimmt den Einfluss sozialer Medien vorweg. 2007 war das heute längst vergessene Myspace die Nummer eins der sozialen Netzwerke, für die es den Begriff soziale Netzwerke noch gar nicht gab. Facebook und Twitter waren unbedeutend, Instagram noch nicht mal gegründet. Aber Romeros Protagonisten nutzen bereits YouTube, um waghalsig aufgenommene Videos der Untoten-Attacken hochzuladen. Sie geben Anweisungen, wie Clips zu schneiden sind, um damit Wirkung zu erzielen. Schnell wird unklar, was Information ist und was Fake News, wie sie heute das Netz verunreinigen.

Romero forderte: Hinterfragt Blogger, aber hinterfragt deren amateurjournalistische Nachrichten nicht weniger als die der etablierten Medien. Die Studenten ersehnen eine Karriere als Netzpersönlichkeiten, wittern die Chance auf digitale Lebensverlängerung. Weil sie im echten Leben bald gefressen werden. *(Blu-ray, WMM)* **SASSAN NIASSERI**

FOTO: NETFLIX

Bücher

VOM TOD DER MUTTER

Ein berührendes, verzweifeltes, zweifelndes Buch über die letzten Dinge

Von BIRGIT SCHMITZ

Um sein Buch „Rückkehr nach Reims“ schreiben zu können, verließ Didier Eribon den Ort, an den er viele Jahre zuvor geflohen war. Er entfernte sich von Paris, wandte sich vom akademischen Milieu ab, das so lange seine Komfortzone war. Er schrieb nicht an einer wissenschaftlichen Abhandlung oder Biografie. Damit hatte er sich als Soziologe in den elitären Pariser Kreisen einen Namen gemacht. Sein neues Thema war die von ihm immer mit Scham betrachtete Familie. 2009 erschien so ein persönlicher Text: über den Tod des Vaters, darüber, wie wenig sich die Arbeiterklasse für andere marginalisierte Gruppen interessiert bzw. wie tief verwurzelt Homophobie und Rassismus dort sind, und über den Aufstieg des rechtsextremen Front National. Aus der Perspektive des Intellektuellen war das ein „kleines“ Buch, aber gerade durch die persönliche Dringlichkeit wurde es einflussreich. Vor allem jüngere Schreibende entdeckten den in Vergessenheit geratenen Klassenbegriff für sich. Und natürlich passte das alles auch ganz wunderbar zu der damals noch heiß gehandelten Autofiktion.

Als ich den Titel des neuen Buchs las - „Eine Arbeiterin. Leben, Alter und Sterben“ -, war ich mir gar nicht sicher, ob es dieses Buch überhaupt brauchen würde. Hatte Didier Eribon sich nicht schon ausführlich genug mit der eigenen Herkunft und Familie beschäftigt? War das Buch über die letzten Tage und den Tod seiner Mutter bloß eine Fortsetzung? Vielleicht sogar eine, die sich der Verlag gewünscht hat, um an den großen Erfolg des Vorgängers anknüpfen zu können? Eribon greift jedenfalls eine große Sorge auf, die wohl alle 45- bis 60-Jährigen umtreibt: Wie geht man mit dem Alter und dem Tod der Eltern und mit einem maroden Pflegesystem um?

Wer also gerade dabei zusehen muss, wie die Welt der eigenen Eltern jenseits der 80 Jahre immer weiter schrumpft, bis nur das leichte Heben und Senken einer geblümten Bettdecke verrät, dass dort noch Leben ist, der weiß leider zu genau, wovon Eribon schreibt. „Am Ende bin ich also nur zweimal in Fismes gewesen“, lautet der erste Satz des Buchs. In Fismes ist das Altenheim, in das Eribon nach langem Ringen seine 87 Jahre alte Mutter bringt. Wie jedes gute Kind nimmt er sich natürlich vor, regelmäßig vorbeizuschauen und sich um den immer gebrechlicher werdenden Elternteil zu kümmern. „Also nur zweimal“ - darin bündelt sich die Achtlosigkeit, mit der der eigene Alltag den wirklich wichtigen Dingen vorgezogen wird.

Aber „Eine Arbeiterin“ ist nicht nur ein berührender Text. Indem weder Mutter noch Brüder mit Namen genannt werden, schützt er sie als Menschen; gleichzeitig hält er vieles auf Distanz und macht sie zu Objekten seiner soziologischen Untersuchungen. Das ist sicherlich eine Schwäche. Doch eine, derer er sich bewusst ist, wenn er an einer Stelle schreibt: „Bei diesem Thema ist die Literatur nicht nur imstande, genauer zu beobachten und zu erklären als die Theorie, sondern auch, besser zu denken als die Philosophie.“ Dies leitet eine Auseinandersetzung mit Theoriekonzepten ein, die nur funktionieren, wenn man Alter als Identitätsmarker ausklammert. Dabei ist es genauso wirkmächtig wie Klasse, Gender, Sexualität und Hautfarbe.

Das ist alles durchaus aufschlussreich, aber gelegentlich hat man doch das Gefühl, dass Eribon einen Zettelkasten ausgeleert hat. Etwas hilflos reiht er vor allem im letzten Drittel verschiedene Alltagsszenen aus seiner Kindheit hintereinander, die es so nicht gebraucht hätte. Wenn er auf seine Säulenheiligen Foucault, Sartre, Beauvoir und Elias zurückgreift, hat man das Gefühl, dass die Mutter-ohne-Namen wegerklärt wird. Dabei hat er ein so genaues Auge für die kleinen Situationen, die das Verhältnis von Kindern und Eltern in dieser letzten Phase prägen: die Täuschungen („Alles wird gut“), die längst verschwundene Nähe (immer läuft der Fernseher mit brüllender Lautstärke), das Wunderlichwerden und der Verlust des Lebenswillens. Die Einweisung in ein Altenheim ist monströs, denn sie besiegelt nicht den Zeitpunkt, aber den Ort, an dem man sterben wird.

Nach ihrem Tod kauft Eribon sich ein Wörterbuch für den nordfranzösischen Dialekt seiner Mutter, um ihre Stimme weiter im Ohr zu haben. Dieser zarten Annäherung haftet, da sie mit dem Tod verbunden ist, etwas Verzweifeltes an - im Wortsinne, nicht abwertend, sondern als Ausdruck jener Zweifel darüber, wer wir sind, wo wir herkommen und wie wir diejenigen wurden, die wir heute sind.

Didier Eribon
Eine Arbeiterin
SUHRKAMP
★★★★☆

ILLUSTRATION: STUDIO PONG

Ronya Othmann
Vierundsiebzig
★★★★½
Epischer Flickenteppich der Verwüstung

„Der Genozid ist eine technische Sache, für die man technische Begriffe gefunden hat“, schreibt Ronya Othmann in ihrem zweiten Roman. Darin sucht sie in einem vielschichtigen Verfahren andere Worte als juristische für den Völkermord an den Jesiden. Ausgangspunkt sind die Ereignisse, die sich nach dem 3. August 2014 in der Shingal-Region im Norden des Irak zugetragen haben. Vor den Augen der Welt fielen Terroristen des Islamischen Staats in die Region ein, brachten die männlichen Mitglieder der Religionsgemeinschaft systematisch um und entführten Tausende jesidische Frauen und Mädchen, um sie als Sex- und Hausklavinnen zu verkaufen.

Ronya Othmanns Literatur ist eng mit dem Schicksal des jesidischen Volkes verbunden. In ihrem hochgelobten Debütroman, „Die Sommer“ (2020), blättert sie in ihren Erinnerungen an das kurdische Dorf ihrer Großeltern. Sie erzählt von der bedrohten jesidischen Existenz, deren Vernichtung sie in dem Gedichtband „Die Verbrechen“ zu fassen versucht. „Alles kommt auf dich zurück, egal wie sehr du den Kopf einziehst“, heißt es dort. Als Teil dieser bedrohten Gemeinschaft hat Othmann keine Wahl - sie muss schreiben, um all jenen eine Stimme zu geben, die nicht mehr sprechen können.

Unzählige Begegnungen und Gespräche, Augenzeugenberichte und Aufzeichnungen sind in diesen schmerzhaften Text geflossen. Othmann schildert Eindrücke von einer Reise in den Irak, berichtet vom Prozess gegen eine in den Völkermord verwickelte deutsche IS-Terroristin und fängt in individuellen und kollektiven Erfahrungen die anhaltende Verwüstung der jesidischen Kultur ein. So webt sie ein unwiderstehliches Epos aus Fakten und Details, um der zerrissenen Wirklichkeit der Jesiden (und damit auch ihrer eigenen) gerecht zu werden. Aus den vielen Anfängen und Enden der jesidischen Geschichten legt sie ein erschütterndes erzählerisches Mosaik, das dem Unsagbaren Ausdruck verleiht. *(Rowohlt)* **THOMAS HUMMITZSCH**

Rocko Schamoni
Pudels Kern
★★★★☆
Der singende Töpfer aus Plön schreibt immer weiter

Mit „Dorfpunks“ schrieb Rocko Schamoni vor zwanzig Jahren einen Bestseller. Der „singende Töpfer aus Plön“ (Eigenbeschreibung) wurde damals gedrängt, den Erfolg durch eine Fortsetzung zu wiederholen. Er fand das eine banale Idee und hat lieber andere Dinge gemacht. Vor fünf Jahren kündigte er dann eine in Hamburg spielende „Freaks-Trilogie“ an. Seitdem behandelte er mit seinen Büchern „Große Freiheit“ und „Der Jaeger und sein Meister“ die 60er- bzw. 70er-Jahre. Mit „Pudels Kern“ sind nun die Achtziger bis Mittneunziger dran.

Inhaltlich knüpft er nahtlos an das autobiografische „Dorfpunks“ an. Es beginnt mit seinem Auszug aus dem Elternhaus in einer Kleinstadt an der Ostsee. Er zieht nach Hamburg und damit hinein in die Szene der coolen Großstadtpunks sowie der immer geöffneten Kneipen, Kaschemmen und Spelunken auf St. Pauli. Es folgen Jahre der Ausschweifungen und des Lebens als Musiker auf Tour, aber ebenso der Depressionen, Angstattacken und Selbstzweifel, die Schamoni schonungslos ehrlich und selbstkritisch schildert. Das Buch endet 1994 mit der Gründung des Golden Pudel Club durch Schamoni und Schorsch Kamerun in einem einstigen Hamburger Schmugglergefängnis am Hafen.

Nachdem Schamoni letztes Jahr mit der Idee, mit selbst getöpferten Aschenbechern für E-Zigaretten das große Geld zu verdienen, scheiterte, hat ihn sein zwielichtiger Manager Gereon Klug dazu gedrängt, mit einer Bühnenshow „als Weltkasperle“ übers Land zu tingeln. So wird es zumindest in der „Rocko Schamoni Supershow“ behauptet, die seit Kurzem in der ARD-Mediathek zu sehen ist. Das Multitalent Klug brilliert hier als heimlicher Co-Star.

Wer sich an den pickligen Jüngling im Hamburg der Achtziger erinnert, der beim HSV (Hamburger Spastikerverein) seinen Zivildienst ableistete, erkennt den inzwischen unglaublich präsenten, souveränen und feingeistigen Schamoni kaum wieder. *(hanserblau)* **STEPHAN TIMM**

Derek Marlowe
Ein Dandy in Aspik
★★★½☆
Spionageroman-Klassiker aus dem Swinging London

Der Engländer Derek Marlowe war vielleicht der erste Popstar der Literaturgeschichte. Er hing mit den Jungs von The Who ab und landete 1966 mit seinem Debüt, „Dandy in Aspik“, einen Millionenseller. Ein popsubversiver Spionageroman, denn da Marlowe anders als le Carré und Len Deighton keinerlei Ahnung vom MI5 und MI6 hatte, ließ er seiner Fantasie freien Lauf und schuf den sowjetischen Doppelagenten und Auftragskiller Krasnevin, der als Alexander Eberlin im MI5 einem langweiligen Bürojob nachgeht und sich ansonsten in Swinging London als Dandy inszeniert. Das hätte ewig so weitergehen können, hätte er nicht eines Tages den Befehl erhalten, nach Berlin zu fliegen und sich selbst aufzuspüren. *(Elsinor)* **GUNTER BLANK**

Les Edgerton
Primat des Überlebens
★★★★☆
Atemberaubender Noir, an Springsteen erinnernd

Die Three-Strike-Rule kennt keine Ausnahmen - nach zwei Verurteilungen bedeutet die dritte lebenslänglich, und wenn es ein Ladendiebstahl ist. Das weiß auch Jake Bishop. Doch obwohl mit Job, Frau und Kind glücklich rehabilitiert, glaubt er einem alten Zellenkumpel etwas schuldig zu sein und lässt sich dazu drängen, einen Juwelier auszurauben. Wie immer läuft alles anders als geplant, ein schmieriger Auftraggeber, Erpressung, kleine Brüder, à la Springsteens *„Nebraska“*, es kommt, wie’s kommt, und obwohl man das Ende ahnt, erzählt der Ex-Soldat und Ex-Knacki mit Uniabschluss Edgerton so schnörkel- und mitleidslos, dass man sich freut, dass Pageturner und große Literatur endlich einmal zusammenfallen. *(Pulp Master)* **GB**

Jörn Glasenapp
Taylor Swift. 100 Seiten
★★★★☆
Alles über den größten Popstar der Welt

In sozialen Medien kursiert eine Montage zweier Porträtfotos: von Taylor Swift und Stevie Nicks. Darunter steht, Erstere singe weinerliche Songs über ihre Ex-Liebhaber, Letztere habe bei Fleetwood Mac ihren Ex Gitarre spielen lassen, während sie Lieder darüber sang, was für ein Arschloch er sei. Letzteres sei „badass“, Ersteres, wird impliziert, nicht.

Nun, ein Song wie „Shake It Off“ ist vieles, aber nicht weinerlich. Und Stevie Nicks entwickelte durch die Stress-Situation mit ihrem Ex Lindsey Buckingham eine Kokainsucht, die sie beinahe das Leben kostete, während Taylor Swift ihre Karriereabschnitte aus der retrospektiven und somit gesünderen Verarbeitung ihres Privatlebens zimmert. Selbstoptimierung ist das neue Badass.

Wie effektiv Swift mit dieser Interpretation von Work-Life-Balance Empowerment verkörpert und mit den Swifties die größte Fangemeinde der Popgeschichte seit der Beatlemania versammelt hat, erzählt der Kulturwissenschaftler Jörn Glasenapp in diesem Band aus der Reclam-Reihe „100 Seiten“: Wandlung vom Country- zum Popstar, Beef mit Kanye, Selbstermächtigung durch Neuaufnahme der Alben, deren Rechte an andere verkauft wurden, Aufarbeitung gescheiterter Beziehungen bzw. Quasi-Public-Shaming diverser Ex-Lover in Songform und damit einhergehende Imageprobleme.

Kennt man größtenteils. Doch wirkt Glasenapps Begeisterung ansteckend. Als unverhohlener Swiftie bringt er uns Swifts schiere Macht neu nahe und lehrt uns Ehrfurcht vor ihrer Beharrlichkeit. Er findet Argumente gegen Kritik an ihrem vermeintlichen Karrierekalkül bei ihrer Zurückhaltung, sich von Trumpisten zu distanzieren (sie tat es ja dann schließlich doch explizit), und bei ihrer von manchen als „Queerbait“ empfundenen Weise, die LGBTQI-Communities abzubilden, und analysiert anhand ihrer Videos, wie sie den Fans in aller Welt zum Vorbild in Selbstakzeptanz wird. Stevie Nicks würde sagen: „You can go your own way.“ *(Reclam)* **JOHANNES VON WEIZSÄCKER**

The Look

EINE FOTOKOLUMNE VON THOMAS KRETSCHMANN

Margot Friedländer, Berlin, 2024

„When was that summer when the skies were blue?/
The bright red cardinal flew down from his tree/
You tell me

When was that summer when it never rained?/
The air was buzzin' with the sweet old honey bee/
Let's see/ You tell me

Were we there, was it real?/
Is it truly how I feel?/
Maybe/ You tell me

Were we there, is it true?/
Was I really there with you?/
Let's see/ You tell me …"

„You Tell Me", Paul McCartney, *„Memory Almost Full"*, 2007

Jeden Monat schickt uns der Schauspieler Thomas Kretschmann ein Foto mit Songzeilen oder einer kleinen Geschichte. Dieses ist das achtundsechzigste.

BAR
Ready for something unreal?
planted.
Well, the times they are a-changin. Crazy. But that's how it goes. Welcome to the unreal world.
Imagine, you're on the road again. On a dark desert highway, cool wind in your hair. Just to follow every move we make.
Because you can't live from strawberry fields forever. Be an unreal wild child, drink beer, raise hell and just eat it. Eat it.
Did we leave you dazed and confused? Let's get unreal. Scan the code and come as you are, or go your own way.

act ii

COWBOY CARTER

OUT NOW

SHOP.BEYONCE.COM